**Der Schwalbenturm**

Andrzej Sapkowski

Aus dem Polnischen von Erik Simon

1

*Sie kamen nach Dun Dâre in grabesschwarzer Nacht,* Wo *man die Hexerin verborgen wähnte, Umzingelten das Dorf von allen Seiten rings, Damit sie ihnen nicht entkommen könnte. So wollten sie sie fassen in grabesschwarzer Nacht, Doch konnte ihre Tücke nichts erreichen: Es lagen anderntags, eh bleich die Sonne stieg, Auf kältestarrer Straße dreißig Leichen.*

Die Moritat von den erschrecklichen Dingen, welche sich in der Nacht auf Saovine in Dun Dâre zugetragen haben

*»Ich kann dir alles geben, was du willst«, sagte die Fee. »Reichtum, Macht und eine Krone, Ruhm, ein langes und glückliches Leben. Wähle.«*

*»Ich will weder Reichtum noch Ruhm, weder Macht noch eine Krone«, erwiderte die Hexerin. »Ich will ein Pferd, das soll schwarz sein und wie der Nachtwind nicht einzuholen. Ich will ein Schwert, das soll hell und scharf sein wie das Mondlicht. Ich will in schwarzer Nacht auf meinem schwarzen Pferd durch die Welt reiten, ich will die Mächte des Bösen und der Finsternis mit meinem lichthellen Schwert schlagen. Danach verlangt es mich.«*

*»Ich will dir ein Pferd geben, das ist schwärzer als die Nacht und schneller als der Nachtwind«, versprach die Fee. »Ich will dir ein Schwert geben, das ist heller und schärfer als ein Strahl Mondlicht. Aber du verlangst nicht wenig, Hexerin, darum wirst du mich teuer bezahlen müssen.«*

*»Womit? Ich habe doch nichts.«*

*»Mit deinem Blute.«*

Flourens Delannoy, *Märchen und Volkssagen*

Wie allgemein bekannt, dreht sich das Weltall – wie auch das Leben – im Kreis. Es ist ein Rad, auf dessen Felge acht magische Punkte markiert sind, die eine ganze Umdrehung ergeben, also den Jahreszyklus. Diese Punkte, die sich auf der Radfelge paarweise genau gegenüberliegen, sind: Imbaelk oder die Knospung, Lammas oder die Reife, Belleteyn oder die Blüte und Saovine oder das Absterben. Auf dem Rad sind auch die beiden Sonnenwenden bezeichnet, Midinvaerne im Winter und Midaete im Sommer. Des Weiteren gibt es die beiden Tagundnachtgleichen, Beith im Frühjahr und Velen im Herbst. Diese Daten teilen den Radumfang in acht Teile – und so wird im Elfenkalender auch das Jahr unterteilt.

Als sie an den Stränden in der Gegend der Mündungen von Jaruga und Pontar landeten, brachten die Menschen ihren eigenen Kalender mit, der auf dem Mond beruhte und das Jahr in zwölf Monate einteilte. Doch obwohl die Menschen das Jahr anders einteilten und das Datum anders zählten, nahmen sie das Rad der Elfen mit den acht Punkten an. Die aus dem Elfenkalender übernommenen Imbaelk und Lammas, Saovine und Belleteyn, die beiden Sonnenwenden und die beiden Tagundnachtgleichen wurden auch bei den Menschen zu wichtigen Feiertagen. Sie ragten unter den anderen Daten so hervor, wie ein einzeln stehender Baum aus einer Wiese hervorragt.

Denn es ist die Magie, die diese Daten auszeichnet.

Es war und ist kein Geheimnis, dass jene acht Daten die Tage und Nächte sind, da die zauberische Aura außergewöhnlich an Kraft gewinnt. Niemand wundert sich mehr über die magischen Phänomene und die rätselhaften Erscheinungen, die mit diesen acht Daten einhergehen, insbesondere mit den Tagundnachtgleichen und den Sonnenwenden. An derlei Phänomene haben sich alle längst gewöhnt, und sie erregen selten größeres Aufsehen.

Dieses Jahr aber war es anders.

Dieses Jahr begingen die Menschen die Herbst-Tagundnachtgleiche wie üblich mit einem feierlichen Abendessen im Kreise der Familie, wobei möglichst viele Früchte der diesjährigen Ernte auf dem Tisch liegen mussten, und sei es auch jede nur in einem Exemplar. So verlangte es der Brauch. Nachdem sie gegessen und der Göttin Melitele für die Ernte gedankt hatten, gingen die Menschen zur Ruhe. Und da begann Grauenvolles.

Unmittelbar vor Mitternacht brach ein schreckliches Unwetter los, ein höllischer Sturm kam auf, in dem durch das Rauschen der fast bis zur Erde gebeugten Bäume, das Knarren der Dachsparren und Klappern der Fensterläden hindurch ein gespenstisches Heulen, Schreien und Wehklagen zu hören war. Die am Himmel einherjagenden Wolken nahmen phantastische Gestalten an, unter denen sich am häufigsten die Silhouetten galoppierender Pferde und Einhörner wiederholten. Der Sturm hielt gut eine Stunde lang an, in der plötzlichen Stille jedoch, die danach eintrat, erfüllten Hunderte von Ziegenmelkern die Luft mit ihrem Schnurren und Flügelklatschen, jene geheimnisvollen Vögel, die sich dem Volksglauben zufolge zusammenfinden, um über jemandem, der in den letz- ten Zügen liegt, eine dämonische Totenklage zu singen. Diesmal war der Chor der Ziegenmelker so groß und laut, als liege die ganze Welt im Sterben.

Die Ziegenmelker sangen mit wilden Stimmen die Totenklage, den Himmel jedoch bedeckten Wolken, die den Rest des Mondlichtes auslöschten. Da begann eine schreckliche Beann'shie zu heulen, die jemandes raschen und gewaltsamen Tod ankündigte, und am schwarzen Himmel preschte die Wilde Jagd einher – ein Heerhaufe flammenäugiger Gespenster auf Pferdegerippen, mit laut flatternden Fetzen von Kleidung und Standarten. Wie alle paar Jahre sammelte die Wilde Jagd ihre Ernte ein, doch seit Jahrzehnten war sie nicht so entsetzlich gewesen – allein in Nowigrad zählte man über zwanzig spurlos verschwundene Personen.

Als die Jagd vorübergaloppiert war und sich die Wolken verzogen, erblickten die Menschen den Mond – abnehmend, wie gewöhnlich zur Zeit der Tagundnachtgleiche. In jener Nacht aber hatte er die Farbe von Blut.

Das einfache Volk hatte für die Phänomene der Tagundnachtgleiche viele Erklärungen, die sich übrigens erheblich voneinander unterschieden, je nach den Eigenheiten der regionalen Dämonologie. Astrologen, Druiden und Zauberer hatten ebenfalls Erklärungen, die aber größtenteils irrig und aus dem Stegreif zusammengeschustert waren. Es gab wenig, ungewöhnlich wenig Menschen, die diese Erscheinungen in Zusammenhang mit Tatsachen zu bringen vermochten.

Auf den Skellige-Inseln zum Beispiel sahen ein paar besonders Abergläubische in den merkwürdigen Vorgängen eine Ankündigung von Tedd Deireádh, des Weltendes, der prophezeiten Schlacht Ragh nar Roog, des Endkampfes zwischen Licht und Finsternis. Die mächtige Sturmflut, die in der Nacht der Herbst- Tagundnachtgleiche gegen die Inseln donnerte, hielten die Abergläubischen für die Bugwelle des grausigen Naglfar von Morhögg, des Drachenbootes, auf dem die Armee von Gespenstern und Dämonen des Chaos fährt und dessen Bordwände aus den Fingernägeln der Toten gebaut sind. Aufgeklärtere und besser informierte Leute brachten das Toben von Himmel und Meer indes mit der Person der bösen Zauberin Yennefer in Verbindung – mit ihrem schrecklichen Tode. Wieder andere – die noch besser informiert waren – sahen in dem aufgewühlten Meer ein Zeichen, dass da jemand im Sterben lag, in dessen Adern das Blut der Könige von Skellige und Cintra floss.

Überall auf der Welt war die Nacht der Herbst-Tagundnachtgleiche auch eine Nacht von Albträumen und Wahn- gesichten, eine Nacht, in der so mancher plötzlich in schweißnassen und zerwühlten Laken erwachte, beklommen und angsterfüllt. Die Gesichte und das jähe Erwachen machten auch um die hellsten Köpfe keinen Bogen – im Goldtürmigen Nilfgaard erwachte mit einem Schrei Kaiser Emhyr var Emreis. Im Norden, in Lan Exeter, fuhr König Esterad Thyssen im Bett auf, dass seine Gemahlin, Königin Suleyka, wach wurde. In Dreiberg schreckte der Erzspion Dijkstra auf und griff nach dem Stilett, und wach wurde davon die Gemahlin des Schatzministers. Im Schloss Montecalvo fuhr die Zauberin Philippa Eilhart aus dem Schlaf, ohne die Gemahlin des Grafen de Noailles zu wecken. Es erwachten – mehr oder weniger jäh – der Zwerg Yarpen Zigrin in Mahakam, der alte Hexer Vesemir in der Bergfeste Kaer Morhen, der Bankangestellte Fabio Sachs in der Stadt Gors Velen, der Jarl Crach an Craite auf dem Deck des Drachenbootes »Ringhorn«. Es erwachte die Zauberin Fringilla Vigo im Schloss Beauclair, es erwachte die Priesterin Sigrdrifa im Tempel der Göttin Freyja auf der Insel Hindarsfjall. Es erwachte Daniel Etcheverry, Graf Garramone, in der belagerten Festung Maribor. Zyvik, Berittführer beim Grauen Fähnlein, im Fort Ban Gleân. Der Kaufmann Dominik Bombastus Houvenaghel in dem Städtchen Claremont. Und viele, viele andere.

Nur wenige waren jedoch imstande, all diese Erscheinungen und Phänomene mit einer wirklichen, konkreten Tatsache in Verbindung zu bringen. Und mit einer konkreten Person. Der Zufall wollte es, dass drei von diesen Leuten die Nacht des Herbst-Äquinoktiums unter einem Dache verbrachten. Im Tempel der Göttin Melitele in Ellander.

»Ziegenmelker ...«, stöhnte der Schreiber Jarre, den Blick in die Dunkelheit gerichtet, die über dem Tempelpark lag. »Es sind wohl Tausende, ganze Schwärme ... Sie schreien von jemandes Tod ... Von ihrem Tod ... Sie stirbt...«

»Red keinen Unsinn!« Triss Merigold drehte sich jäh um, die geballte Hand erhoben; einen Augenblick lang sah es aus, als wolle sie den jungen Mann vor die Brust stoßen oder schlagen. »Glaubst du an dummen Aberglauben? Der September geht zu Ende, die Vögel sammeln sich zum Abflug! Das ist ganz natürlich!«

»Sie stirbt...«

»Niemand stirbt!«, schrie die Zauberin bleich vor Zorn. »Niemand, verstehst du? Hör auf, dummes Zeug zu reden!«

Im Korridor der Bibliothek fanden sich nach und nach Adeptinnen ein, die der nächtliche Alarm geweckt hatte. Ihre Gesichter waren ernst und blass.

»Jarre.« Triss hatte sich beruhigt, sie legte dem Burschen die Hand auf die Schulter, drückte kräftig. »Du bist der einzige Mann im Tempel. Wir alle blicken auf dich, suchen bei dir Halt und Hilfe. Du darfst dich nicht fürchten, darfst nicht in Panik verfallen. Beherrsche dich. Enttäusche uns nicht.«

Jarre holte tief Luft, versuchte, das Zittern seiner Hände und Lippen zu unterdrücken. »Das ist keine Furcht ...«, flüsterte er und wich dem Blick der Zauberin aus. »Ich fürchte mich nicht, ich mache mir Sorgen! Um sie. Ich habe im Traum gesehen ...«

»Ich habe es auch gesehen«, presste Triss hervor. »Wir hatten denselben Traum, du, ich und Nenneke. Aber kein Wort davon.«

»Das Blut auf ihrem Gesicht... So viel Blut...«

»Sei still, bitte. Nenneke kommt.«

Die Erzpriesterin trat zu ihnen. Ihr Gesicht war müde. Auf die stumme Frage von Triss antwortete sie mit einer verneinenden Kopfbewegung. Als sie sah, dass Jarre zum Sprechen ansetzte, kam sie ihm zuvor.

»Nichts, leider. Die Wilde Jagd ist über den Tempel dahingezogen, fast alle sind erwacht, aber keine hatte eine Vision. Nicht einmal so eine nebelhafte wie wir. Geh schlafen, Junge, du hast hier nichts zu schaffen. Mädchen, bitte, ins Dormitorium!« Sie rieb sich mit beiden Händen Gesicht und Augen. »Ach ... Das Äquinoktium! Eine verdammte Nacht ... Geh, leg dich hin, Triss. Wir können nichts tun.«

»Diese Ohnmacht« – die Zauberin ballte die Fäuste –»bringt mich zur Raserei. Bei dem Gedanken, dass sie dort irgendwo leidet, dass sie blutet, dass ihr ... Verdammt, wenn ich nur wüsste, was ich machen soll!«

Nenneke, die Erzpriesterin im Tempel der Melitele, wandte sich um. »Hast du es mit Beten versucht?«

Im Süden, weit hinter den Amellbergen, in Ebbing, in einer Gegend namens Pereplut, wo die Flüsse Velde, Lete und Arete ausgedehnte Sumpfebenen durchschneiden, an einem Ort achthundert Meilen in gerader Linie von der Stadt Ellander und dem Tempel der Melitele entfernt, riss gegen Morgen ein Albtraum den alten Einsiedler Vysogota aus dem Schlafe. Als er wach war, vermochte sich Vysogota partout nicht an den Inhalt des Traumes zu erinnern, doch eine seltsame Unruhe ließ ihn nicht wieder einschlafen.

»Kalt, kalt, kalt, brrr«, redete Vysogota vor sich hin, während er den Pfad durchs Röhricht entlangging. »Kalt, kalt, brrr.«

Wieder war eine Falle leer. Keine einzige Bisamratte. Ein außerordentlich schlechter Fang. Vysogota reinigte die Falle von Schlick und Wasserlinsen, stieß dabei Verwünschungen aus und schniefte durch die kalt gewordene Nase.

»Kalt, brrr, hu-ha«, murmelte er, während er zum Rand des Sumpfes ging. »Dabei ist es noch September! Dabei ist es erst vier Tage nach der Tagundnachtgleiche! Ha, an solche Kälte Ende September kann ich mich nicht erinnern, solang ich lebe. Und ich lebe ja schon ziemlich lange!«

Die nächste Falle – schon die vorletzte – war ebenfalls leer. Vysogota war sogar das Fluchen vergangen.

»Kein Zweifel«, quasselte er beim Gehen, »das Klima wird von Jahr zu Jahr kälter. Und jetzt sieht es aus, als ob die Abkühlung lawinenartig voranschreiten wird. Ha, die Elfen haben das schon vor langer Zeit vorhergesehen, aber wer hat an Prophezeiungen der Elfen geglaubt?«

Über dem Kopf des Greises begannen wieder kleine Flügel zu schwirren, huschten graue, unheimlich schnelle Gestalten dahin. Der Nebel über dem Sumpfland ertönte abermals vom wilden, abgehackten Schnurren der Ziegenmelker, vom raschen Flügelschlag. Vysogota beachtete die Vögel nicht. Abergläubisch war er nicht, und Ziegenmelker gab es in den Sümpfen immer reichlich, vor allem im Morgengrauen flogen sie so dicht, dass einem angst werden konnte, am Kopf gestreift zu werden. Nun ja, vielleicht waren es nicht immer so viele wie jetzt, vielleicht riefen sie nicht immer so unheimlich ... Je nun, in letzter Zeit spielte die Natur sonderbare Streiche, ein Kuriosum jagte das andere, jedes immer noch kurioser als das vorangehende.

Er zog gerade die letzte – leere – Falle aus dem Wasser, als er ein Pferd wiehern hörte. Die Ziegenmelker verstummten auf einen Schlag, wie auf Kommando.

Im Sumpfland des Pereplut gab es Werder, trockene, höher gelegene Stellen, bewachsen von Schwarzbirke, Erle, Hartriegel, Kornelkirsche und Schlehdorn. Die meisten Werder waren derart vollständig von Moor umgeben, dass ein Pferd oder ein Reiter, der die Pfade nicht kannte, absolut unmöglich dort hingelangen konnte. Trotzdem kam das Wiehern – Vysogota hörte es abermals – just von solch einem Werder.

Seine Neugier überwand die Vorsicht.

Vysogota kannte sich mit Pferden und ihren Rassen schlecht aus, doch er war ein Ästhet, er vermochte Schönheit zu erkennen und zu schätzen. Und der Rappe, dessen Fell wie Anthrazit glänzte und den er vor dem Hintergrund der Birkenstämme erblickte, war ausnehmend schön. Er war die reine Quintessenz der Schönheit. Er war so schön, dass er irreal wirkte.

Aber er war real. Und steckte ganz real in einer Falle, mit Zügeln und Zaumzeug in den blutroten, hakigen Zweigen des Hartriegels. Als Vysogota näher heranging, spitzte das Pferd die Ohren, stampfte, dass der Boden bebte, warf den anmutigen Kopf hin und her, drehte sich um. Jetzt war zu sehen, dass es sich um eine Stute handelte. Und noch etwas war zu sehen. Etwas, das Vysogotas Herz wie rasend loshämmern und die unsichtbaren Scheren des Adrenalins ihm die Gurgel abschnüren ließ.

Hinter dem Pferd, in einer flachen Mulde, lag ein Leichnam.

Vysogota ließ den Korb fallen. Und schämte sich für seinen ersten Gedanken: kehrtzumachen und wegzulaufen. Er ging näher, wahrte Vorsicht, denn die Rappstute stampfte, legte die Ohren an, bleckte die Zähne an der Gebissstange und wartete nur darauf, dass sie ihn beißen oder treten könnte.

Es war die Leiche eines vielleicht halbwüchsigen Burschen. Er lag mit dem Gesicht zum Boden, die eine Hand gegen den Körper gepresst, die andere ausgestreckt und in den Sand gekrallt. Der Bursche trug ein kurzes Wildlederwams, eine eng anliegende Lederhose und bis zu den Knien reichende Elfenstiefel mit Schnallen.

Vysogota beugte sich hinab, und in diesem Augenblick stöhnte die Leiche laut. Die schwarze Stute wieherte an- haltend, trommelte mit den Hufen auf den Boden.

Der Einsiedler kniete sich hin, drehte den Verwundeten vorsichtig herum. Instinktiv riss er den Kopf zurück und zischte, als er die grässliche Maske von Schmutz und getrocknetem Blut sah, die der Bursche statt eines Gesichts hatte. Sorgsam löste er Moos, Blätter und Sand von dem mit Schleim und Speichel überzogenen Mund, versuchte, die von Blut zu einem harten Weichselzopf zusammengeklebten Haare von der Wange abzuziehen. Der Verwundete stöhnte dumpf auf, spannte sich an. Und begann zu zittern. Vysogota löste ihm die Haare vom Gesicht.

»Ein Mädchen«, sagte er laut, außerstande, zu glauben, was er direkt vor der Nase hatte. »Es ist ein Mädchen.«

Wenn es an diesem Tage jemandem gelungen wäre, sich nach Einbruch der Dunkelheit zu der inmitten der Sümpfe verborgenen Hütte mit dem eingesackten und moosbewachsenen Strohdach zu schleichen, wenn er durch die Spalten in den Fensterläden gelugt hätte, hätte er im von Talglichtern spärlich erhellten Inneren ein halbwüchsiges Mädchen erblickt, dessen Kopf dick mit Verbänden umwickelt war. Sie ruhte reglos, fast leichenstarr auf einer mit Fellen bedeckten Pritsche. Er hätte auch einen Greis mit grauem Spitzbart und langen weißen Haaren erblickt, die dem Alten vom Rande einer mächtigen Glatze, die die Stirn bis weit hinter den Scheitel verlängerte, auf Schultern und Rücken fielen. Er hätte gesehen, wie der Alte noch ein Talglicht anzündete, wie er eine Sanduhr auf den Tisch stellte, wie er eine Feder spitzte, sich über einen Bogen Pergament beugte. Wie er nachdachte und in Gedanken etwas vor sich hinmurmelte, ohne den Blick von dem Mädchen auf der Pritsche zu wenden.

Doch das war nicht möglich. Niemand konnte das sehen. Die Hütte des Einsiedlers Vysogota war gut inmitten der Sümpfe verborgen. In einer ewig in Nebel gehüllten Einöde, in die sich niemand wagte.

»Schreiben wir« – Vysogota senkte die Feder in die Tinte –»wie folgt. Es ist die dritte Stunde nach der Behandlung. Diagnose: *vulnus incisivum,* Schnittwunde, zugefügt mit großer Kraft mit einem scharfen Gegenstand unbekannter Art, vermutlich mit gekrümmter Schneide. Umfasst die linke Gesichtshälfte, ausgehend von der Gegend unterhalb der Augenhöhle verläuft sie über die Wange bis in die Gegend des Kaumuskels. Am tiefsten, nämlich bis zur Knochenhaut, reicht die Wunde im Anfangsteil, unterhalb der Augenhöhle auf dem Jochbein. Geschätzter Zeitraum, der von der Verwundung bis zum Augenblick der Erstversorgung verstrichen ist: zehn Stunden.«

Die Feder kratzte übers Pergament, doch das Kratzen dauerte nur ein paar Augenblicke. Und ein paar Zeilen lang. Vysogota hielt nicht alles, was er vor sich hinsagte, für wert, aufgeschrieben zu werden.

»Um wieder zur Versorgung der Wunde zu kommen«, fuhr er nach einer Weile fort, während er in die flackernde und rußende Flamme eines Talglichtes blickte, »schreiben wir wie folgt. Ich habe die Wundränder nicht aufgeschnitten, sondern mich darauf beschränkt, einige nicht durchblutete Lappen und natürlich die Blutgerinnsel zu entfernen. Ich habe die Wunde mit einem Extrakt aus Weidenrinde ausgewaschen. Ich habe Verunreinigungen und Fremdkörper entfernt. Ich habe Nähte gelegt. Aus Hanf. Andere Arten von Fäden, sei fest gehalten, hatte ich nicht zur Verfügung. Ich habe einen Umschlag aus Bergarnika angewandt und einen Formverband aus Musselin angelegt.«

In die Mitte der Hütte kam eine Maus gelaufen. Vysogota warf ihr ein kleines Stückchen Brot hin. Das Mädchen auf der Pritsche atmete unruhig, stöhnte im Schlaf.

»Achte Stunde nach der Behandlung. Zustand der Kranken: unverändert. Zustand des Arztes ... Das heißt, meiner, hat sich verbessert, denn ich habe ein wenig Schlaf gefunden ... Ich kann die Notizen fortführen. Denn es ist angebracht, diesen Unterlagen einige Informationen über meine Patientin anzuvertrauen. Für die Nachwelt. Soweit irgendeine Nachwelt in diese Sümpfe gelangt, ehe hier alles vermodert und zu Staub zerfällt.«

Vysogota seufzte schwer, tauchte die Feder ein und wischte sie am Rand des Tintenfasses ab.

»Was die Patientin angeht«, murmelte er, »soll notiert werden wie folgt. Alter anscheinend ungefähr sechzehn Jahre, groß, von mäßig schlanker, aber keineswegs hagerer Statur, ohne Anzeichen von Unterernährung. Muskulatur und Körperbau, wie sie eher für eine junge Elfe typisch sind; es wurden aber keine Merkmale eines Mischlings festgestellt ... bis einschließlich Viertelelfe. Ein geringerer Anteil von Elfenblut kann bekanntlich vorkommen, ohne Spuren zu hinterlassen.«

Erst jetzt schien es Vysogota aufzufallen, dass er noch keine einzige Rune auf den Bogen geschrieben hatte, kein einziges Wort. Er setzte die Feder aufs Papier, doch die Tinte war getrocknet. Der Alte kümmerte sich nicht darum.

»Notiert werden soll auch«, fuhr er fort, »dass das Mädchen nie ein Kind geboren hat. Und ebenso, dass es auf dem Körper keinerlei alte Male, Narben, Schrammen gibt, keine Spuren, wie sie schwere Arbeit, Unfälle, ein risikoreiches Leben hinterlassen. Ich betone: Es ist von alten Spuren die Rede. An frischen Spuren fehlt es an ihrem Körper nicht. Das Mädchen ist geschlagen worden. Verprügelt, und keineswegs von väterlicher Hand. Wahrscheinlich auch mit Stiefeln getreten.

Ich habe an ihrem Körper ein recht sonderbares Zeichen eigener Art gefunden ... Hmmm ... Schreiben wir es auf, im Interesse der Wissenschaft ... In der Leistengegend, direkt neben dem Schamhügel, hat das Mädchen eine tätowierte rote Rose.«

Vysogota betrachtete konzentriert das angespitzte Ende der Feder, worauf er sie ins Tintenfass tauchte. Diesmal vergaß er jedoch nicht, zu welchem Zweck er das tat – er begann, den Bogen geschwind mit gleichmäßigen Zeilen schräger Schrift zu füllen. Er schrieb, bis die Feder trocken war.

»Halb bei Bewusstsein, hat sie gesprochen und geschrien«, fuhr er fort. »Ihr Akzent und ihre Ausdrucksweise, abgesehen von zahlreichen Einsprengseln aus dem obszönen Jargon der Kriminellen, sind ziemlich verwirrend, schwer einzuordnen, doch ich würde die Behauptung wagen, dass sie eher aus dem Norden als aus dem Süden stammen. Manche Wörter ...«

Wieder kratzte er mit der Feder übers Pergament, nicht allzu lange, viel zu kurz, um alles aufzuschreiben, was er zuvor gesagt hatte. Worauf er den Monolog wieder aufnahm, genau dort, wo er ihn unterbrochen hatte.

»Manche Wörter, Namen und Bezeichnungen, die das Mädchen im Fieberwahn gestammelt hat, sind es wert, festgehalten zu werden. Und untersucht. Alles weist darauf hin, dass eine sehr, wirklich sehr ungewöhnliche Person den Weg zur Hütte des alten Vysogota gefunden hat ...« Er schwieg eine Weile, lauschte.

»Wenn nur«, murmelte er, »die Hütte des alten Vysogota sich nicht als Ende ihres Weges erweist.«

Vysogota beugte sich übers Pergament und setzte sogar die Feder auf, schrieb aber nichts, keine einzige Rune. Er warf die Feder auf den Tisch. Eine Weile lang schnaubte er, murmelte zornig, schniefte. Er schaute zur Pritsche hin, hörte auf die von dort herandringenden Laute.

»Man muss feststellen und notieren«, sagte er mit müder Stimme, »dass es sehr schlecht steht. Alle meine Bemühungen und Maßnahmen können sich als unzureichend erweisen, meine Anstrengungen als vergeblich. Meine Befürchtungen waren begründet. Die Wunde ist infiziert. Das Mädchen hat hohes Fieber. Es sind bereits drei von den vier Hauptanzeichen einer schweren Entzündung aufgetreten. *Rubor, calor* und *tumor* kann man schon jetzt durch Augenschein und Berührung feststellen. Wenn der Schock nach der Behandlung vorübergeht, wird auch das vierte auftreten: *dolor.* Es soll vermerkt werden, dass fast ein halbes Jahrhundert vergangen ist, seit ich mich der medizinischen Praxis gewidmet habe; ich spüre, wie die Jahre auf meinem Gedächtnis und meiner Fingerfertigkeit lasten. Meine Fähigkeiten sind gering, meine Möglichkeiten noch geringer. An Mitteln und Medikamenten habe ich so gut wie gar nichts. Alle Hoffnung ruht auf den Schutzmechanismen des jungen Organismus ...«

»Zwölfte Stunde nach der Behandlung. Erwartungsgemäß hat sich das vierte Hauptmerkmal einer Infektion eingestellt: *dolor.* Die Kranke schreit vor Schmerzen; Fieber und Krämpfe nehmen zu. Ich habe nichts, kein Mittel, das ich ihr geben könnte. Ich verfüge über eine geringe Menge von Datura-Elixier, doch das Mädchen ist zu schwach, um seine Wirkung zu überleben. Ich habe auch etwas Aconitum, aber Aconitum würde sie unweigerlich umbringen.«

»Fünfzehnte Stunde nach der Behandlung. Das Fieber nimmt zu. *Rubor, calor, tumor* und *dolor* erreichen, wie mir scheint, die Grenze des Erträglichen. Aber das Mädchen hat keine Chancen zu überleben, auch nur bis an diese Grenzen zu leben. So werde ich denn schreiben ... Ich, Vysogota von Corvo, glaube nicht an die Existenz von Göttern. Doch wenn sie zufällig existieren sollten, mögen sie dieses Mädchen beschützen. Und mir mögen sie verzeihen, was ich getan habe ... Wenn das, was ich getan habe, sich als Irrtum erweist.«

Vysogota legte die Feder weg, rieb sich die geschwollenen und juckenden Lider, presste die Fäuste gegen die Schläfen.

»Ich habe ihr eine Mischung von Datura und Aconitum gegeben«, sagte er dumpf. »In den nächsten Stunden wird sich alles entscheiden.«

Er schlief nicht, döste nur vor sich hin, als ihn ein Poltern aus dem Dösen riss, begleitet von einem Stöhnen. Eher vor Wut als vor Schmerz.

Draußen tagte es, die Ritzen der Fensterläden ließen einen winzigen Lichtschein durch. Die Sanduhr war abgelaufen, und das seit langem – Vysogota hatte wie üblich vergessen, sie umzudrehen. Das Talglicht glomm kaum noch, die rubinrote Glut der Feuerstelle erhellte schwach einen Winkel der Hütte. Der Greis stand auf, schob den improvisierten Wandschirm beiseite, mit dem er die Pritsche vom übrigen Raum abgetrennt hatte, um der Kranken Ruhe zu verschaffen.

Die Kranke hatte es schon wieder geschafft, vom Fußboden aufzustehen, auf den sie soeben gefallen war; sie saß am Rande der Lagerstatt und versuchte, sich das Gesicht unterm Verband zu kratzen.

Vysogota räusperte sich. »Ich habe dich gebeten, nicht aufzustehen. Du bist zu sehr geschwächt. Wenn du etwas willst, ruf. Ich bin immer in der Nähe.«

»Ich will gerade nicht, dass du in der Nähe bist«, sagte sie leise, fast ohne den Mund zu bewegen, doch durchaus verständlich. »Ich will pinkeln.«

Als er zurückkam, um den Nachttopf wegzubringen, lag sie rücklings auf der Pritsche und rieb auf dem Verband, der mit Stoffstreifen um Stirn und Hals an der Wange befestigt war. Als er nach einer Weile wieder zu ihr trat, hatte sie ihre Lage nicht verändert.

»Vier Tage?«, fragte sie, den Blick zur Decke gerichtet.

»Fünf. Seit unserem letzten Gespräch ist fast ein Tag vergangen. Du hast den ganzen Tag durchgeschlafen. Das ist gut. Du brauchst Schlaf.«

»Ich fühle mich besser.«

»Das freut mich zu hören. Lass uns den Verband abnehmen. Ich helfe dir, dich hinzusetzen. Halt dich an meiner Hand fest.«

Die Wunde heilte gut und trocken, diesmal ging es fast ohne das schmerzhafte Abreißen des Verbandes vom Grind ab. Das Mädchen berührte vorsichtig die Wange. Sie verzog das Gesicht, doch Vysogota wusste, dass das nicht nur am Schmerz lag. Sie überzeugte sich jedes Mal wieder davon, wie ausgedehnt die Verletzung war, wusste um den Ernst der Wunde. Sie vergewisserte sich – mit Entsetzen –, dass das, was sie bei der vorangehenden Berührung gefühlt hatte, kein Fiebertraum war.

»Hast du irgendeinen Spiegel?«

»Nein«, log er.

Sie schaute ihn an, wohl zum ersten Mal vollends bei Bewusstsein. »Das heißt, so schlimm ist es?«, fragte sie und strich vorsichtig mit den Fingern über die Nähte.

»Es ist eine sehr ausgedehnte Verletzung«, stieß er hervor, wütend auf sich selbst, dass er sich vor einer Rotznase entschuldigte und rechtfertigte. »Dein Gesicht ist immer noch sehr geschwollen. In ein paar Tagen werde ich die Fäden ziehen, bis dahin werde ich Arnika und Weidenrindenextrakt auftragen. Den ganzen Kopf werde ich dir nicht mehr verbinden. Es heilt gut. Wirklich gut.«

Sie antwortete nicht. Sie bewegte Lippen und Kiefer, runzelte und verzog das Gesicht, probierte aus, was die Wunde erlaubte und was nicht.

»Ich habe eine Taubenbrühe gekocht. Isst du mit?«

»Ja. Aber diesmal versuche ich es selbst. Es ist erniedrigend, wie eine Gelähmte gefüttert zu werden.«

Sie aß lange. Den Holzlöffel führte sie vorsichtig und mit solcher Anstrengung zum Munde, als wiege er zwei Pfund. Doch sie kam ohne Hilfe von Vysogota aus, der sie mit Interesse beobachtete. Vysogota war neugierig – er brannte vor Neugier. Er wusste, dass mit der Genesung des Mädchens der Austausch von Ansichten beginnen würde, der vielleicht Licht auf den geheimnisvollen Fall werfen würde. Er wusste es und konnte den Augenblick kaum erwarten. Zu lange hatte er allein in der Einöde gelebt.

Das Mädchen war fertig mit Essen, ließ sich auf die Kissen fallen. Einen Moment lang schaute sie starr zur Decke, dann wandte sie den Kopf. Die ungewöhnlich großen grünen Augen, stellte Vysogota zum wiederholten Male fest, gaben ihrem Gesicht einen unschuldig kindlichen Ausdruck, der momentan in schreiendem Widerspruch zu dem hässlich verunstalteten Gesicht stand. Vysogota kannte diese Art von Schönheit – das großäugige ewige Kind, dessen Physiognomie instinktive Sympathie hervorruft. Ein ewiges Mädchen, selbst wenn der zwanzigste, ja sogar der dreißigste Geburtstag längst in Vergessenheit geraten ist. Ja, Vysogota kannte diese Art von Schönheit gut. Seine zweite Frau war so gewesen. Seine Tochter war so gewesen.

»Ich muss von hier verschwinden«, sagte das Mädchen plötzlich. »Und schnell. Ich werde verfolgt. Das weißt du doch.«

»Ich weiß.« Er nickte. »Das waren deine ersten Worte, die entgegen dem Anschein keine Fieberphantasien waren. Genauer gesagt, einige von den ersten. Zuerst hast du nach deinem Pferd und deinem Schwert gefragt. In dieser Reihenfolge. Als ich dir versichert habe, dass sich sowohl Pferd als auch Schwert in guter Obhut befinden, ist dir der Verdacht gekommen, ich sei der Komplize von irgendeinem Bonhart, darauf aus, dich nicht zu heilen, sondern dich einer Folter der Hoffnung zu unterziehen. Als ich dir diesen Irrtum mit einiger Mühe ausgeredet hatte, hast du dich als Falka vorgestellt und mir für die Rettung gedankt.«

»Das ist gut.« Sie drehte den Kopf zu den Kissen, als wolle sie der Notwendigkeit ausweichen, ihm in die Augen zu sehen. »Das ist gut, dass ich nicht vergessen habe, mich zu bedanken. Ich erinnere mich daran wie durch einen Nebel hindurch. Ich weiß nicht, was wirklich war und was Traum. Ich habe gefürchtet, ich hätte mich nicht bedankt. Ich heiße nicht Falka.«

»Das habe ich auch erfahren, wenn auch eher zufällig. Du hast im Fieber gesprochen.«

»Ich bin geflohen«, sagte sie, ohne sich umzudrehen. »Ein Flüchtling. Es ist gefährlich, mir Unterschlupf zu gewähren. Es ist gefährlich, zu wissen, wie ich wirklich heiße. Ich muss mich aufs Pferd setzen und fliehen, ehe sie mich hier aufspüren ...«

»Eben erst«, sagte er sanft, »hast du mit Mühe auf dem Nachttopf gesessen. Ich sehe dich nicht recht auf einem Pferd sitzen. Aber ich versichere dir, dass du hier außer Gefahr bist. Niemand wird dich hier aufspüren.«

»Gewiss werden sie mich aufspüren. Sie folgen meiner Spur, krempeln die Gegend um ...«

»Beruhige dich. Es regnet jeden Tag, niemand findet die Spur. Du bist hier in einer Einöde. Im Hause eines Einsiedlers, der sich von der Welt losgesagt hat. So, dass es auch der Welt nicht leichtfallen würde, ihn zu finden. Wenn du es aber möchtest, kann ich einen Weg suchen, um deinen Nächsten oder deinen Freunden Nachricht von dir zukommen zu lassen.«

»Du weißt nicht einmal, wer ich bin ...«

»Du bist ein verwundetes Mädchen«, fiel er ihr ins Wort. »Auf der Flucht vor jemandem, der nicht zögert, Mädchen zu verwunden. Möchtest du, dass ich irgendeine Nachricht übermittle?«

»Es gibt niemanden, dem du sie übermitteln könntest«, erwiderte sie nach einem Augenblick, und Vysogota hörte, wie sich die Stimme verändert hatte. »Meine Freunde leben nicht mehr. Sie sind alle ermordet worden.«

Er sagte dazu nichts.

»Ich bin der Tod«, fuhr das Mädchen mit tönender Stimme fort. »Jeder, der meinen Weg kreuzt, stirbt.«

»Nicht jeder«, widersprach er und schaute sie aufmerksam an. »Nicht Bonhart, der, dessen Namen du im Fieber geschrien hast, der, vor dem du jetzt fliehen willst. Dass er deinen Weg gekreuzt hat, hat eher dir geschadet. Hat er

... dich im Gesicht verwundet?«

»Nein.« Sie presste die Lippen zusammen, um etwas zu unterdrücken, das entweder ein Stöhnen oder ein Fluch war. »Im Gesicht hat mich der Uhu verwundet. Stefan Skellen. Aber Bonhart ... Bonhart hat mich viel schwerer verwundet. Tiefer. Habe ich auch davon im Fieber gesprochen?«

»Beruhige dich. Du bist geschwächt, du musst starke Erregung vermeiden.«

»Ich heiße Ciri.«

»Ich mache dir einen Umschlag mit Arnika, Ciri.«

»Warte noch ... einen Moment. Gib mir irgendeinen Spiegel.«

»Ich habe dir gesagt...«

»Bitte!«

Er tat, wie ihm geheißen, denn er war zu dem Schluss gelangt, dass es sein musste, dass er es nicht länger hinauszögern durfte. Er brachte sogar ein Talglicht. Damit sie besser sehen konnte, was mit ihrem Gesicht gemacht worden war.

»So also«, sagte sie mit veränderter, brechender Stimme. »So also. Ganz so, wie ich's mir dachte. Fast so, wie ich's mir dachte ...«

Er ging hinaus und zog den aus Brettern improvisierten Wandschirm hinter sich zu. Sie bemühte sich, leise zu schluchzen, dass er es nicht hörte. Sehr leise.

Tags darauf zog Vysogota die Hälfte der Fäden. Ciri betastete ihre Wange, zischte wie eine Schlange und beklagte sich über starke Ohrenschmerzen und eine Überempfindlichkeit des Halses im Kieferbereich. Doch sie stand auf, zog sich an und ging nach draußen. Vysogota hatte nichts dagegen. Er begleitete sie. Ihr zu helfen oder sie zu stützen brauchte er nicht. Das Mädchen war gesund und viel kräftiger, als zu erwarten war.

Erst draußen begann sie zu wanken, hielt sich am Türrahmen fest.

»Das ...« Sie schnappte heftig nach Luft. »Das ist vielleicht hundekalt! Frost, oder was? Ist schon Winter? Wie lange habe ich hier gelegen? Ein paar Wochen?«

»Genau sechs Tage. Wir haben den fünften Oktober. Aber der Oktober verspricht sehr kalt zu werden ...«

»Den fünften Oktober?« Sie runzelte die Stirn, zischte vor Schmerz. »Wie das? Zwei Wochen ...«

»Was? Was für zwei Wochen?«

»Egal.« Sie zuckte mit den Schultern. »Vielleicht verwechsle ich etwas ... Oder auch nicht. Sag mal, was stinkt denn hier so grässlich?«

»Felle. Ich fange Bisamratten, Biber, Nutrias und Fischotter, gerbe die Felle. Sogar ein Einsiedler muss von etwas leben.«

»Wo ist mein Pferd?«

»Im Stall.«

Die schwarze Stute begrüßte die Eintretenden mit lautem Wiehern, und Vysogotas Ziege sekundierte ihr mit Meckern, in dem eine große Unzufriedenheit klang, dass sie die Örtlichkeit mit einem Mitbewohner teilen musste. Ciri schlang dem Pferd die Arme um den Hals, tätschelte es, strich über die Mähne. Die Stute schnaubte und scharrte mit einem Huf im Stroh.

»Wo ist mein Sattel? Die Schabracke? Das Zaumzeug?«

»Hier.«

Er widersprach nicht, machte keine Bemerkungen, hielt sich mit seiner Meinung zurück. Er schwieg, auf die Krücke gestützt. Er regte sich nicht, als sie zu ächzen begann, während sie den Sattel anheben wollte, zuckte nicht, als sie unter der Last zu wanken begann und schwer, mit einem lauten Stöhnen, auf den strohbedeckten Boden sackte. Er trat nicht hinzu, half ihr nicht beim Aufstehen. Er schaute aufmerksam hin.

»Na ja«, presste sie zwischen den Zähnen hervor und stieß die Stute weg, die versuchte, ihr die Nase hinter den Kragen zu stecken. »Alles klar. Aber ich muss von hier fliehen, verdammt! Ich muss einfach!«

»Wohin?«, fragte er kalt.

Sie rieb sich das Gesicht, wobei sie noch immer neben dem Sattel im Stroh saß.

»So weit wie möglich.«

Er nickte, als sei die Antwort zufriedenstellend, mache alles klar und lasse keinen Raum für Vermutungen. Ciri stand mit Mühe auf. Sie versuchte nicht einmal, sich nach dem Sattel und dem Zaumzeug zu bücken. Sie vergewisserte sich nur, dass die Stute Heu und Hafer im Futtersack hatte, begann, Rücken und Flanken des Pferdes mit einem Strohwisch abzureiben. Vysogota wartete schweigend, bis es so weit war. Das Mädchen lehnte sich an einen Pfeiler, der das Strohdach stützte, und wurde kreideweiß. Wortlos reichte er ihr die Krücke hin.

»Es ist nichts. Nur ...«

»Nur im Kopf dreht es sich dir, weil du krank bist und schwach wie ein Neugeborenes. Lass uns zurückgehen. Du musst dich hinlegen.«

Bei Sonnenuntergang, nachdem sie etliche Stunden durchgeschlafen hatte, ging Ciri wieder hinaus. Vysogota, der vom Fluss zurückkam, traf sie an der natürlichen Brombeerhecke.

»Geh nicht zu weit von der Hütte weg«, sagte er scharf. »Erstens bist du zu sehr geschwächt...«

»Ich fühle mich besser ...«

»Zweitens ist das gefährlich. Ringsum liegt ein riesiger Sumpf, ein endloses Röhrichtfeld. Du kennst die Wege nicht, du kannst dich verirren oder im Morast versinken.«

»Aber du« – sie zeigte auf das Bündel, das er trug – »kennst die Wege natürlich. Und du gehst nicht einmal weit auf ihnen, also ist der Sumpf nicht gar so groß. Du gerbst Felle, um dir den Lebensunterhalt zu verdienen, klar. Kelpie, meine Stute, hat Hafer, aber Felder sehe ich hier nicht. Wir haben ein Huhn und Graupen gegessen. Und Brot. Richtiges Brot, keinen Aschkuchen. Das Brot hättest du von einem Trapper nicht bekommen können. Also gibt es in der Gegend ein Dorf.«

»Eine fehlerlose Deduktion«, bestätigte er gelassen. »In der Tat, ich versorge mich im nächsten Dorf. Im nächsten, das aber beileibe nicht nahe ist, es liegt am Rand des Sumpfes. Das Sumpfland liegt an einem Fluss. Ich tausche die Felle gegen Lebensmittel, die man mir im Boot bringt. Brot, Grütze, Mehl, Salz, Käse, manchmal ein Kaninchen oder ein Huhn. Manchmal Nachrichten.«

Eine Frage blieb aus, also fuhr er fort.

»Ein Trupp Berittener war auf der Verfolgung zweimal in der Siedlung. Beim ersten Mal wurden die Bauern gewarnt, dich nicht zu verstecken, man drohte ihnen mit Feuer und Schwert, falls du im Dorf angetroffen würdest. Beim zweiten Mal wurde eine Belohnung für das Auffinden der Leiche versprochen. Deine Verfolger sind davon überzeugt, dass du tot im Walde liegst, in irgendeiner Schlucht oder Senke.«

»Und sie werden nicht ruhen«, murmelte sie, »bis sie die Leiche gefunden haben. Ich weiß das genau. Sie brauchen einen Beweis, dass ich nicht mehr am Leben bin. Ohne diesen Beweis werden sie nicht aufgeben. Sie werden alles durchstöbern. Schließlich werden sie auch hierher gelangen ...«

»Es ist ihnen wichtig«, bemerkte er. »Ich würde sagen, ungewöhnlich wichtig.«

Sie presste die Lippen zusammen. »Hab keine Angst. Ich reite weg, ehe sie mich hier finden. Ich werde dir keinen Schaden zufügen ... Fürchte dich nicht.«

»Wie kommst du darauf, dass ich mich fürchte?« Er zuckte mit den Schultern. »Gibt es einen Grund dazu? Hier gelangt niemand her, niemand spürt dich hier auf. Wenn du dich hingegen aus dem Röhricht herauswagst, läufst du deinen Verfolgern direkt in die Arme.«

»Mit anderen Worten«, sagte sie mit einer stolzen Kopfbewegung, »ich muss hierbleiben? Wolltest du das sagen?«

»Du bist keine Gefangene. Du kannst wegreiten, wenn du willst. Genauer gesagt, wenn du kannst. Aber du kannst auch bei mir bleiben und abwarten. Die Verfolger werden irgendwann die Lust verlieren. Sie verlieren immer die Lust, früher oder später. Immer. Das kannst du mir glauben. Ich kenne mich da aus.«

Ihre grünen Augen blitzten, als sie ihn anschaute.

»Übrigens«, sagte er rasch mit einem Schulterzucken und wich ihrem Blick aus, »wirst du tun, was du willst. Ich wiederhole, ich halte dich hier nicht gefangen.«

»Heute werde ich wohl doch nicht wegreiten«, schnaubte sie. »Ich bin schwach ... Und gleich geht die Sonne unter ... Und ich kenne ja die Wege nicht. Gehen wir also in die Hütte. Mir ist kalt.«

»Du hast gesagt, ich habe sechs Tage bei dir gelegen. Ist das wahr?«

»Warum sollte ich lügen?«

»Reg dich nicht auf. Ich versuche, die Tage zusammenzuzählen ... Ich bin geflohen ... Verwundet wurde ich ... zur Tagundnachtgleiche. Am dreiundzwanzigsten September. Wenn du lieber nach Art der Elfen zählst, am letzten Tag von Lammas.«

»Das kann nicht sein.«

»Warum sollte ich lügen?«, schrie sie und stöhnte, griff sich ans Gesicht. Vysogota betrachtete sie ruhig.

»Ich weiß nicht, warum«, sagte er kalt. »Aber ich bin früher Arzt gewesen, Ciri. Vor langer Zeit, aber ich kann immer noch eine vor zehn Stunden zugefügte Wunde von einer vier Tage alten unterscheiden. Ich habe dich am siebenundzwanzigsten September gefunden. Verwundet worden bist du also am sechsundzwanzigsten. Am dritten Tag des Velen, wenn du lieber nach Art der Elfen zählst. Drei Tage nach dem Äquinoktium.«

»Ich bin genau zum Äquinoktium verwundet worden.«

»Das kann nicht sein, Ciri. Du musst die Daten verwechselt haben.«

»Ganz bestimmt nicht. Du bist es, der hier irgendeinen veralteten Einsiedler-Kalender hat.«

»Meinetwegen. Ist das denn so wichtig?«

»Nein. Überhaupt nicht.«

Drei Tage später zog Vysogota die letzten Fäden. Er hatte allen Grund, zufrieden mit seiner Arbeit und stolz darauf zu sein – die Naht war gleichmäßig und sauber, es war keine Tätowierung durch in die Wunde eingewachsenen Schmutz zu befürchten. Die Befriedigung wurde dem Chirurgen jedoch vom Anblick Ciris verdorben, die mit mürrischem Schweigen die Narbe aus verschiedenen Winkeln im Spiegel betrachtete und – ohne Erfolg – versuchte, sie mit auf die Wange gekämmten Haaren zu verdecken. Die Narbe entstellte sie. Der Fakt blieb, da war nichts zu machen. Es nützte nichts, so zu tun, als sei es anders. Die rote, wie ein Strick angeschwollene, von den Spuren der Nadelstiche punktierte und von den Abdrücken der Fäden gezeichnete Narbe sah wahrlich makaber aus. Dieser Zustand konnte sich allmählich und sogar rasch bessern. Vysogota wuss te jedoch, dass keinerlei Chancen bestanden, dass die Narbe verschwinden und nicht mehr verunstaltend wirken würde.

Ciri fühlte sich wesentlich besser, und zu Vysogotas Erstaunen und Befriedigung sprach sie überhaupt nicht vom Wegreiten. Sie führte ihre schwarze Kelpie aus dem Stall – Vysogota wusste, dass der Name »Kelpie« im Norden einen Tangling bezeichnete, ein schreckliches Seeungeheuer, das die Gestalt eines prächtigen Rosses, eines Delphins und sogar einer schönen Frau annehmen konnte, in Wahrheit aber immer wie ein Haufen Unkraut aussah. Ciri sattelte die Stute und trabte ein paarmal um den Hof und die Hütte, worauf Kelpie in den Stall zurückkehrte, um der Ziege Gesellschaft zu leisten, Ciri indes in die Hütte, um sich zu Vysogota zu gesellen. Sie half ihm sogar – wenngleich aus Langeweile – bei der Arbeit mit den Fellen. Während er die Nutrias nach Größe und Farbton sortierte, teilte sie die Bisamratten in Rücken- und Bauchseiten, indem sie die Felle an einem hineingesteckten Brettchen zerschnitt. Sie hatte ausgesprochen geschickte Finger.

Es war bei dieser Beschäftigung, dass es zwischen ihnen zu einem ziemlich seltsamen Gespräch kam.

»Du weißt nicht, wer ich bin. Du hast nicht einmal eine Ahnung.«

Sie wiederholte diese banale Behauptung mehrmals und verärgerte ihn damit ein wenig. Natürlich ließ er sich die Verärgerung nicht anmerken – das fehlte noch, dass er seine Gefühle vor so einer Rotznase verriet. Nein, so weit durfte er es nicht kommen lassen, er durfte auch die Neugier nicht verraten, die ihn plagte.

Eine im Grunde unbegründete Neugier, denn er konnte sich ja mühelos denken, wer sie war. Auch zu Vysogotas Zeit waren Jugendbanden keine Seltenheit gewesen. Die Jahre, die vergangen waren, hatten nicht die magnetische Kraft vermindern können, mit der solche Banden das Jungvolk anzogen, das es nach Abenteuern und starken Eindrücken verlangte. Nur zu oft zu seinem Verderben. Die Rotznasen, die mit einer Narbe im Gesicht davonkamen, konnten von Glück reden – auf die weniger Glücklichen warteten Folter, Strick, Haken oder Pfahl.

Tja, seit Vysogotas Zeiten hatte sich nur eins geändert – die fortschreitende Emanzipation. Den Banden schlossen sich nicht nur junge Burschen an, sondern auch halbwüchsige Mädchen, die Pferd, Schwert und Abenteuer der Nadel, der Kunkel und dem Warten auf die Brautwerber vorzogen.

Vysogota sagte ihr das alles nicht geradezu. Er sagte es ihr durch die Blume. Aber so, dass sie merkte, dass er es wusste. Um ihr klarzumachen, dass, wenn hier jemand ein Rätsel war, dann gewiss nicht sie – die durch ein Wunder der Verfolgung entkommene minderjährige Banditin aus einer Bande von ebensolchen Minderjährigen. Eine verunstaltete Rotznase, die versuchte, sich mit einem Nimbus des Geheimnisvollen zu umgeben.

»Du weißt nicht, wer ich bin. Aber fürchte nichts. Ich werde bald wegreiten. Ich werde dich keiner Gefahr aussetzen.«

Vysogota hatte genug. »Mir droht keine Gefahr«, sagte er trocken. »Welche denn auch? Sogar wenn die Verfolger hier auftauchen, woran ich zweifle, was kann mir schon passieren? Flüchtigen Verbrechern zu helfen, ist strafbar, aber nicht im Falle eines Einsiedlers, denn ein Einsiedler weiß nichts von weltlichen Dingen. Mein Vorrecht ist es, jeden als Gast aufzunehmen, der in meine Einsiedelei gelangt. Du hast ganz richtig gesagt: Ich weiß nicht, wer du bist. Woher soll ich, ein Einsiedler, wissen, wer du bist, was du angestellt hast und weshalb dich das Recht verfolgt? Und welches Recht? Ich weiß ja nicht einmal, wessen Recht in dieser Gegend gilt, welche und wessen Jurisdiktion. Und es geht mich nichts an. Ich bin ein Einsiedler.«

Er hatte das Einsiedlertum ein wenig zu oft erwähnt, er spürte es. Doch er machte sich nichts daraus, der Blick ihrer wütenden grünen Augen bohrte sich in ihn wie Sporen.

»Ich bin ein armseliger Eremit. Für die Welt und ihre Angelegenheiten bin ich gestorben. Ich bin ein einfacher und ungebildeter Mann, hab von den Dingen der Welt keine Ahnung ...«

Er hatte übertrieben.

»Von wegen!«, schrie sie und warf Fell und Messer auf den Fußboden. »Hältst du mich für dumm, oder was? Ich bin nicht dumm, bild dir nur nichts ein. Du Einsiedler, armseliger Eremit! Als du fort warst, habe ich mich umgeschaut. Ich habe dort in den Winkel geschaut, hinter diesen nicht allzu sauberen Vorhang. Wo kommen dort im Regal die gelehrten Bücher her, he, du einfacher und ungebildeter Mann?«

Vysogota warf ein Nutriafell auf einen Haufen. »Hier hat mal ein Steuereintreiber gewohnt«, sagte er unbekümmert. »Das sind Kataster und Kontobücher.«

»Du lügst.« Ciri verzog das Gesicht, massierte sich die Narbe. »Du lügst unverfroren!« Er antwortete nicht, tat so, als schätze er den Farbton eines Fells ab.

»Du denkst vielleicht«, fuhr das Mädchen nach einer Weile fort, »weil du einen weißen Bart hast, Runzeln und hundert Jahre auf dem Buckel, kannst du mühelos ein naives junges Ding um den Finger wickeln, was? Dann sag ich dir, die Erstbeste könntest du vielleicht wirklich täuschen. Aber ich bin nicht die Erstbeste.«

Er zog mit einer stummen, aber herausfordernden Frage die Brauen hoch. Er brauchte nicht lange zu warten.

»Ich, mein Einsiedler, habe an Orten gelernt, wo es eine Menge Bücher gab, auch solche mit denselben Titeln wie in deinem Regal. Viele von diesen Titeln kenne ich.«

Vysogota zog die Brauen noch höher. Sie schaute ihm geradezu in die Augen.

»Seltsame Dinge«, sagte sie langsam, »redet die Schmutzliese, die abgerissene Waise, zweifellos eine Verbrecherin oder Banditin, die du mit gespaltener Visage im Gebüsch gefunden hast. Aber du musst wissen, Herr Einsiedler, dass ich die *Weltgeschichte* des Roderick de Novembre gelesen habe. Ich habe mehr als einmal das Werk mit dem Titel *Materia medica* durchgesehen. Ich kenne den *Herbarius,* den gleichen wie in deinem Regal. Ich weiß auch, was auf den Buchrücken das Hermelinkreuz auf rotem Schild bedeutet. Das ist das Zeichen, dass die Universität in Oxenfurt das Buch herausgebracht hat.«

Sie hielt inne, beobachtete ihn immer noch aufmerksam. Vysogota schwieg, bemüht, seinem Gesicht nichts anmerken zu lassen.

»Darum denke ich«, sagte sie mit einer für sie charakteristischen, stolzen und etwas heftigen Kopfbewegung,

»dass du überhaupt kein einfacher Mann und kein Einsiedler bist. Dass du überhaupt nicht für die Welt gestorben bist, sondern vor ihr geflohen. Und dass du dich hier verbirgst, in der Einöde, getarnt vom falschen Anschein und dem endlosen Röhricht.«

»Wenn es so ist« – Vysogota lächelte –, »dann haben sich unsere Geschicke wahrlich wundersam verschlungen, mein belesenes Fräulein. Auf sehr rätselhafte Weise hat uns also die Vorsehung zusammengeführt. Denn auch du verbirgst dich ja. Denn auch du, Ciri, umgibst dich geschickt mit einem Schleier von falschem Anschein. Ich aber bin ein alter Mann, voll von verbittertem Misstrauen ...«

»Misstrauen mir gegenüber?«

»Der Welt gegenüber, Ciri. Einer Welt, in der verlogener Anschein die Maske der Wahrheit anlegt, um eine andere Wahrheit zu überlisten, die übrigens falsch ist und ebenfalls zu betrügen versucht. Einer Welt, in der das Wappen der Universität in Oxenfurt auf die Türen von Hurenhäusern gemalt wird. Einer Welt, in der minderjährige Banditinnen sich für lebenserfahrene, gelehrte, vielleicht auch edelgeborene Fräuleins ausgeben, für hochgeistige Damen, die Roderick de Novembre lesen und mit dem Wappen der Akademie vertraut sind. Entgegen allem Anschein. Entgegen der Tatsache, dass sie selbst ein anderes Zeichen tragen. Eine Banditentäto – wierung. Eine rote Rose in der Leistengegend.«

»In der Tat, du hattest recht.« Sie biss sich auf die Lippe, und ihr Gesicht überzog sich mit einem so tiefen Rot, dass die Linie der Narbe schwarz wirkte. »Du bist ein verbitterter Greis. Und ein vorwitziger alter Knacker.«

»In meinem Regal, hinter dem Vorhang« – er deutete mit einer Kopfbewegung hin –, »steht das *Aen N'og Mab Taedh'more,* eine Sammlung von Fabeln und Versparabeln der Elfen. Es gibt dort eine auf unsere Situation und unser Gespräch passende Geschichte von einem altersgrauen Raben und einer jungen Schwalbe. Da ich ebenso wie du, Ciri, hochgebildet bin, erlaube ich mir, an eine zutreffende Passage zu erinnern. Der Rabe, wie du dich zweifellos erinnerst, wirft der Schwalbe Leichtfertigkeit und unziemliche Flatterhaftigkeit vor.

*»Hen Cerbin dic'ss aen n 'og Zireael Aatk, aark, caelm foile, te veloe, eil? Zireael...«*

Er hielt inne, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und das Kinn auf die gefalteten Hände. Ciri warf den Kopf zurück, richtete sich auf, schaute ihn herausfordernd an. Und vervollständigte die Strophe:

*»Zireael veloe que'ss aen en'ssan irch Mab og, Hen Carbin, vean ni, quirk, quirk!«*

»Der verbitterte und misstrauische Greis«, sagte Vysogota nach einer Weile, ohne seine Haltung zu ändern,

»entschuldigt sich bei der jungen Gelehrten. Der altersgraue Rabe, der überall Schwindel und Betrug wittert, bittet die Schwalbe um Verzeihung, deren einzige Schuld es ist, jung und voller Leben zu sein. Und hübsch.«

»Jetzt faselst du«, entrüstete sie sich und verdeckte instinktiv die Narbe auf der Wange. »Solche Komplimente kannst du dir schenken. Sie ändern nichts an den schiefen Stichen, mit denen du mir die Haut zusammengeheftet hast. Glaub nur nicht, dass du auf diese Weise mein Vertrauen gewinnst. Ich weiß immer noch nicht, wer du eigentlich bist. Warum du mich in Bezug auf diese Daten und Tage belogen hast. Und zu welchem Zweck du mir zwischen die Beine geschaut hast, obwohl ich am Gesicht verwundet war. Und ob es beim Schauen geblieben ist.« Diesmal war es ihr gelungen, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. »Was bildest du dir ein, du Rotznase?«, schrie er. »Ich könnte dein Vater sein!«

»Mein Großvater«, berichtigte sie ihn kalt. »Oder auch Urgroßvater. Bist du aber nicht. Ich weiß nicht, wer du bist. Aber gewiss bist du nicht der, für den du dich ausgibst.«

»Ich bin der, der dich im Morast gefunden hat, beinahe festgefroren am Moos, mit einer schwarzen Kruste statt eines Gesichts, bewusstlos, besudelt und dreckig. Ich bin der, der dich nach Hause mitgenommen hat, obwohl er nicht wusste, wer du bist, und der das Schlimmste vermuten durfte. Der dich verbunden und ins Bett gelegt hat. Dich kuriert, als du im Begriff warst, am Fieber zu sterben. Dich gepflegt. Gewaschen. Gründlich. Auch in der Gegend der Tätowierung.«

Wieder lief sie rot an, doch die dreiste Herausforderung verschwand keineswegs aus ihrem Blick.

»Auf dieser Welt«, knurrte sie, »gibt sich der betrügerische Anschein manchmal für Wahrheit aus, das hast du selber gesagt. Ich kenne die Welt auch schon ein bisschen, denk nur. Du hast mich gerettet, verbunden, gepflegt. Dafür danke ich dir. Ich bin dir dankbar für ... für die Güte. Aber ich weiß ja, dass es nichts dergleichen gibt wie Güte ohne ...«

»Ohne Berechnung und Hoffnung auf Nutzen«, vollendete er mit einem Lächeln. »Ja, ja, ich weiß, ich kenne mich aus, womöglich weiß ich von der Welt genauso viel wie du, Ciri.

Verwundeten Mädchen wird bekanntlich alles geraubt, was irgend von Wert ist. Wenn sie bewusstlos sind oder zu schwach, sich zu wehren, bedient man sich ihrer für gewöhnlich nach eigenem Wunsch und Verlangen, des Öfteren auf frevelhafte und widernatürliche Weise. Nicht wahr?«

»Nichts ist so, wie es aussieht«, erwiderte Ciri und wurde abermals rot.

»Wie wahr.« Er warf das nächste Fell auf den richtigen Haufen. »Und wie gnadenlos daraus folgt, dass wir, Ciri, nichts voneinander wissen. Wir kennen nur den Anschein, und der trügt.«

Er wartete eine Weile, doch Ciri beeilte sich nicht mit der Antwort.

»Obwohl wir beide es geschafft haben, eine Art einführende Inquisition zu veranstalten, wissen wir immer noch nichts voneinander. Ich weiß nicht, wer du bist, du weißt nicht, wer ich bin ...«

Diesmal wartete er mit Berechnung. Sie schaute ihn an, und in ihren Augen stand die Frage, auf die er wartete. Etwas Seltsames blitzte in ihren Augen auf, als sie die Frage stellte.

»Wer fängt an?«

Wenn sich nach Einbruch der Dunkelheit jemand zu der Hütte mit dem eingesackten und moosbewachsenen Strohdach geschlichen hätte, wenn er hineingeschaut hätte, hätte er im Licht der Flammen und der Glut in der Feuerstelle einen graubärtigen Greis erblickt, über einen Haufen Felle gebeugt. Er hätte auch ein aschblondes Mädchen mit einer hässlichen Narbe auf der Wange erblickt, einer Narbe, die so gar nicht zu den grünen Augen passte, die groß waren wie bei einem Kind.

Doch niemand konnte das sehen. Die Hütte stand mitten im Röhricht, in einem Sumpfland, in das sich niemand wagte.

»Ich heiße Vysogota von Corvo. Ich war Arzt. Chirurg. Ich war Alchimist. Ich war Forscher, Historiker, Philosoph, Ethiker. Ich war Professor an der Oxenfurter Akademie. Ich musste von dort fliehen, nachdem ich ein bestimmtes Werk veröffentlicht hatte, das als gottlos bewertet wurde, worauf damals, vor fünfzig Jahren, die Todesstrafe stand. Ich musste emigrieren. Meine Frau wollte das nicht, also verließ sie mich. Ich aber machte erst weit im Süden Halt, im Nilfgaarder Kaiserreich. Schließlich wurde ich Dozent für Ethik an der Reichsakademie in Castell Graupian, dieses Amt hatte ich fast zehn Jahre lang inne. Doch auch von dort musste ich nach der Veröffentlichung eines gewissen Traktats fliehen ... Das Werk handelte übrigens von totalitärer Herrschaft und vom verbrecherischen Wesen von Eroberungskriegen, aber offiziell wurden meinem Werk und mir metaphysischer Mystizismus und Kirchenspaltung vorgeworfen. Es wurde festgestellt, ich hätte auf Geheiß der expansionistischen und revisionistischen Gruppierungen von Priestern gehandelt, die de facto die Königreiche der Nordlinge regierten. Recht merkwürdig, nachdem man mich zwanzig Jahre zuvor wegen Atheismus zum Tode verurteilt hatte! Zudem waren im Norden die expansiven Priester längst vergessen, doch in Nilfgaard wurde das nicht zur Kenntnis genommen. Die Verbindung von Mystizismus und Aberglauben mit der Politik wurde verfolgt und hart bestraft.

Wenn ich es heute aus dem Abstand der Jahre einschätze, denke ich, wenn ich zu Kreuze gekrochen wäre und Reue gezeigt hätte, hätte sich meine Affäre vertan, und der Kaiser hätte sich mit dem Entzug seiner Gunst begnügt, ohne zu drastischen Mitteln zu greifen. Aber ich war verbittert. Ich war mir sicher, im Recht zu sein, das ich für zeitlos hielt, über der einen oder anderen Herrschaft oder Politik stehend. Ich fühlte mich verletzt, zu Unrecht verletzt. Tyrannisch. Also nahm ich aktive Kontakte zu Dissidenten auf, die insgeheim gegen den Tyrannen kämpften. Ehe ich es mich versah, saß ich zusammen mit den Dissidenten im Knast, und manche be- zeichneten, als man ihnen die Instrumente zeigte, mich als den Hauptideologen der Bewegung.

Der Kaiser machte Gebrauch von seinem Gnadenrecht, ich wurde nur zur Verbannung verurteilt – unter Androhung der unverzüglichen Hinrichtung, sollte ich ins Reichsgebiet zurückkehren.

Damals war ich auf die ganze Welt wütend, auf Königreiche, Kaiserreiche und Universitäten, auf Dissidenten, Beamte, Juristen. Auf Kollegen und Freunde, die wie durch einen Wink mit dem Zauberstab keine mehr waren. Auf meine zweite Frau, die ähnlich der ersten der Ansicht war, die Probleme des Mannes seien ein triftiger Scheidungsgrund. Auf die Kinder, die sich von mir lossagten. Ich wurde Einsiedler. Hier, in Ebbing, in den Sümpfen des Pereplut. Den Wohnort übernahm ich als Erbe von einem gewissen Eremiten, den ich einmal kennengelernt hatte. Das Unglück wollte es, dass Nilfgaard Ebbing annektierte und ich mich mir nichts, dir nichts wieder im Kaiserreich befand. Ich habe keine Kraft und keine Lust mehr, weiterzuwandern, darum muss ich mich verbergen. Die kaiserlichen Urteile unterliegen nicht der Verjährung, nicht einmal dann, wenn der Imperator, der sie gefällt hat, längst nicht mehr lebt und der gegenwärtige Kaiser keinen Grund hat, seinen Vorgänger in guter Erinnerung zu behalten und seine Ansichten zu teilen. Das Todesurteil bleibt in Kraft. So ist es Recht und Brauch in Nilfgaard. Verurteilungen wegen Landesverrat verjähren nicht und fallen nicht unter die Amnestie, die jeder Kaiser bei seiner Krönung erlässt. Bei der Thronbesteigung eines neuen Kaisers werden alle amnestiert, die sein Vorgänger verurteilt hat – ausgenommen die Landesverräter. Es spielt keine Rolle, wer in Nilfgaard regiert: Wenn sich erweist, dass ich am Leben bin und gegen das Urteil der Verbannung verstoße, indem ich mich auf kaiserlichem Territorium aufhalte, fällt mein Kopf auf dem Schafott. Wie du also siehst, Ciri, befinden wir uns in durchaus ähnlicher Lage.«

»Was ist Ethik? Ich habe es gewusst, aber vergessen.«

»Die Wissenschaft von den Moralbegriffen. Von den Regeln eines gesitteten, edlen, anständigen und redlichen Verhaltens. Von den Höhen der Güte, auf die die Menschen von Rechtschaffenheit und Sittlichkeit getragen werden. Und von den Abgründen des Bösen, in die Verderbtheit und Amoralität sie stürzen ...«

»Die Höhen der Güte!«, schnaubte sie. »Rechtschaffenheit! Sittlichkeit! Bring mich nicht zum Lachen, sonst platzt mir die Narbe in der Visage auf. Du hattest Glück, dass sie dich nicht verfolgt haben, dass sie keine Kopfgeldjäger auf dich gehetzt haben, solche wie ... Bonhart. Dann hättest du gesehen, was Abgründe des Bösen sind. Ethik? Einen Dreck ist deine Ethik wert, Vysogota von Corvo. Nicht die Bösen und Verderbten werden in den Abgrund gestürzt, nein! O nein! Es sind die Bösen, aber Entschlossenen, die jene hinabstürzen, die moralisch, rechtschaffen und edel sind, dabei aber unbeholfen, zögerlich und voller Skrupel.«

»Danke für die Belehrung«, spottete er. »Wahrlich, man kann noch so alt werden, es ist nie zu spät, etwas zu lernen. Fürwahr, es lohnt sich immer, reife, weltläufige und erfahrene Personen zu hören.«

»Spotte nur, spotte.« Sie warf den Kopf zurück. »Solange du noch kannst. Denn jetzt bin ich an der Reihe. Jetzt werde ich dich mit einer Erzählung unterhalten. Ich werde dir erzählen, wie es mit mir gewesen ist. Und wenn ich fertig bin, wollen wir sehen, ob dir dann immer noch nach Spott zumute ist.«

Wenn sich an diesem Tage jemand nach Einbruch der Dunkelheit zu der Hütte mit dem eingesackten Strohdach geschlichen hätte, wenn er durch einen Spalt in einem Fensterladen gelugt hätte, hätte er im spärlich erhellten Inneren einen graubärtigen Greis erblickt, wie er konzentriert der Erzählung eines aschblonden Mädchens lauschte, das auf einem Holzklotz am Kamin saß. Er hätte bemerkt, dass das Mädchen langsam sprach, als ob sie nur mit Mühe die Worte fände, dass sie sich nervös über die von einer hässlichen Narbe entstellte Wange strich, dass sie die Erzählung von ihren Geschicken mit langen Momenten des Schweigens durchflocht. Die Erzählung von den Dingen, die man sie gelehrt hatte und von denen sich jedes, jedes einzelne, als verlogen und irreführend erwiesen hatte. Von Versprechungen, die man ihr gemacht und nicht gehalten hatte. Die Erzählung, wie die Vorherbestimmung, an die zu glauben man sie geheißen hatte, sie schändlich verraten und sie um ihr Erbe gebracht hatte. Davon, wie ihr jedes Mal, wenn sie schon zu glauben begonnen hatte, Misshandlung, Schmerz, Kränkung und Erniedrigung widerfahren waren. Davon, wie diejenigen, denen sie vertraut und die sie geliebt hatte, sie verraten hatten, ihr nicht zu Hilfe gekommen waren, als sie litt, als ihr Schändung, Qual und Tod drohten. Die Erzählung von den Idealen, denen treu zu sein man sie geheißen hatte und die sie getäuscht, verraten, im Stich gelassen hatten, als sie sie brauchte, und die damit bewiesen hatten, wie wenig sie wert waren. Davon, wie sie schließlich Hilfe, Freundschaft – und Liebe – bei denen gefunden hatte, bei denen man dem Anschein nach weder Hilfe noch Freundschaft suchen sollte. Von Liebe ganz zu schweigen.

Doch niemand konnte das sehen und erst recht nicht hören. Die Hütte mit dem eingesackten und moosbewachsenen Strohdach war gut im Nebel verborgen, in einem Sumpfland, in das sich niemand wagte.

2

*Als das junge Mädchen in die Adoleszenz eintritt, untersucht es die ihm bis dahin unzugänglichen Lehensbereiche, die von der verborgenen Kammer repräsentiert werden ... Als das Mädchen sich dem verhängnisvollen Ort nähert, muß es eine Wendeltreppe hinaufsteigen, und in Träumen bedeuten solche Treppen typischerweise sexuelle Erlebnisse. Über die Treppe gelangt es zu einer kleinen Tür, in deren Schloß ein Schlüssel steckt* *Ein kleiner verschlossener Raum bedeutet in Träumen oft die Vagina; das Umdrehen des Schlüssels in einem Schloß symbolisiert den Geschlechtsakt.*

Bruno Bettelheim, *Kinder brauchen Märchen*

Der Westwind brachte ein nächtliches Unwetter.

Der schwarzviolette Himmel riss entlang der Linie eines Blitzes auf, explodierte im anhaltenden Grollen des Donners. Ein Platzregen prasselte mit Tropfen, dicht wie Öl, auf den Staub der Straße, begann auf den Dächern zu rauschen, verschmierte Schmutz auf den Fensterscheiben. Doch der starke Wind vertrieb den Regenguss rasch, jagte das Unwetter irgendwo weit hinter den blitzflammenden Horizont.

Und da bellten die Hunde los. Hufe trommelten, Waffen klirrten. Ein wildes Gejohle und Pfeifen ließ den aus dem Schlaf gerissenen Dörflern die Haare zu Berge stehen; hastig sprangen sie auf, versperrten Türen und Fenster mit Eisenstangen. Verschwitzte Hände umklammerten Axtgriffe, Mistgabelstiele. Sie umklammerten sie fest. Und doch machtlos.

Schrecken, Schrecken fliegt durchs Dorf. Verfolgte oder Verfolger? Wahnsinnig und grausam vor Wut oder vor Angst? Werden sie hindurchpreschen, ohne die Pferde zu zügeln? Oder wird jeden Augenblick die Nacht vom Feuer brennender Strohdächer erhellt?

Still, still, Kinder ...

Mama, sind das Dämonen? Ist das die Wilde Jagd? Gespenster aus der Hölle? Mama, Mama! Still, still, Kinder. Das sind keine Dämonen, keine Teufel.

Schlimmer.

Es sind Menschen.

Die Hunde kläfften. Der Sturmwind wehte. Pferde wieherten, Hufeisen trommelten. Durchs Dorf, durch die Nacht jagte das Lumpenpack.

Hotsporn kam auf die Hügelkuppe geritten, hielt das Pferd an und wendete es. Er war sorgfältig und vorsichtig, er mochte kein Risiko eingehen, schon gar nicht, wenn Wachsamkeit nichts kostete. Er beeilte sich nicht, zu dem Flüsschen hinabzureiten, zur Poststation. Lieber schaute er sie sich erst einmal gründlich an.

Bei der Station gab es weder Pferde noch Gespanne, dort stand lediglich ein kleiner Packwagen, mit einem Paar Maulesel bespannt. Auf der Plane war eine Aufschrift zu sehen, die Hotsporn aus der Entfernung nicht zu entziffern vermochte. Aber nach Gefahr roch es nicht. Hotsporn verstand Gefahr zu wittern. Er war ein Profi.

Er ritt an das mit Gestrüpp und Weidenbüschen bewachsene Ufer, trieb das Pferd entschlossen in den Fluss, galoppierte hindurch, dass das Wasser bis über den Sattel spritzte. Die am Ufer gründelnden Enten flohen mit lautem Geschnatter.

Hotsporn trieb das Pferd an, ritt durch eine Zaunlücke auf den Hof der Station. Jetzt konnte er die Aufschrift auf der Wagenplane lesen, sie lautete: »Meister Almavera, Tätowierungskünstler«. Jeder Teil der Aufschrift war in einer anderen Farbe gemalt und begann mit einem besonders großen, reich illuminierten Buchstaben. Auf dem Wagenkasten indes, über dem rechten Vorderrad, prangte ein mit Purpurfarbe gemalter gespaltener Pfeil.

»Absteigen!«, hörte er hinter seinem Rücken. »Auf den Boden, aber plötzlich! Hände weg vom Schwertgriff!«

Sie hatten sich ihm lautlos genähert und ihn in die Zange genommen – von rechts Asse in einer schwarzen Lederjacke, mit Silberfäden durchzogen, von links Falka in einem grünen Wildlederwams, Federn am Barett. Hotsporn zog die Kapuze und das Tuch vom Gesicht.

»Ha!« Asse ließ das Schwert sinken. »Ihr seid das, Hotsporn. Ich hätte Euch erkannt, aber dieses schwarze Pferd hat mich getäuscht!«

»Das ist aber eine hübsche Stute«, sagte Falka begeistert und schob das Barett aufs Ohr. »Schwarz und glänzend wie Kohle, kein Härchen heller. Und anmutig! Ach, so eine Pracht!«

»Tja, ich hab sie für knapp hundert Florin gekriegt.« Hotsporn lächelte achtlos. »Wo ist Giselher? Drinnen?«

Asse nickte. Falka betrachtete wie gebannt die Stute, tätschelte ihr den Hals. »Als sie durchs Wasser gelaufen ist«

– sie blickte Hotsporn aus ihren großen grünen Augen an –, »war sie wie die reinste Kelpie! Wenn sie aus dem Meer gekommen wäre und nicht aus dem Flüsschen, hätte ich nicht geglaubt, dass das keine richtige Kelpie ist.«

»Hat Fräulein Falka denn einmal eine richtige Kelpie gesehen?«

»Auf einem Bild.« Die Miene des Mädchens verdüsterte sich plötzlich. »Das wäre eine lange Geschichte. Geht hinein. Giselher wartet.«

Am Fenster, das etwas Licht spendete, stand ein Tisch. Auf dem Tisch lag, auf die Ellbogen gestützt, Mistle, vom Gürtel abwärts nackt, mit nichts als schwarzen Strümpfen bekleidet. Zwischen ihren schamlos gespreizten Beinen kniete ein mageres und langhaariges Individuum in einem graubraunen Kittel. Das konnte niemand anders sein als Meister Almavera, der Tätowierungskünstler, denn er war gerade dabei, in Mistles Schenkel ein buntes Bild zu stechen.

»Komm näher, Hotsporn«, lud ihn Giselher ein, während er einen Schemel von dem weiter entfernten Tisch abrückte, an dem er mit Flamme, Kayleigh und Reef saß. Wie Asse waren auch die beiden Letzteren in schwarzes Kalbsleder gekleidet, das mit Schnallen, Nieten, Kettchen und anderen phantasievollen Verzierungen aus Silber übersät war. Irgendein Handwerker muss daran ordentlich verdient haben, dachte Hotsporn. Wenn sie Lust bekamen, sich herauszuputzen, bezahlten die Ratten Schneider, Schuster und Sattler fürwahr königlich. Natürlich waren sie sich auch niemals zu fein, einer Überfallenen Person Kleidung oder Schmuck einfach wegzunehmen, wenn sie ein Auge darauf geworfen hatten.

»Du hast, wie ich sehe, unsere Nachricht in den Ruinen der alten Station gefunden?«, fuhr Giselher fort. »Ha, was sag ich, sonst wärst du ja nicht hier. Schnell bist du sogar gekommen, muss ich zugeben.«

»Weil die Stute hübsch ist«, warf Falka ein. »Ich wette, sie ist auch schnell!«

»Ich habe eure Nachricht gefunden.« Hotsporn wandte den Blick nicht von Giselher. »Und was ist mit meiner? Hat sie dich erreicht?«

»Hat sie ...«, begann der Anführer der Ratten zu drucksen. »Aber ... Nun, kurz gesagt ... Wir hatten da keine Zeit. Und danach hatten wir uns betrunken und mussten eine Weile kürzertreten. Und später hatten wir woanders zu tun ...«

Verdammte Scheißkerle, dachte Hotsporn.

»Kurzum, du hast den Auftrag nicht ausgeführt?«

»N-nein. Entschuldige, Hotsporn. Es hat nicht gepasst ... Aber nächstes Mal, oho! Unbedingt!«

»Unbedingt!«, bestätigte Kayleigh mit Nachdruck, obwohl niemand ihn um eine Bestätigung gebeten hatte. Verdammte, verantwortungslose Scheißkerle. Haben sich betrunken. Und dann hatten sie woanders zu tun. Bei den Schneidern wegen der ausgefallenen Klamotten, kein Zweifel.

»Trinkst du mit?«

»Danke, nein.«

»Oder vielleicht davon?« Giselher zeigte auf ein verziertes Lackdöschen, das zwischen den Krügen und Humpen stand. Hotsporn wusste schon, woher dieses seltsame Funkeln in den Augen der Ratten kam, warum ihre Bewegungen so nervös und schnell waren.

»Erstklassiger Staub«, versicherte ihm Giselher. »Nimmst du eine Prise?«

»Danke, nein.« Hotsporn warf einen beredten Blick auf einen Blutfleck und eine in der Kammer verschwindende Spur auf den Sägespänen, die deutlich machte, woher und wohin der Leichnam geschleift worden war. Giselher bemerkte den Blick.

»Hier wollte ein Knecht den starken Mann markieren«, fauchte er. »Da musste ihn Flamme halt zurechtweisen.« Flamme lachte kehlig auf. Man sah sofort, dass sie von dem Narkotikum mächtig aufgekratzt war. »Den habe ich zurechtgewiesen, dass das Blut nur so sprudelte«, prahlte sie. »Und da waren die anderen gleich friedlich. Das nennt man Terror!«

Wie üblich war sie mit Schmuck behängt, einen kleinen Diamantring hatte sie sogar im Nasenflügel. Sie trug kein Leder, sondern ein kirschrotes Jäckchen mit einem Brokatmuster, das schon so berühmt war, dass es unter der Jeunesse doree von Thum der letzte Schrei der Mode war. Wie auch das Seidentuch, das sich Giselher um den Kopf zu schlingen pflegte. Hotsporn hatte sogar schon von Mädchen gehört, die sich die Haare >wie Mistle< schnitten.

»Das nennt man Terror«, wiederholte er nachdenklich, wobei er noch immer die Blutspur auf dem Fußboden be- trachtete. »Und der Stationswirt? Seine Frau? Der Sohn?«

»Nein, nein.« Giselher runzelte die Stirn. »Denkst du, wir haben alle niedergemacht? Woher denn. Wir haben sie vorübergehend in die Speisekammer gesperrt. Die Station, wie du siehst, gehört jetzt uns.«

Kayleigh spülte sich geräuschvoll den Mund mit Wein aus, spuckte ihn auf den Fußboden. Mit einem Löffelchen nahm er aus der Schatulle eine Prise Fisstech, streute sie sorgfältig auf die angeleckte Kuppe des Zeigefingers und rieb sich das Narkotikum ins Zahnfleisch. Er gab das Döschen Falka, die das Ritual wiederholte und das Fisstech an Reef weiterreichte. Der Nilfgaarder lehnte ab, er war damit beschäftigt, einen Katalog farbiger Tätowierungen durchzuschauen, und gab Flamme das Döschen. Die Elfe reichte es an Giselher weiter, ohne davon Gebrauch zu machen.

»Terror!«, fauchte sie, kniff die funkelnden Augen zusammen und schniefte. »Wir haben die Station unter Terror! Kaiser Emhyr hält so die ganze Welt, wir nur diesen Laden. Aber das Prinzip ist dasselbe!«

»Auuu, verdammt!«, schrie von ihrem Tisch Mistle. »Pass auf, wo du hinstichst! Mach das noch mal, und ich stech dich! Quer durch!«

Die Ratten – außer Falka und Giselher – brüllten vor Lachen.

»Wenn du schön sein willst, musst du leiden!«, rief Flamme.

»Stich nur, Meister, stich«, fügte Kayleigh hinzu. »Zwischen den Beinen ist sie abgehärtet!«

Falka fluchte unflätig und warf einen Humpen nach ihm. Kayleigh duckte sich, wieder lachten die Ratten lauthals. Hotsporn beschloss, dem Frohsinn ein Ende zu machen. »Die Station haltet ihr also unter Terror. Und wozu? Abgesehen von der Befriedigung, Leute zu terrorisieren?«

»Wir liegen hier im Hinterhalt«, antwortete Giselher, während er sich Fisstech ins Zahnfleisch rieb. »Wenn jemand hier herkommt, um die Pferde zu wechseln oder Rast zu machen, nehmen wir ihn aus. Das bringt mehr als irgendwo an einer Weggabelung oder im Gebüsch an der Landstraße. Aber, wie Flamme eben gesagt hat, das Prinzip ist dasselbe.«

»Aber heute ist uns den ganzen Tag nur dieser untergekommen«, warf Reef ein und zeigte auf Meister Almavera, der fast mit dem ganzen Kopf zwischen Mistles gespreizten Schenkeln verschwand. »Ein Habenichts wie alle Künstler, bei dem gab's nichts zu rauben, also rauben wir ihm seine Kunst. Werft einen Blick darauf, wie geschickt er mit der Zeichnung ist.«

Er entblößte den Unterarm und zeigte die Tätowierung – eine nackte Frau, die die Hinterbacken bewegte, wenn er die Faust ballte. Auch Kayleigh hatte etwas vorzuweisen – um seinen Arm wand sich oberhalb des Stachelarmbandes eine grüne Schlange mit offenem Maul und scharlachroter gespaltener Zunge.

»Sehr geschmackvoll«, ließ sich Hotsporn gleichgültig vernehmen. »Und hilfreich bei der Identifikation von Lei- chen. Aber mit dem Raub hat es nicht geklappt, liebe Ratten. Ihr werdet den Künstler für seine Kunst bezahlen müssen. Es war noch keine Gelegenheit, euch zu warnen: Seit sieben Tagen, seit dem ersten September, ist das Zeichen ein purpurroter gespaltener Pfeil. Bei ihm ist so einer auf den Wagen gemalt.«

Reef fluchte halblaut, Kayleigh fing an zu lachen. Giselher winkte gleichgültig ab.

»Was hilft's. Wenn's sein muss, wird er für seine Nadeln und Farben bezahlt. Ein purpurroter Pfeil, sagst du? Das merken wir uns. Wenn bis morgen noch jemand mit dem Zeichen des Pfeils ankommt, passiert ihm nichts.«

»Ihr wollt bis morgen hier hängenbleiben?«, wunderte sich Hotsporn ein wenig übertrieben. »Unvernünftig, ihr Ratten. Riskant und gefährlich!«

»Wie das?«

»Riskant und gefährlich.«

Giselher zuckte mit den Schultern. Flamme prustete und rotzte auf den Fußboden. Reef, Kayleigh und Falka schauten den Kaufmann an, als habe er ihnen gerade mitgeteilt, die Sonne sei in den Fluss gefallen und man müsse sie rasch herausfischen, ehe die Krebse sie in die Scheren kriegen. Hotsporn begriff, dass er soeben an die Vernunft von wahnsinnigen Rotznasen appelliert hatte. Dass die Leute, die er vor Risiko und Gefahr warnte, von irrsinniger Bravour erfüllte Aufschneider waren, die sich davon keinerlei Begriff machten.

»Ihr werdet verfolgt, Ratten.«

»Na und?«

Die Erörterung wurde von Mistle unterbrochen, die zu ihnen herantrat, ohne sich die Mühe zu machen, sich anzuziehen. Sie stellte einen Fuß auf die Bank, ließ die Hüften kreisen und demonstrierte aller Welt das Werk von Meister Almavera: eine feuerrote Rose an einem grünen Stiel mit zwei Blättchen, die sich auf dem Schenkel direkt neben der Leistenbeuge befand.

»Na?«, fragte sie und stemmte die Hände in die Hüften. Auf ihren Armreifen, die fast bis zu den Ellenbogen reichten, funkelten die Brillanten. »Was sagt ihr?«

»Eins hübscher als das andere!«, prustete Kayleigh und strich die Haare zurück. Hotsporn bemerkte, dass die Ratte kleine Ringe in den durchlöcherten Ohrmuscheln trug. Es stand außer Zweifel, dass in Kürze solche Ringe – wie auch metallbesetztes Leder – bei der Jeunesse doree in Thum und in ganz Geso Mode sein würden.

»Du bist an der Reihe, Falka«, sagte Mistle. »Was lässt du dir stechen?«

Falka berührte ihren Schenkel, beugte sich herab und sah sich die Tätowierung an. Aus der Nähe. Mistle zauste ihr zärtlich die aschblonden Haare. Falka begann zu kichern und sich ohne Zeremonien auszuziehen.

»Ich will genauso eine Rose«, erklärte sie. »An derselben Stelle wie bei dir, Liebste.«

»Du hast ja vielleicht Mäuse, Vysogota.« Ciri unterbrach ihre Erzählung und schaute auf den Fußboden, wo im Lichtschein des Lämpchens ein wahres Mäuseturnier stattfand. Man konnte sich nur vorstellen, was außerhalb des Lichtscheins, im Dunkeln, vor sich ging.

»Du könntest eine Katze gebrauchen. Oder besser zwei Katzen.«

»Die Nager« – der Einsiedler räusperte sich – »kommen zur Hütte, weil der Winter naht. Und einen Kater hatte ich. Aber er ist irgendwohin verschwunden, der treulose.«

»Sicherlich hat ihn ein Fuchs oder ein Marder totgebissen.«

»Du hast diesen Kater nicht gesehen, Ciri. Wenn den etwas totgebissen hat, dann ein Drache. Nichts Kleineres.«

»So ein Kater war das? Ha, schade. Er würde diesen Mäusen nicht erlauben, bei mir im Bett herumzukriechen. Schade.«

»Schade. Aber ich denke, er kommt wieder. Kater kommen immer wieder.«

»Ich lege Holz nach. Es ist kalt.«

»Kalt. Verteufelt kalt sind die Nächte jetzt... Dabei ist noch nicht einmal Mitte Oktober ... Erzähl weiter, Ciri.« Ciri saß einen Moment lang reglos da und schaute in die Feuerstelle. Das Feuer lebte von dem hineingeworfenen Holz auf, begann zu knistern, zu fauchen, warf goldenen Lichtschein und huschende Schatten auf das verunstaltete Gesicht des Mädchens.

»Erzähl.«

Meister Almavera stach, und Ciri fühlte, wie sich in ihren Augenwinkeln Tränen sammelten. Obwohl sie sich vor der Behandlung mittels Wein und weißen Pulvers betäubt hatte, war der Schmerz unerträglich. Sie biss die Zähne zusammen, um nicht zu stöhnen. Aber selbstverständlich stöhnte sie nicht, sie tat so, als beachte sie die Nadeln nicht und pfeife auf den Schmerz. Sie bemühte sich, als sei weiter gar nichts, an dem Gespräch teilzunehmen, das die Ratten mit Hotsporn führten, einem Individuum, das sich als Kaufmann ausgab, das aber nichts mit dem Handel zu tun hatte, als dass es von den Händlern lebte.

»Über euren Köpfen haben sich dunkle Wolken zusammengezogen«, sagte Hotsporn und ließ den Blick seiner dunklen Augen über die Gesichter der Ratten schweifen. »Nicht genug, dass der Präfekt von Amarillo Jagd auf euch macht, dazu die Varnhagens, dazu Baron Casadei...«

»Der?« Giselher verzog das Gesicht. »Beim Präfekten und den Varnhagens versteh ich's, aber was hat denn dieser Casadei gegen uns?«

Hotsporn grinste. »Der Wolf hat sich einen Schafspelz umgelegt und blökt kläglich, mäh, mäh, keiner mag mich, keiner versteht mich, wenn ich mich blicken lasse, werfen sie Steine nach mir, schreien >Pack dich!<, warum denn nur, warum so eine Kränkung und Ungerechtigkeit? – Die Tochter des Barons Casadei, liebe Ratten, kränkelt nach dem Abenteuer am Stelzbach bis heute, hat Fieber ...«

»Aach«, erinnerte sich Giselher. »Die Kutsche mit den vier getigerten Pferden! Ist das dieses Fräulein?«

»Ja. Jetzt, wie gesagt, kränkelt sie, nachts wacht sie schreiend auf, erinnert sich an den Herrn Kayleigh ... Und ins- besondere an Fräulein Falka. Und an die Brosche, ein Erinnerungsstück an ihre selige Frau Mutter, denn diese Brosche hat ihr Fräulein Falka mit Gewalt vom Kleid gerissen. Wobei sie allerlei Dinge gesagt hat.«

»Darum geht es überhaupt nicht!«, schrie Ciri vom Tisch her, froh über die Gelegenheit, mit Geschrei ihren Schmerz abzureagieren. »Wir haben uns der Baronesse gegenüber zurückhaltend und respektvoll verhalten, haben sie davonkommen lassen! Man hätte die Jungfer durchvögeln sollen!«

»In der Tat.« Ciri spürte Hotsporns Blick auf ihren nackten Schenkeln. »Das ist wahrlich eine schwere Beleidigung, sie nicht durchzuvögeln. Kein Wunder, dass Casadei in seinem Zorn eine bewaffnete Hanse zusammengetrommelt und eine Belohnung ausgesetzt hat. Er hat öffentlich gelobt, dass ihr alle mit den Köpfen nach unten an den Kragsteinen seiner Schlossmauern hängen werdet. Er hat auch versprochen, dass er für diese Brosche, die seiner Tochter vom Kleid gerissen wurde, Fräulein Falka die Haut abziehen lässt. In Streifen.«

Ciri fluchte, und die Ratten lachten brüllend. Flamme nieste und rotzte – das Fisstech reizte ihr die Schleimhaut.

»Diese Verfolger können uns alle mal«, erklärte sie, während sie mit einem Tuch Nase, Mund, Kinn und den Tisch abwischte. »Der Präfekt, der Baron, die Varnhagens! Sie verfolgen uns, aber sie kriegen uns nicht! Wir sind die Ratten! Hinter der Velde haben wir drei Haken geschlagen, und jetzt jagen diese Dumm köpfe wie von Sinnen auf einer kalten Fährte entlang. Ehe sie es merken, werden sie zu weit sein, um kehrtzumachen.«

»Sollen sie doch kehrtmachen!«, sagte aufgekratzt Asse, der vor einer Weile von seinem Wachposten hereingekommen war, wo ihn niemand abgelöst hatte und ihn auch niemand abzulösen gedachte. »Dann kriegen wir sie am Hintern!«

»Genau!«, schrie vom Tisch her Ciri, die schon vergessen hatte, wie sie in der Nacht zuvor vor den Verfolgern durch die kleinen Dörfer an der Velde geflohen waren und wie sie sich dabei geängstigt hatte.

»Gut.« Giselher schlug mit der Handfläche auf den Tisch, und das laute Gerede verstummte sogleich. »Sprich, Hotsporn. Ich sehe doch, dass du uns etwas sagen willst, etwas Wichtigeres als der Präfekt, die Varnhagens, Baron Casadei mitsamt seinem empfindsamen Töchterchen.«

»Bonhart ist euch auf der Fährte.«

Es trat Stille ein, eine ungewöhnlich lange Stille. Sogar Meister Almavera hörte für einen Augenblick auf zu stechen.

»Bonhart«, wiederholte Giselher gedehnt. »Der alte graue Lump. Da müssen wir jemandem verdammt heftig auf die Zehen getreten haben.«

»Jemand Reichem«, bestätigte Mistle. »Nicht jeder kann sich Bonhart leisten.«

Ciri wollte schon fragen, wer dieser Bonhart sei, doch ihr kamen wie aus einem Munde Asse und Reef zuvor.

»Das ist ein Kopfgeldjäger«, erklärte Giselher mürrisch. »Früher hat er sich wohl als Soldat durchgeschlagen, dann als reisender Händler, und schließlich ist er darauf verfallen, gegen Belohnung Menschen umzubringen. Das ist ein Hundesohn sondergleichen.«

»Es heißt«, sagte Kayleigh ziemlich achtlos, »wenn man alle, die Bonhart umgelegt hat, auf einem Friedhof begraben wollte, dann müsste der einen halben Morgen groß sein.«

Mistle streute sich etwas weißes Pulver in die Vertiefung zwischen Daumen und Zeigefinger, zog es sich heftig in die Nase.

»Bonhart hat die Hanse des Großen Lothar zerschlagen«, sagte sie. »Er hat ihn und seinen Bruder abgestochen, den, den sie Fliegenpilz nannten.«

»Es heißt, mit einem Stoß in den Rücken«, warf Kayleigh ein.

»Er hat auch Valdez erschlagen«, fügte Giselher hinzu. »Und als Valdez tot war, ist seine Hanse zerfallen. Eine von den besten war das. Eine anständige Meute, wo immer etwas los war. Gute Kumpels. Ich habe seinerzeit überlegt, ob ich mich ihnen anschließen soll. Ehe wir uns zusammengetan haben.«

»Stimmt«, erklärte Hotsporn. »So eine Hanse wie die von Valdez gab es kein zweites Mal und wird es auch nicht geben. Man singt ein Lied davon, wie sie bei Sarda aus der Umzingelung ausgebrochen sind. Ja, das waren Hitzköpfe, und solche kavaliersmäßigen Draufgänger! Mit denen kann sich kaum jemand messen.«

Die Ratten verstummten plötzlich und starrten ihn mit böse blitzenden Augen an.

»Wir«, sagte Kayleigh nach einer Weile mit Nachdruck, »haben uns einmal zu sechst durch eine Schwadron Nilfgaarder Reiterei durchgeschlagen!«

»Wir haben den Nissiren Kayleigh abgejagt!«, knurrte Asse.

»Mit uns«, zischte Reef, »kann sich auch kaum jemand messen!«

»So ist es, Hotsporn.« Giselher warf sich in die Brust. »Die Ratten stehen keiner anderen Meute nach, auch nicht der Hanse von Valdez. Kavaliersmäßiges Draufgängertum, hast du gesagt? Dann erzähl ich dir was von damenmäßigem Draufgängertum. Flamme, Mistle und Falka sind zu dritt, wie sie hier sitzen, am helllichten Tage durch die Kleinstadt Druigh geritten, und nachdem sie in Erfahrung gebracht hatten, dass in der Schenke die Varnhagens eingekehrt waren, sind sie durch die Schenke galoppiert! Quer durch! Vorn hinein und zum Hof hinaus. Und die Varnhagens saßen da, Mäuler aufgerissen, Humpen zerschlagen und Bier verschüttet. Willst du vielleicht sagen, das sei kein Draufgängertum?«

»Sagt er nicht«, kam Mistle mit boshaftem Lächeln der Antwort zuvor. »Sagt er nicht, denn er weiß, wer die Ratten sind. Seine Gilde weiß es auch.«

Meister Almavera war mit dem Tätowieren fertig. Ciri bedankte sich mit stolzer Miene, zog sich an und setzte sich zu den anderen. Sie fauchte, als sie den sonderbaren, taxierenden – und irgendwie spöttischen – Blick Hotsporns auf sich spürte. Sie schaute ihn scheel an, schmiegte sich demonstrativ an Mistles Schulter. Sie hatte schon Übung darin, mit solchen Demonstrationen Männer aus der Fassung zu bringen, denen Amouren im Sinn standen, und ihren Eifer abzukühlen. Im Falle von Hotsporn war das eher überflüssig, denn der Pseudo-Kaufmann zeigte sich in dieser Hinsicht nicht zudringlich.

Hotsporn war für Ciri ein Rätsel. Sie hatte ihn zuvor nur einmal gesehen, den Rest hatte ihr Mistle erzählt. Hotsporn und Giselher, hatte sie erklärt, kennen sich seit langem und sind Kumpane, sie haben vereinbarte Signale, Losungen und Treffpunkte. Bei solchen Treffen gibt Hotsporn Informationen – und dann wird auf die angegebene Straße geritten und der angegebene Kaufmann oder Geleitzug überfallen. Manchmal wird eine angegebene Person getötet. Es gibt immer auch ein vereinbartes Zeichen – Kaufleute mit diesem Zeichen dürfen nicht überfallen werden.

Anfangs war Ciri verwundert und ein wenig enttäuscht gewesen – sie hatte zu Giselher mit Bewunderung aufgesehen, die Ratten für ein Muster an Freiheit und Unabhängigkeit gehalten; sie selbst liebte diese Freiheit, diese Verachtung für alles und alle. Und nun mussten sie plötzlich Aufträge erfüllen. Wie gedungenen Häschern befahl ihnen jemand, wen sie schlagen sollten. Nicht genug damit – jemand befahl ihnen, jemanden zu schlagen, und sie gehorchten mit angelegten Ohren.

Eine Hand wäscht die andere, sagte Mistle, dazu befragt, mit einem Achselzucken. Hotsporn gibt uns Befehle, aber er gibt auch Informationen, dank denen wir überleben. Freiheit und Verachtung haben ihre Grenzen. Am Ende ist es immer so, dass man jemandes Werkzeug ist.

So ist das Leben, Falkenjunges.

Ciri war verwundert und enttäuscht, doch sie kam schnell darüber hinweg. Sie lernte. Auch, sich nicht zu sehr zu wundern und nicht zu viel zu erwarten – denn dann tat die Enttäuschung nicht so weh.

»Ich, liebe Ratten«, sagte unterdessen Hotsporn, »hätte ein Mittel gegen alle eure Sorgen. Gegen die Nissire, Barone, Präfekten, sogar gegen Bonhart. Ja, ja. Denn obwohl sich die Schlinge um euren Hals zuzieht, wüsste ich einen Weg, eure Haut zu retten.«

Flamme prustete, Reef lachte laut auf. Aber Giselher gebot ihnen mit einer Handbewegung Schweigen, ließ Hotsporn fortfahren.

»Es heißt«, sagte der Kaufmann nach einer Weile, »dass in den nächsten Tagen eine Amnestie verkündet wird. Sogar wenn jemand rechtsgültig verurteilt ist, ha, sogar wenn jemand schon unterm Galgen steht, wird ihm vergeben, wenn er sich nur stellt und seine Schuld bekennt. Euch betrifft das auch.«

»Scheißkram!«, schrie Kayleigh mit leicht tränenden Augen, denn er hatte sich gerade eine Prise Fisstech eingezogen. »Ein Nilfgaarder Trick, ein Täuschungsmanöver! Auf so einen Schmarren fallen alte Hasen wie wir doch nicht herein!«

»Gemach«, hielt ihn Giselher zurück. »Ereifere dich nicht, Kayleigh. Hotsporn, wie wie ihn kennen, pflegt nicht zu schwafeln oder den Mund zu voll zu nehmen. Für gewöhnlich weiß er, was er sagt und wozu. Diesmal weiß er es sicherlich auch und wird uns erzählen, woher auf einmal diese Nilfgaarder Großmut kommt.«

»Kaiser Emhyr«, sagte Hotsporn ruhig, »nimmt eine Frau. Wir werden bald eine Kaiserin in Nilfgaard haben. Darum sollen sie die Amnestie verkünden. Der Kaiser ist nämlich ungeheuer glücklich und wünscht auch die anderen zu beglücken.«

»Das Glück des Kaisers geht mir sonstwo vorbei«, verkündete Mistle geduldig. »Und von der Amnestie mache ich lieber keinen Gebrauch, denn irgendwie riecht mir diese Nilfgaarder Gnade nach frischen Hobelspänen. Als ob sie einen Pfahl anspitzen, he-he!«

»Ich glaube kaum«, antwortete Hotsporn achselzuckend, »dass das eine Finte ist. Es ist eine politische Angelegenheit. Und zwar eine große. Größer als ihr Ratten, größer als alle hiesigen Meuten zusammengenommen. Hier geht es um Politik.«

»Worum also?« Giselher zog die Brauen zusammen. »Ich habe nämlich nicht die Bohne verstanden.«

»Die Heirat Emhyrs ist politisch, und mit Hilfe dieser Heirat sollen politische Ziele erreicht werden. Der Kaiser schafft mit dieser Heirat eine Personalunion, will das Kaiserreich noch stärker vereinigen, den Grenzkonflikten Einhalt gebieten, den Frieden herbeiführen. Denn wisst ihr, wen er heiratet? Cirilla, die Erbin des Throns von Cintra!«

»Lüge!«, schrie Ciri. »Schwindel!«

»Wie kommt Fräulein Falka dazu, mich einen Lügner zu nennen?« Hotsporn wandte den Blick zu ihr. »Ist sie womöglich besser unterrichtet?«

»Allemal!«

»Still, Falka.« Giselher runzelte die Stirn. »Auf dem Tisch haben sie dich in den Steiß gestochen, da warst du ruhig, und jetzt brüllst du? Was ist das für ein Cintra, Hotsporn? Was für eine Cirilla? Wieso soll das so wichtig sein?«

»Cintra«, warf Reef ein, während er sich Fisstech auf den Finger streute, »ist so ein Ländchen im Norden, um das das Kaiserreich mit den dortigen Machthabern gekämpft hat. So vor drei oder vier Jahren war das.«

»Stimmt«, bestätigte Hotsporn. »Die Kaiserlichen haben Cintra unterworfen und sogar den Fluss Yarra überschritten, aber später mussten sie sich zurückziehen.«

»Weil sie bei der Anhöhe von Sodden Prügel bezogen haben«, knurrte Ciri. »Sie haben sich so zurückgezogen, dass sie um ein Haar die Unterhosen verloren hätten!«

»Fräulein Falka ist, wie ich sehe, mit der neuesten Geschichte vertraut. Lobenswert, sehr lobenswert in so jungen Jahren. Darf man fragen, wo Fräulein Falka zur Schule gegangen ist?«

»Darf man nicht!«

»Genug!«, rief Giselher sie wieder zur Ordnung. »Red von diesem Cintra, Hotsporn. Und von der Amnestie.«

»Der Imperator Emhyr«, sprach der Kaufmann, »hat beschlossen, aus Cintra einen Efeustaat zu machen ...«

»Einen was?«

»Einen Efeustaat. Der so wie Efeu nicht ohne einen mächtigen Stamm existieren kann, an dem er sich hochrankt. Und dieser Stamm ist natürlich Nilfgaard. Es gibt schon solche Staaten, nehmen wir nur Metinna, Maecht, Toussaint... Dort herrschen einheimische Dynastien. Zum Anschein, versteht sich.«

»Das nennt man Schein-Außernomie«, brüstete sich Reef.

»Ich hab davon gehört.«

»Das Problem mit diesem Cintra war nun aber, dass die königliche Linie dort erloschen ist...«

»Erloschen?« Es sah aus, als würden aus Ciris Augen jeden Moment grüne Funken sprühen. »Von wegen erloschen! Die Nilfgaarder haben Königin Calanthe ermordet! Ganz gewöhnlich ermordet!«

»Ich gestehe« – Hotsporn hielt mit einer Handbewegung Giselher zurück, der ansetzte, Ciri abermals wegen ihrer Einmischung herunterzuputzen –, »dass Fräulein Falka hier unablässig mit Wissen brilliert. Königin Calanthe ist tatsächlich während des Krieges gefallen. Ebenfalls umgekommen war vermeintlich auch ihre Enkelin Cirilla, die Letzte von königlichem Blute. Also hatte Emhyr nicht viel, woraus er diese, wie Herr Reef so klug gesagt hat, Schein-Autonomie machen konnte. Aber da hat sich diese Cirilla plötzlich mir nichts, dir nichts angefunden.«

»Irgendwelche Märchen sind das«, prustete Flamme, auf Giselhers Schulter gestützt.

»In der Tat« – Hotsporn nickte –, »ein bisschen ist das wie im Märchen, muss man zugeben. Es heißt, dass eine böse Zauberin diese Cirilla irgendwo weit im Norden gefangen gehalten hat, in einem magischen Turm. Aber sie – Cirilla, nicht die Zauberin – konnte fliehen und im Kaiserreich um Asyl bitten.«

»Das ist ein einziger großer, verdammter, unwahrer Schwindel und Unsinn!«, platzte Ciri heraus und griff mit zitternden Händen nach dem Fisstech-Döschen.

»Kaiser Emhyr indes, berichtet die Fama«, fuhr Hotsporn ohne Eile fort, »brauchte sie nur zu erblicken, und schon verliebte er sich besinnungslos in sie und will sie nun zur Frau nehmen.«

»Das Falkenjunge hat recht«, sagte Mistle entschieden und betonte ihre Worte, indem sie mit der Faust auf den Tisch schlug. »Das ist ein verdammter Unsinn! Ich kann ums Verrecken nicht begreifen, worum es hier geht. Eins ist sicher: Wegen solchen Unsinns auf Gnade von Nilfgaard zu hoffen, wäre noch größerer Unsinn.«

»Jawohl!«, sprang ihr Reef bei. »Die Heirat des Kaisers geht uns nichts an. Und wenn der Kaiser was weiß ich wen heiratet, auf uns wartet immer eine andere Verlobte. Die Hanfschlinge!«

»Es geht nicht um eure Hälse, liebe Ratten«, brachte ihnen Hotsporn in Erinnerung. »Es geht um Politik. An den nördlichen Grenzen des Kaiserreichs gibt es andauernd Rebellionen, Aufstände und Unruhen, besonders in diesem Cintra und in der Umgebung. Wenn aber der Imperator die Erbin von Cintra zur Frau nimmt, dann wird sich Cintra beruhigen. Es wird eine feierliche Amnestie geben, die Rebellengruppen werden aus den Bergen kommen, die Kaiserlichen nicht mehr behelligen und keinen Ärger machen. Was sag ich, wenn eine Cintrierin den kaiserlichen Thron besteigt, werden die Aufständischen in die kaiserliche Armee eintreten. Und ihr wisst ja, dass im Norden, jenseits des Flusses Yarra, Krieg ist, da zählt jeder Soldat.«

»Aha.« Kayleigh zog eine Grimasse. »Jetzt hab ich verstanden! So eine Amnestie ist das! Sie lassen einem die Wahl: hier der angespitzte Pfahl, da die kaiserlichen Farben. Entweder ein Pfahl in den Arsch oder die Farben auf den Buckel. Und ab in den Krieg, fürs Imperium sterben!«

»Im Krieg«, sagte Hotsporn langsam, »geht es tatsächlich mal so, mal so zu, wie in dem Liedchen. Aber es müssen keineswegs alle in den Krieg, liebe Ratten. Man kann auch – natürlich, nachdem man die Bedingungen der Amnestie erfüllt, also sich gestellt und seine Schuld bekannt hat – eine Art... Ersatzdienst leisten.«

»Was?«

»Ich weiß, worum es geht.« Giselhers Zähne blitzten kurz in der sonnenverbrannten, blaurasierten Visage auf.

»Die Kaufmannsgilde, Kinder, würde uns gern adoptieren. Uns an die Brust drücken und uns behüten. Wie die Frau Mama.«

»Eher wie 'ne Puffmutter«, knurrte Flamme halblaut. Hotsporn tat, als habe er nichts gehört.

»Du hast völlig recht, Giselher«, sagte er kalt. »Die Gilde kann, wenn sie will, euch einstellen. Offiziell, als Ersatzdienst. Und euch behüten. Euch Schutz gewähren. Auch offiziell und auch ersatzweise.«

Kayleigh wollte etwas sagen, Mistle wollte etwas sagen, doch ein rascher Blick Giselhers verschlug beiden die Rede.

»Übermittle der Gilde«, sagte der Anführer der Ratten in eisigem Ton, »dass wir für das Angebot dankbar sind. Wir werden es überdenken, überlegen, uns besprechen. Beraten, was zu tun ist.«

Hotsporn stand auf. »Ich reite los.«

»Jetzt, vor der Nacht?«

»Ich übernachte im Dorf. Hier kommt es mir nicht recht gelegen. Und morgen schnurstracks an die Grenze von Metinna, dann auf der Hauptstraße nach Forgeham, wo ich mich bis zum Äquinoktium aufhalten werde, und wer weiß, ob nicht vielleicht länger. Ich werde dort nämlich auf Leute warten, die es sich schon überlegt haben, bereit sind, sich zu stellen und unter meinem Schutz auf die Amnestie zu warten. Und ich rate euch gut, ihr solltet euch auch nicht zu viel Zeit mit dem Überlegen und Nachdenken lassen. Denn Bonhart kann der Amnestie zuvorkommen.«

»Immerzu schreckst du uns mit diesem Bonhart«, sagte Giselher langsam und stand ebenfalls auf. »Man könnte meinen, der Lump stehe schon vor der Tür ... Dabei ist er sicherlich weit weg über Berg und Tal...«

»... in der Ortschaft Eifers«, beendete Hotsporn ruhig den Satz. »In der Herberge >Zum Chimärenkopf<. An die dreißig Meilen von hier. Wenn ihr nicht an der Velde eure Haken geschlagen hättet, wärt ihr bestimmt gestern auf ihn gestoßen.

Aber euch kümmert das nicht, ich weiß. Mach's gut, Giselher. Macht's gut, Ratten. Meister Almavera? Ich reite nach Metinna, und ich bin immer froh über Reisegefährten ... Was sagst du, Meister? Gern? Das dachte ich mir. Pack also deinen Kram zusammen. Ratten, bezahlt den Meister für seine künstlerische Arbeit.«

Die Poststation roch nach gebratenen Zwiebeln und saurer Kartoffelsuppe, zubereitet von der Frau des Postmeisters, die sie vorübergehend aus der Speisekammer freigelassen hatten. Die Kerze auf dem Tisch sprutzte, flackerte, bewegte die Flammenzunge hin und her. Die Ratten hatten sich so über den Tisch gebeugt, dass die Flamme ihre fast zusammenstoßenden Köpfe wärmte.

»Er ist in Eifers«, sagte Giselher leise. »In der Herberge >Zum Chimärenkopf<. Kaum einen Tagesritt von hier. Was haltet ihr davon?«

»Dasselbe wie du«, knurrte Kayleigh. »Wir reiten hin und bringen den Hundesohn um.«

»Rächen Valdez«, sagte Reef. »Und Fliegenpilz.«

»Und kein Hotsporn«, zischte Flamme, »wird uns mehr fremden Ruhm und Draufgängertum vorhalten. Wir erledigen diesen Bonhart, diesen Leichenfresser, diesen Werwolf. Wir werden seinen Kopf über der Tür der Herberge annageln, damit er zum Namen passt. Und damit alle sehen, dass das nicht wunder was für ein toller Hecht war, sondern sterblich wie alle anderen auch, und dass er schließlich auf Bessere gestoßen ist. Es wird sich zeigen, welche Hanse die beste von Korath bis zum Pereplut ist.«

»Lieder werden sie über uns auf den Jahrmärkten singen«, erklärte Kayleigh feurig. »Ha, und in den Schlössern!«

»Reiten wir.« Asse schlug mit der Hand auf den Tisch. »Reiten wir und schlagen den Dreckskerl tot.«

»Und danach«, überlegte Giselher, »denken wir über diese Amnestie nach ... über die Gilde ... Was verziehst du die Visage, Kayleigh, als ob du eine Wanze zerbissen hättest? Sie sind uns auf den Fersen, und bald wird es Winter. Ich denke so, Ratten: Wir werden überwintern, uns die Hintern am Kamin wärmen, von der Amnestie vor der Kälte bewahrt, und werden amnestiemäßig angewärmtes Bier trinken. Wir werden hübsch brav in dieser Amnestie ausharren ... so ungefähr bis zum Frühjahr. Und im Frühjahr ... wenn das Gras unterm Schnee hervorlugt...«

Die Ratten lachten im Chor, leise, bedrohlich. Ihre Augen leuchteten wie bei echten Ratten, wenn sie nachts in einem dunklen Winkel auf einen verwundeten Menschen zukommen, der sich nicht wehren kann.

»Trinken wir«, sagte Giselher. »Darauf, dass Bonhart ins Gras beißt! Wir wollen diese Suppe aufessen und dann schlafen. Und ausruhen, denn wir werden im Morgengrauen aufbrechen.«

»Klar«, prustete Flamme. »Nehmt euch ein Beispiel an Mistle und Falka, die sind schon seit einer Stunde im Bett.«

Die Frau des Postmeisters zuckte am Kochtopf zusammen, als sie vom Tisch her wieder ein leises, bösartiges, widerwärtiges Kichern hörte.

Ciri hob den Kopf, schwieg lange, den Blick auf das kaum noch glimmende Flämmchen der Lampe gerichtet, in dem schon der letzte Rest Tran verbrannte.

»Da habe ich mich wie eine Diebin aus der Station geschlichen«, nahm sie die Erzählung wieder auf. »Gegen Morgen, als es noch ganz dunkel war ... Aber es ist mir nicht gelungen, unbemerkt zu fliehen. Mistle muss wach geworden sein, als ich vom Bett aufstand. Sie erwischte mich im Stall, als ich das Pferd sattelte. Aber sie zeigte sich nicht verwundert. Und versuchte überhaupt nicht, mich zurückzuhalten ... Es begann schon zu dämmern ...«

»Jetzt ist es auch nicht mehr weit bis Tagesanbruch.« Vysogota gähnte. »Zeit zum Schlafen, Ciri. Morgen erzählst du weiter.«

»Vielleicht hast du recht.« Sie gähnte ebenfalls, stand auf, reckte sich kräftig. »Denn mir werden auch schon die Lider schwer. Aber in diesem Tempo, Einsiedler, komme ich nie zum Ende. Wie viele Abende haben wir hier hinter uns? Mindestens zehn. Ich fürchte, die ganze Erzählung kann tausendundeine Nacht dauern.«

»Wir haben Zeit, Ciri. Wir haben Zeit.«

»Vor wem willst du fliehen, Falkenjunges? Vor mir? Oder vor dir selbst?«

»Ich habe Schluss gemacht mit dem Fliehen. Jetzt will ich etwas einholen. Darum muss ich zurück ... dorthin, wo alles angefangen hat. Ich muss. Versteh das, Mistle.«

»Darum also ... Darum warst du heute lieb zu mir. Zum ersten Mal nach so viel Tagen ... Ein letztes Mal zum Ab- schied? Und dann vergessen?«

»Ich werde dich niemals vergessen, Mistle.«

»Wirst du doch.«

»Niemals. Ich gelobe es dir. Und das war nicht das letzte Mal. Ich werde dich finden. Ich werde dich holen kommen ... In einer sechsspännigen vergoldeten Kutsche werde ich kommen. Mit einem Gefolge von Höflingen. Du wirst sehen. Bald schon werde ich ... Möglichkeiten haben. Große Möglichkeiten. Ich werde dafür sorgen, dass sich dein Schicksal ändert ... Du wirst sehen. Du wirst dich überzeugen, wie viel ich vermag. Wie viel ich ändern kann.«

»Dazu würde es große Macht brauchen«, seufzte Mistle. »Und mächtige Magie ...«

»Auch das ist möglich.« Ciri leckte sich die Lippen. »Auch Magie ... Ich kann welche finden ... Alles, was ich einmal verloren habe, kann zurückkehren ... Und wieder mir gehören. Ich verspreche dir, du wirst dich wundern, wenn wir uns wieder begegnen.«

Mistle wandte den kurzgeschorenen Kopf ab, schaute zu den blau-rosa Streifen, die das Morgenrot schon an den östlichen Rand der Welt malte.

»In der Tat«, sagte sie leise. »Ich werde mich sehr wundern, wenn wir uns noch einmal begegnen. Wenn ich dich noch einmal wiedersehe, Kleines. Nun reit schon. Wir wollen es nicht in die Länge ziehen.«

»Warte auf mich.« Ciri schniefte. »Und lass dich nicht umbringen. Denk an diese Amnestie, von der Hotsporn gesprochen hat. Selbst wenn Giselher und die anderen nicht wollen ... Du aber denk daran, Mistle. Das ist vielleicht eine Möglichkeit, zu überdauern. Denn ich werde wiederkommen, um dich zu holen. Ich gelobe es.«

»Küss mich.«

Es begann zu tagen. Die Helligkeit wuchs, die Kälte nahm zu.

»Ich liebe dich, Mistle.«

»Ich liebe dich, Falkenjunges. Nun reit schon.«

»Natürlich glaubte sie mir nicht. Sie war überzeugt, ich hätte es mit der Angst zu tun bekommen, würde Hotsporn nachreiten, um Rettung zu suchen und um die Amnestie zu betteln, die er uns so schmackhaft gemacht hatte. Woher sollte sie wissen, welche Gefühle mich überkommen hatten, als ich hörte, wie Hotsporn von Cintra sprach, von meiner Großmutter Calanthe ... Und davon, dass irgendeine >Cirilla< die Frau des Kaisers von Nilfgaard werden würde. Desselben Kaisers, der meine Großmutter ermordet hatte. Und mir diesen schwarzen Ritter mit den Federn am Helm nachgeschickt hatte. Ich habe es dir erzählt, weißt du noch? Auf der Insel Thanedd, als er die Hand nach mir ausstreckte, habe ich ihn zur Ader gelassen! Ich hätte ihn damals töten sollen ... Aber irgendwie konnte ich es nicht...

Dumm war ich! Ach, was soll's, vielleicht ist er ja dort auf Thanedd verblutet und verreckt... Warum schaust du mich so an?«

»Erzähl. Erzähl, wie du Hotsporn nachgeritten bist, um dein Erbe zu erlangen. Um zu erlangen, was dir gehörte.«

»Du brauchst nicht so vorwurfsvoll zu reden, brauchst nicht zu spotten. Ja, ich weiß, das war dumm, jetzt sehe ich es, damals auch ... In Kaer Morhen und im Tempel der Melitele war ich klüger gewesen, dort wusste ich, dass das, was vorbei ist, nicht wiederkehren kann, dass ich nicht mehr die Fürstentochter von Cintra bin, sondern jemand ganz anderes, dass ich kein Erbe mehr besaß, dass das verloren war und ich mich damit abfinden musste. Man hatte es mir klug und ruhig erklärt, und ich hatte es akzeptiert. Ebenfalls ruhig. Und plötzlich begann es zurückzukehren. Zum ersten Mal, als jemand versuchte, mich mit dem Titel dieser Baronesse Casadei zu be – eindrucken ... Ich hatte mich um derlei Dinge nie gekümmert, doch da wurde ich plötzlich wütend, reckte die Nase hoch empor und schrie los, ich hätte noch höhere Titel und sei von viel edlerer Geburt. Und von da an begann ich, darüber nachzudenken. Ich fühlte, wie in mir der Zorn anwuchs. Verstehst du das, Vysogota?«

»Ja.«

»Und die Erzählung Hotsporns machte das Maß voll. Ich kochte geradezu vor Wut ... Man hatte mir früher so viel von Vorherbestimmung geredet ... Und jetzt sollte da jemand anders in den Genuss dieser Vorherbestimmung kommen, dank einem gewöhnlichen Schwindel. Jemand hatte sich für mich ausgegeben, für Ciri von Cintra, und würde alles haben, würde im Luxus baden ... Nein, ich konnte an nichts anderes denken ... Auf einmal wurde mir bewusst, dass ich nicht genug zu essen hatte, dass ich frierend unter freiem Himmel schlief, dass ich mir die intimen Stellen in eisigen Bächen waschen musste ... Ich! Ich müsste eine Wanne aus Goldblech haben! Wasser, das nach Narde und Rosen duftet! Angewärmte Handtücher! Ein sauberes Bett! Verstehst du, Vysogota?«

»Ja.«

»Plötzlich war ich bereit, zur nächsten Präfektur zu reiten, zum nächsten Fort, zu diesen Schwarzen Nilfgaardern, die ich so fürchtete und so hasste ... Ich war bereit, zu sagen: >Ich bin Ciri, ihr Nilfgaarder Trottel, mich muss euer dummer Kaiser zur Frau nehmen, sie haben eurem Kaiser irgendeine dreiste Schwindlerin untergeschoben, und dieser Idiot hat den Betrug nicht gemerkt.< Ich war derart versessen, dass ich es getan hätte, wenn sich eine Gelegenheit geboten hätte. Ohne zu zögern. Verstehst du, Vysogota?«

»Ja.«

»Zum Glück habe ich mich wieder beruhigt.«

»Zu deinem großen Glück.« Er nickte gewichtig. »Der Fall dieser kaiserlichen Heirat hat alle Züge einer Staatsaffäre, eines Kampfes von Parteien oder Fraktionen. Wenn du dich zu erkennen gegeben, irgendwelchen einflussreichen Kräften einen Strich durch die Rechnung gemacht hättest, wäre dir ein Dolchstich oder Gift sicher gewesen.«

»Das hatte ich auch begriffen. Und mir gemerkt. Mir gut gemerkt. Zu offenbaren, wer ich bin, bedeutete den Tod. Ich hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. Aber ich will nicht vorgreifen.«

Eine Zeitlang schwiegen sie, während sie an den Fellen arbeiteten. Vor ein paar Tagen war der Fang unerwartet reichlich gewesen, es waren viele Bisamratten und Nutrias in die Fallen und Schlingen gegangen, dazu zwei Fischotter und ein Biber. Sie hatten also viel Arbeit.

»Hast du Hotsporn eingeholt?«, fragte Vysogota schließlich.

»Ja.« Ciri wischte sich mit dem Ärmel die Stirn ab. »Sogar bald, denn er beeilte sich nicht unterwegs. Und er wunderte sich überhaupt nicht, als er mich erblickte!«

»Fräulein Falka!« Hotsporn zog die Zügel an, ließ die Rappstute tänzelnd wenden. »Was für eine angenehme Überraschung! Obwohl ich gestehe, dass sie nicht gar so groß ist. Ich habe es erwartet, ich gebe zu, dass ich es erwartet habe. Ich habe gesehen, dass du im Begriff bist, eine Entscheidung zu treffen. Eine kluge Entscheidung. Ich habe in den wunderschönen und bezaubernden Augen des Fräuleins Intelligenz funkeln sehen.«

Ciri ritt näher heran, so nah, dass sie einander fast mit den Steigbügeln berührten. Dann räusperte sie sich lange, beugte sich zur Seite und spuckte auf den Sand der Landstraße. Sie hatte gelernt, auf solche Art auszuspucken – ekelhaft, aber wirksam, wenn es hieß, den Eifer eines Möchtegern-Verführers abzukühlen.

»Ich nehme an«, sagte Hotsporn mit angedeutetem Lächeln, »dass du von der Amnestie Gebrauch machen willst?«

»Dann nimmst du falsch an.«

»Welchem Grund habe ich dann die Freude zuzuschreiben, die mir der Anblick des schönen Gesichtchens des Fräuleins bereitet?«

»Braucht es denn einen Grund?«, fauchte sie. »In der Station hast du gesagt, dass du immer froh über Reisegefährten bist.«

»Nach wie vor.« Seine Lächeln wurde offener. »Aber wenn ich mich in Bezug auf die Amnestie irre, dann weiß ich nicht recht, ob wir denselben Weg haben. Wir befinden uns, wie das Fräulein sieht, an einem Scheideweg. Eine Wegkreuzung, vier Himmelsrichtungen, die Notwendigkeit, sich zu entscheiden ... Eine Symbolik wie in dem bekannten Märchen. Wenn du nach Osten gehst, kehrst du nicht zurück ... Wenn du nach Westen gehst, kehrst du nicht zurück ... Nach Norden ... hmm ... Nach Norden von diesem Pfahl geht es zur Amnestie ...«

»Steck dir deine Amnestie sonst wohin.«

»Wie das Fräulein befiehlt. Wohin also, wenn man fragen darf, führt dich der Weg? Welche von den Straßen des symbolischen Kreuzweges? Meister Almavera, der Künstler der Nadel, hat seine Maulesel nach Westen getrieben, zu dem Städtchen Fano. Die östliche Landstraße führt zur Siedlung Eifers, aber von dieser Richtung würde ich dringlich abraten ...«

»Der Fluss Yarra«, sagte Ciri langsam, »von dem in der Station die Rede war, das ist der Nilfgaarder Name für die Jaruga, nicht wahr?«

»Das Fräulein ist so gebildet« – er beugte sich vor, schaute ihr in die Augen – »und weiß das nicht?«

»Kannst du nicht anständig antworten, wenn man dich anständig fragt?«

»Das war doch nur Spaß, warum gleich so böse? Ja, das ist derselbe Fluss. Auf Elfisch und Nilfgaardisch Yarra, im Norden Jaruga.«

»Und die Mündung dieses Flusses«, fuhr Ciri fort, »ist Cintra?«

»Jawohl. Cintra.«

»Wie weit ist es von hier aus nach Cintra? Wie viele Meilen?«

»Eine Menge. Und je nachdem, in welchen Meilen man rechnet. Fast jede Nation hat andere, da kann man leicht etwas verwechseln. Es ist praktischer, wie es alle reisenden Kaufleute tun, solche Entfernungen in Tagen zu messen. Um von hier nach Cintra zu reiten, braucht man so fünfundzwanzig, dreißig Tage.«

»Wohin? Direkt nach Norden?«

»Irgendwie interessiert sich Fräulein Falka sehr für dieses Cintra. Warum?«

»Ich will den Thron dort besteigen.«

»Gut, gut.« Hotsporn hob die Hände in einer abwehrenden Geste. »Ich habe den zarten Hinweis verstanden, werde keine Fragen mehr stellen. Der einfachste Weg nach Cintra führt paradoxerweise nicht direkt nach Norden, denn dort behindern wegloses Gelände und eine sumpfige Seenplatte das Fortkommen. Zuerst müsste man sich zur Stadt Forgeham begeben und später nach Nordwesten reiten, nach Metinna, der Haupt stadt des gleichnamigen Landes. Dann müsste man durch die Ebene Mag Deira auf dem Händlerweg bis zur Stadt Neun reuth. Erst von dort aus biegt man auf die Straße nach Norden ab, die im Tal der Yelena entlangführt. Von da ist es schon leicht zu finden: Auf der Straße ziehen pausenlos Truppen und Militärtransporte durch Nasair und über die Marnadal- Treppe, den Pass, der nach Norden in das Tal namens Marnadal führt. Und das ist dann schon Cintra.«

»Hmm ...« Ciri betrachtete den nebelverhangenen Horizont mit der verschwommenen Linie schwarzer Anhöhen.

»Nach Forgeham, und dann nach Nordwesten ... Das heißt... Wo entlang?«

»Weißt du was, Fräulein?« Hotsporn lächelte sacht. »Ich bin gerade nach Forgeham unterwegs, und dann nach Metinna. Da, auf dem Sandweg, der sich zwischen den Kiefern hinzieht. Wenn das Fräulein mit mir reitet, wird es sich nicht verirren. Amnestie hin, Amnestie her, aber es wird mir ein Vergnügen sein, mit so einem schönen Fräulein zu reisen.«

Ciri musterte ihn mit dem kältesten Blick, den sie zustande brachte. Hotsporn biss sich mit schelmischem Lächeln auf die Lippe. »Also was?«

»Reiten wir.«

»Bravo, Fräulein Falka. Ein kluger Entschluss. Wie gesagt, das Fräulein ist ebenso klug wie schön.«

»Hör auf, mich mit Fräulein anzureden, Hotsporn. Aus deinem Munde klingt das irgendwie beleidigend, und ich lasse mich nicht ungestraft beleidigen.«

»Ganz wie das Fräulein befiehlt.«

Das schöne Morgenrot hatte die Erwartungen nicht erfüllt, hatte irregeführt. Der Tag, der darauf folgte, war grau und nass.

Feuchter Nebel stumpfte die leuchtenden Farben des Herbstlaubes an den Bäumen ab, die sich über den Weg neigten und in Tausenden von Ocker-, Rot- und Gelbtönen prangten.

In der feuchten Luft roch es nach Borke und Pilzen.

Sie ritten im Schritt über das Polster aus gefallenem Laub, doch Hotsporn trieb seine Rappstute oft zu einem leichten Trab oder Galopp an. Dann schaute Ciri neiderfüllt zu.

»Hat sie irgendeinen Namen?«

»Nein.« Hotsporn ließ die Zähne blitzen. »Ich behandle Reittiere unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit, wechsle sie sehr oft, lasse keine Bindung aufkommen. Pferden einen Namen zu geben, wenn man kein Zuchtbuch führt, halte ich für übertrieben. Stimmst du mir zu? Das Pferd Goldhans, der Hund Bello und der Kater Mohrle. Übertrieben!«

Ciri gefielen seine Blicke und sein vielsagendes Lächeln nicht, am wenigsten der leicht spöttische Ton, in dem er Fragen stellte und beantwortete. Also nahm sie eine einfache Taktik an – sie schwieg, sprach einsilbig, provozierte nicht. Wenn es ging. Manchmal ging es nicht. Vor allem, wenn er von dieser seiner Amnestie redete. Als sie jedoch wieder einmal – und ziemlich scharf – ihren Unwillen geäußert hatte, wechselte Hotsporn überraschend die Fronten: Er begann plötzlich zu beweisen, dass in ihrem Fall die Amnestie überflüssig sei, da sie sie ja nicht beträfe. Die Amnestie ginge die Verbrecher an, sagte er, aber nicht die Opfer von Verbrechen.

Ciri lachte schallend. »Du bist selber ein Opfer, Hotsporn!«

»Ich habe das im vollen Ernst gesagt«, versicherte er. »Nicht, um bei dir einen Heiterkeitsausbruch auszulösen, sondern um dir eine Möglichkeit nahezulegen, wie du deine Haut retten kannst, falls du ergriffen wirst. Beim Baron Casadei wirkt so etwas natürlich nicht, auch von den Varnhagens hast du keine Nachsicht zu erwarten, die werden dich im für dich günstigsten Falle an Ort und Stelle lynchen, schnell und, wenn es gut geht, schmerzlos. Falls du aber dem Präfekten in die Hände fällst und vor dem strengen, aber gerechten Antlitz des kaiserlichen Rechtes stehst... Tja, dann würde ich genau diese Verteidigungstaktik vorschlagen: Du brichst in Tränen aus und erklärst dich zum unschuldigen Opfer der Umstände.«

»Und wer soll das glauben?«

»Jeder.« Hotsporn neigte sich im Sattel herüber, schaute ihr in die Augen. »Denn es ist ja die Wahrheit. Du bist ja ein unschuldiges Opfer, Falka. Du bist noch keine sechzehn Jahre alt, nach den Gesetzen des Kaiserreichs bist du minderjährig. In die Rattenbande bist du zufällig geraten. Es ist nicht deine Schuld, dass eine der Banditinnen ein Auge auf dich geworfen hat, Mistle, deren unnatürliche Neigungen kein Geheimnis sind. Du bist von Mistle dominiert worden, sexuell ausgenutzt und dazu gezwungen, dich ...«

»Na, da haben wir's ja«, unterbrach ihn Ciri, selbst verwundert über ihre Ruhe. »Endlich haben wir's, worum es dir geht, Hotsporn. Solche wie dich habe ich schon erlebt.«

»Wirklich?«

»Wie jedem Hähnchen« – sie war noch immer ruhig –»schwillt dir der Kamm beim Gedanken an mich und Mistle. Wie bei jedem dummen Männchen stellt sich in deinem dummen Kopf der Gedanke ein, du solltest versuchen, mich von der widernatürlichen Krankheit zu heilen, die Abgeirrte auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen. Aber weißt du, was an alledem abscheulich und widernatürlich ist? Gerade solche Gedanken!«

Hotsporn betrachtete sie schweigend und mit einem ziemlich rätselhaften Lächeln auf den schmalen Lippen.

»Meine Gedanken, liebe Falka«, sagte er nach einer Weile, »sind vielleicht nicht anständig, vielleicht auch nicht hübsch, pah, sie sind offensichtlich nicht unschuldig ... Aber, bei den Göttern, sie sind der Natur gemäß. Meiner Natur. Du setzt mich herab, wenn du glaubst, meine Neigung für dich beruhe auf irgendeiner ... perversen Neugier. Ha, du setzt dich selbst herab, wenn du die Tatsache nicht bemerkst oder nicht zur Kenntnis nehmen willst, dass dein verführerischer Charme und deine außergewöhnliche Schönheit jeden Mann auf die Knie zu zwingen vermögen. Dass der Zauber deines Blickes ...«

»Hör mal, Hotsporn«, fiel sie ihm ins Wort. »Bist du darauf aus, mit mir zu schlafen?«

»Was für eine Intelligenz.« Er breitete die Hände aus. »Mir fehlen einfach die Worte.«

»Dann werde ich dir helfen.« Sie trieb das Pferd ein wenig an, um ihn über die Schulter hinweg anblicken zu können. »Denn ich habe genug Worte. Ich fühle mich geehrt. Unter allen anderen Umständen, wer weiß ... Wenn es jemand anders wäre, ha! Aber du, Hotsporn, gefällst mir überhaupt nicht. Nichts, aber auch gar nichts an dir zieht mich an. Ich würde sagen, sogar im Gegenteil: Alles an dir stößt mich ab. Du siehst selbst, dass unter diesen Umständen der Geschlechtsakt ein Akt wider die Natur wäre.«

Hotsporn lächelte und trieb ebenfalls das Pferd an. Die Rappstute begann auf der Straße zu tänzeln, warf anmutig den schönen Kopf hoch. Ciri drehte sich im Sattel hin und her und kämpfte mit einer seltsamen Empfindung, die sich plötzlich in ihr regte, die irgendwo tief drinnen entstanden war, im Unterbauch, aber rasch und ausdauernd nach außen drängte, auf die von der Kleidung gereizte Haut. Ich habe ihm die Wahrheit gesagt, dachte Ciri. Er gefällt mir nicht, zum Teufel, sein Pferd ist es, das mir gefällt, diese schwarze Stute. Nicht er, sondern das Pferd ... Was für eine verdammte Dummheit! Nein, nein, nein! Sogar wenn ich von Mistle absehe, wäre es lächerlich und dumm, ihm nachzugeben, nur weil mich der Anblick einer auf der Straße tänzelnden schwarzen Stute erregt.

Hotsporn ließ sie herankommen, blickte ihr mit sonderbarem Lächeln in die Augen. Dann ruckte er abermals an den Zügeln, zwang die Stute, zu stampfen, sich zu drehen und tänzelnd zur Seite auszuweichen. Er weiß es, dachte Ciri, der alte Mistkerl weiß, was ich empfinde.

Verdammt. Ich bin einfach nur neugierig!

»Kiefernnadeln«, sagte Hotsporn sanft, während er sehr nahe heranritt und die Hand ausstreckte, »haben sich dir in den Haaren verhakt. Ich werde sie herausnehmen, wenn du erlaubst. Ich füge hinzu, dass die Geste meiner Galanterie entspringt, nicht perversem Begehren.«

Die Berührung war ihr angenehm, was sie keineswegs verwunderte. Sie war von einer Entscheidung noch sehr weit entfernt, doch sicherheitshalber kalkulierte sie die Tage seit der letzten Monatsblutung. Das hatte ihr Yennefer beigebracht – im Voraus und mit kühlem Kopf zu rechnen, denn später, wenn es heiß wurde, trat eine sonderbare Abneigung gegen das Rechnen ein, verbunden mit einer Neigung, die Folgen auf die leichte Schulter zu nehmen.

Hotsporn schaute ihr in die Augen und lächelte, ganz als wisse er, dass die Berechnung zu seinen Gunsten ausgefallen war. Wenn er noch nicht so alt wäre, seufzte Ciri insgeheim. Aber er ist sicherlich schon über dreißig.

»Turmaline.« Hotsporns Finger berührten sanft ihr Ohr und den Ohrring. »Hübsch, aber nur Turmaline. Ich würde dir gern Smaragde schenken und sie dir anhängen. Sehr kostbare und durchdringend grüne, so dass sie besser zu deiner Schönheit und deiner Augenfarbe passen würden.«

»Pass auf«, sagte sie langsam und blickte ihn dreist an, »sogar wenn es zu etwas kommen sollte, würde ich die Smaragde im Voraus verlangen. Denn sicherlich behandelst du nicht nur Pferde unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit, Hotsporn. Am Morgen nach einer berauschenden Nacht würdest du es für übertrieben halten, dich an meinen Namen zu erinnern. Der Hund Bello, der Kater Mohrle und das Mädchen – Mariechen!«

»Alles, was recht ist.« Er rang sich ein Lächeln ab. »Du bringst es fertig, selbst das heißeste Verlangen abzukühlen, Schneekönigin.«

»Ich hatte eine gute Schule.«

Der Nebel lichtete sich ein wenig, doch es war immer noch trübe. Und schläfrig. Die Schläfrigkeit wurde brutal von Geschrei und Hufgetrappel unterbrochen. Hinter den Eichen, an denen sie eben vorbeiritten, brachen Reiter hervor.

Beide handelten so schnell und so eingespielt, als hätten sie es wochenlang geübt. Sie hielten an und wendeten die Pferde, gingen augenblicklich zum Galopp über, zu einer wütenden Karriere, an die Mähnen geduckt, trieben die Pferde mit Rufen und Fersenschlägen an. Über ihren Köpfen surrten die Federn von Pfeilen, es erklangen Schreie, Scheppern, Stampfen.

»In den Wald!«, rief Hotsporn. »Bieg in den Wald ab! Ins Unterholz!«

Sie bogen ab, ohne den Ritt zu verlangsamen. Ciri presste sich flach und noch stärker an den Pferdehals, denn die auf sie einpeitschenden Zweige drohten sie aus dem Sattel zu werfen. Sie sah, wie ein Armbrustbolzen einen Splitter aus dem Stamm einer Erle schlug, an der sie vorbeiritt. Mit Schreien trieb sie das Pferd an, erwartete jeden Augenblick, dass sich ihr ein Pfeil in den Rücken bohren würde. Der dicht neben ihr reitende Hotsporn stöhnte plötzlich sonderbar auf.

Sie setzten über eine tiefe Bodenspalte, ritten halsbrecherisch einen Hang hinab, in Dornengestrüpp hinein. Und da rutschte Hotsporn plötzlich vom Sattel und stürzte in die Moosbeeren. Die Rappstute wieherte, bäumte sich auf, schlug mit dem Schwanz und lief weiter. Ciri zögerte nicht. Sie sprang ab, gab ihrem Pferd einen Schlag auf den Hintern. Als es der schwarzen Stute nachlief, half sie Hotsporn aufzustehen, und beide rannten ins Unterholz hinein, in ein Erlengebüsch, ließen sich fallen, rollten bergab und fielen zwischen das hohe Farnkraut am Grunde der Schlucht. Das Moos dämpfte ihren Fall.

Oben am Rande des Abhangs dröhnten die Hufe der Verfolger – zum Glück ritten sie im Hochwald entlang, den fliehenden Pferden nach. Dass sie beide im Farnkraut verschwunden waren, schien niemand bemerkt zu haben.

»Was sind das für welche?«, zischte Ciri, während sie sich unter Hotsporn hervorarbeitete und sich zerdrückte Täublinge aus den Haaren klaubte. »Leute des Präfekts? Die Varnhagens?«

»Gewöhnliche Banditen ...« Hotsporn spuckte Blätter aus. »Raubgesindel...«

»Biete ihnen die Amnestie an.« Zwischen ihren Zähnen knirschte Sand. »Versprich ihnen ...«

»Sei still. Sie hören dich.«

»Hooo! Hooo! Hierheeer!«, klang es von oben herab. »Von links umgeeeeheeeen! Von liiinks!«

»Hotsporn?«

»Ja?«

»Du hast Blut auf dem Rücken.«

»Ich weiß«, erwiderte er kalt, holte vorn ein Stoffbündel unter der Kleidung hervor und drehte ihr den Rücken zu.

»Stopf mir das unters Hemd. Auf Höhe des linken Schulterblatts ...«

»Wo hat es dich erwischt? Ich sehe keinen Bolzen ...«

»Es war eine Kugelarmbrust ... Mit einem Stück Eisen geladen, am ehesten mit einem gekappten Hufnagel. Lass sein, nicht anfassen. Es ist dicht am Rückgrat...«

»Verdammt. Was soll ich also machen?«

»Still sein. Sie kommen zurück.«

Hufe stampften, jemand pfiff gellend. Jemand schrie, rief, befahl jemandem umzukehren. Ciri spitzte die Ohren.

»Sie reiten fort«, murmelte sie. »Sie haben die Verfolgung aufgegeben. Und die Pferde nicht eingefangen.«

»Das ist gut.«

»Wir werden sie auch nicht einfangen. Wirst du imstande sein zu gehen?«

»Brauche ich nicht.« Er lächelte, zeigte ihr an seinem Handgelenk einen ziemlich billig aussehenden Armreif.

»Dieses Glitzerding habe ich zusammen mit dem Pferd gekauft. Es ist magisch. Die Stute hat es von klein auf getragen. Wenn ich daran reibe, so wie jetzt, ist es, als ob ich sie rufe. Als ob sie meine Stimme hört. Sie kommt hierher gelaufen. Es wird eine Weile dauern, aber sie kommt. Mit ein bisschen Glück kommt deine Schimmelstute mit.«

»Und mit ein bisschen Pech? Reitest du allein weg?«

»Falka«, sagte er in ernsterem Ton. »Ich werde nicht allein fortreiten, ich zähle auf deine Hilfe. Man wird mich im Sattel festhalten müssen. Die Zehen beginnen mir schon abzusterben. Vielleicht verliere ich das Bewusstsein. Pass auf: Diese Schlucht führt dich ins Tal eines Wasserlaufs. Du reitest strom aufwärts, nach Norden. Du bringst mich in eine Ortschaft namens Tegamo. Dort finden wir jemanden, der mir das Eisen aus dem Rücken ziehen kann, ohne dass ich daran sterbe oder gelähmt werde.«

»Das ist die nächstgelegene Ortschaft?«

»Nein. Am nächsten ist Eifers, ungefähr zwanzig Meilen die Talsenke entlang in entgegengesetzter Richtung, stromab. Aber dort darfst du keinesfalls hinreiten.«

»Warum?«

»Auf gar keinen Fall«, wiederholte er und verzog das Gesicht. »Da geht es nicht um mich, sondern um dich. Eifers bedeutet für dich den Tod.«

»Ich verstehe nicht.«

»Brauchst du auch nicht. Vertrau mir einfach.«

»Zu Giselher hast du gesagt...«

»Vergiss Giselher. Wenn du leben willst, vergiss sie alle.«

»Warum?«

»Bleib bei mir. Ich halte meine Versprechen, Schneekönigin. Ich werde dich mit Smaragden ausstaffieren ... Dich damit überschütten...«

»In der Tat, eine prima Zeit für Scherze.«

»Für Scherze ist immer Zeit.«

Hotsporn umarmte sie plötzlich, drückte sie mit der Schulter zu Boden und begann ihr die Bluse aufzuknöpfen. Ohne Umstände, aber auch ohne Eile.

Ciri stieß die Hand fort. »In der Tat«, knurrte sie. »Eine prima Zeit auch dafür!«

»Dafür ist jede Zeit gut. Vor allem für mich, jetzt. Ich habe dir gesagt, es ist das Rückgrat. Morgen können sich Probleme einstellen ... Was tust du? Ach, verdammt...«

Diesmal hatte sie ihn kräftiger weggestoßen. Zu kräftig. Hotsporn wurde bleich, biss sich auf die Lippen, stöhnte vor Schmerz.

»Entschuldige. Aber wenn jemand verwundet ist, muss er ruhig liegen.«

»Die Nähe deines Körpers lässt mich den Schmerz vergessen.«

»Hör auf, verdammt noch mal!«

»Falka ... Hab Erbarmen mit einem leidenden Menschen.«

»Du wirst leiden, wenn du nicht die Hände wegnimmst. Sofort!«

»Still... Die Banditen können uns hören ... Deine Haut ist wie Atlas ... Zapple nicht so, zum Kuckuck.«

Ach, zum Teufel, dachte Ciri, was soll's. Was hat das letzten Endes schon für eine Bedeutung? Ich bin neugierig. Ich darf neugierig sein. Mit Gefühl hat das nichts zu tun. Ich werde ihn unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit behandeln und fertig. Und ihn ohne Getue vergessen.

Sie gab sich der Berührung hin und der angenehmen Empfindung, die sie mit sich brachte. Sie wandte den Kopf ab, hielt das dann aber für übertriebene Bescheidenheit und falsche Scham – sie wollte nicht als verführte Unschuld gelten. Sie schaute ihm geradezu in die Augen, hielt das dann aber für übertrieben kühn und herausfordernd – so wollte sie sich auch nicht geben. Also schloss sie einfach die Augen, schlang die Arme um seinen Hals und half ihm bei den Knöpfen, denn er kam schlecht voran und vergeudete Zeit.

Zur Berührung der Finger kam die Berührung der Lippen. Sie war schon drauf und dran, die ganze Welt zu vergessen, als Hotsporn plötzlich aufhörte, sich zu bewegen. Eine Zeitlang blieb sie geduldig liegen, dachte daran, dass er verwundet war und die Wunde ihm sicherlich zu schaffen machte. Doch es dauerte zu lange. Sein Speichel begann auf ihren Brustwarzen zu trocknen.

»He, Hotsporn? Schläfst du?«

Etwas rann ihr auf Brust und Seite. Sie berührte es mit den Fingern. Blut.

»Hotsporn!« Sie stieß ihn von sich herunter. »Hotsporn, bist du gestorben?«

Eine dumme Frage, dachte sie. Ich sehe es doch. Ich sehe doch, dass er gestorben ist.

»Er ist mit dem Kopf auf meinen Brüsten gestorben.« Ciri drehte den Kopf zur Seite. Die Glut im Kamin schien rot auf ihre entstellte Wange. Vielleicht war sie auch errötet. Vysogota war sich dessen nicht sicher.

»Das Einzige, was ich damals empfand«, setzte sie hinzu, das Gesicht noch immer abgewandt, »war Enttäuschung. Schockiert dich das?«

»Nein. Das gerade nicht.«

»Ich verstehe. Ich bemühe mich, alles zu erzählen, ohne es zu beschönigen, ohne etwas zurechtzubiegen. Und nichts zu verheimlichen. Obwohl ich manchmal Lust dazu habe, vor allem was Letzteres betrifft.« Sie schniefte, rieb sich mit dem Daumen im Augenwinkel.

»Ich habe ihn mit Ästen und Steinen zugedeckt. Irgendwie, gebe ich zu. Es wurde dunkel, ich musste die Nacht dort verbringen. Die Banditen waren immer noch in der Gegend zu Gange, ich hörte ihre Rufe und war mir schon mehr als sicher, dass das keine gewöhnlichen Banditen waren. Ich wusste nur nicht, auf wen sie Jagd machten – auf mich oder auf ihn. Doch ich musste still sitzen. Die ganze Nacht hindurch. Bis zum Morgengrauen. Neben der Leiche. Brrr.

Bei Tagesanbruch«, fuhr sie nach einer Weile fort, »war von den Verfolgern längst nichts mehr zu hören, und ich konnte mich auf den Weg machen. Ein Reittier hatte ich schon. Der magische Armreif, den ich Hotsporn abgenommen hatte, funktionierte tatsächlich. Die Rappstute war zurückgekehrt. Jetzt gehörte sie mir. Das war mein Geschenk. Es gibt so einen Brauch auf den Skellige-Inseln, weißt du? Einem Mädchen steht von ihrem ersten Geliebten ein teures Geschenk zu. Was machte es schon, dass meiner gestorben war, ehe er mein Geliebter werden konnte?«

Die Stute stampfte mit den Vorderhufen auf den Boden, wieherte, drehte sich zur Seite, als wolle sie sich anschauen lassen. Ciri konnte einen Seufzer der Bewunderung nicht unterdrücken, als sie diesen Hals sah, gerade und schlank, aber sehr muskulös, den kleinen, wohlgeformten Kopf mit der gewölbten Stirn, den hohen Widerrist, den bewundernswert wohlproportionierten Körperbau.

Sie ging vorsichtig näher, wobei sie der Stute den Armreif am Handgelenk zeigte. Die Stute schnaubte anhaltend, spitzte die regsamen Ohren, erlaubte Ciri aber, die Trense zu fassen und ihr die samtige Nase zu streicheln.

»Kelpie«, sagte Ciri. »Du bist schwarz und gewandt wie eine Kelpie aus dem Meer. Du bist zauberisch wie eine Kelpie. Also wirst du Kelpie heißen. Und es schert mich nicht, ob das übertrieben ist oder nicht.«

Die Stute schnaubte, stellte die Ohren auf, schlug mit dem seidigen Schweif, der bis zu den Fesseln reichte. Ciri, die gern in hohem Sitz ritt, stellte die Riemen der Steigbügel kürzer, strich über den ungewöhnlich flachen Sattel ohne Holzrahmen und Sattelknauf. Sie stellte einen Stiefel in den Steigbügel und fasste das Pferd an der Mähne.

»Ruhig, Kelpie.«

Entgegen dem Anschein war der Sattel durchaus bequem. Und aus offensichtlichen Gründen viel leichter als die gewöhnlichen Kavalleriesättel.

»Jetzt«, sagte Ciri und tätschelte der Stute den heißen Hals, »werden wir sehen, ob du auch so feurig wie schön bist. Ob du ein echtes Vollblut bist oder nur eine Blenderin. Was hältst du von zwanzig Meilen Galopp, Kelpie?«

Wenn es tief in der Nacht jemandem gelungen wäre, sich zu jener inmitten der Sümpfe verborgenen Hütte mit dem eingesackten und moosbewachsenen Strohdach zu schleichen, wenn er durch die Spalten in den Fensterläden gelugt hätte, hätte er einen graubärtigen Greis erblickt, der der Erzählung eines halbwüchsigen Mädchens mit grünen Augen und aschblondem Haar lauschte.

Er hätte gesehen, wie die Reste der Glut in der Feuerstelle sich belebten und heller wurden, gleichsam im Vorgefühl dessen, was erzählt werden sollte.

Doch das war nicht möglich. Niemand konnte das sehen. Die Hütte des alten Vysogota war gut im Röhricht des Sumpflandes verborgen. In einer ewig in Nebel gehüllten Einöde, in die sich niemand wagte.

»Das Tal des Wasserlaufs war eben, gut geeignet zum Reiten, also lief Kelpie wie ein Wirbelwind. Natürlich ritt ich nicht stromauf, sondern stromab. Ich hatte mir diesen eigenartigen Namen gemerkt: Eifers. Ich rief mir in Erinnerung, was Hotsporn in der Station zu Giselher gesagt hatte. Mir war klar, warum er mich vor dieser Ortschaft gewarnt hatte. In Eifers musste es einen Hinterhalt geben. Als Giselher das Angebot der Amnestie und der Arbeit für die Gilde abgetan hatte, hatte ihn Hotsporn eigens an den Kopfgeldjäger erinnert, der in dem Ort Quartier bezogen hatte. Er wusste, dass die Ratten solch einen Köder schlucken würden, dass sie hinreiten und in Kalamitäten geraten würden. Ich musste vor ihnen in die Nähe von Eifers kommen, ihnen den Weg abschneiden, sie warnen. Sie zur Umkehr bewegen. Alle. Oder wenigstens Mistle.«

»Ich kann mir denken«, murmelte Vysogota, »dass es dir nicht gelungen ist.«

»Damals«, sagte sie tonlos, »dachte ich, in Eifers warte eine vielköpfige und bis an die Zähne bewaffnete Abteilung. Mir fiel nicht im Traum ein, dass dieser Hinterhalt aus einem einzigen Mann bestand ...«

Sie verstummte, den Blick ins Dunkel gerichtet.

»Ich hatte auch keine Ahnung, was das für ein Mann war.«

Birka war einst ein reiches Dorf gewesen, bezaubernd und außergewöhnlich malerisch gelegen – seine gelben Stroh- und roten Ziegeldächer füllten dicht an dicht einen Talkessel mit steilen, bewaldeten Hängen, die je nach Jahreszeit ihre Farbe änderten. Vor allem im Herbst erfreute der Anblick von Birka das ästhetische Auge und das empfindsame Herz.

So war es bis zu dem Zeitpunkt, da die Siedlung ihren Namen änderte. Und das kam so:

Ein junger Bauer, ein Elf aus der nahe gelegenen Elfenkolonie, verliebte sich unsterblich in die Tochter des Müllers von Birka. Die leichtlebige Müllerstochter verlachte die Werbung des Elfs und ließ sich weiter ausgiebig mit Nachbarn, Bekannten und sogar Verwandten ein. Die begannen, sich über den Elf und seine blinde Liebe lustig zu machen. Der Elf brach – recht untypisch für einen Elf – in Wut und Rachege lüste aus, und das auf schreckliche Weise. Eines Nachts legte er bei günstigem starkem Wind Feuer und brannte ganz Birka nieder.

Abgebrannt und ruiniert, verloren die Dorfbewohner den Mut. Die einen wanderten in die Welt, die anderen verfielen in Untätigkeit und Suff. Das für den Wiederaufbau gesammelte Geld wurde regelmäßig veruntreut und vertrunken, und die Ortschaft bot jetzt ein Bild der Armut und des Jammers: Sie war eine Ansammlung hässlicher und aufs Geratewohl zusammengezimmerter Bruchbuden unter dem kahlen und verkohlten Talhang. Vor dem Brand hatte Birka eine ovale Form mit einem kleinen Marktplatz in der Mitte gehabt, jetzt bildeten die wenigen halbwegs ordentlich wiederaufgebauten Häuser, Speicher und Brennereien etwas in der Art einer langen Gasse, die von der Front der in gemeinsamer Arbeit errichteten Herberge »Zum Chimärenkopf« abgeschlossen wurde, deren Wirtin die Witwe Goulue war.

Und seit sieben Jahren verwendete niemand mehr den Namen Birka. Man sagte: Flammende Eifersucht oder der Kürze halber einfach Eifers.

Die Straße von Eifers entlang ritten die Ratten. Es war ein kalter, wolkenverhangener, trübsinniger Morgen.

Die Leute stürzten in die Häuser, verbargen sich in Buden und Lehmhütten. Wer Fensterläden hatte, schlug sie krachend zu, wer eine Tür hatte, verriegelte und verrammelte sie. Wer noch Schnaps hatte, trank sich Mut an. Die Ratten ritten im Schritt, demonstrativ langsam, Steigbügel an Steigbügel. Auf ihren Gesichtern malte sich gleichgültige Verachtung, doch die zusammengekniffenen Augen beobachteten wachsam Fenster, Vordächer und Ecken.

»Ein einziger Armbrustbolzen!«, warnte Giselher, laut und für alle Fälle. »Ein einziges Schwirren einer Sehne, und es gibt hier ein Gemetzel!«

»Und hier ist noch einmal der rote Hahn los!«, setzte Flamme in vollem und hohem Sopran hinzu. »Dass nichts übrig bleibt als Erde und Wasser!«

Manche von den Einwohnern hatten gewiss Armbrüste, doch es fand sich keiner, der gern erprobt hätte, ob die Ratten in den Wind redeten.

Die Ratten saßen ab. Die fünfzig, sechzig Schritte, die sie vom »Chimärenkopf« trennten, legten sie zu Fuß zurück, Seite an Seite, wobei sie rhythmisch mit den Sporen, den Verzierungen an der Kleidung und dem Schmuck klingelten und klirrten.

Bei ihrem Anblick verschwanden von den Eingangsstufen der Herberge drei Einheimische, die ihren Kater vom Vortag mit Bier besänftigten.

»Wenn er nur noch da ist«, murmelte Kayleigh. »Wir haben getrödelt. Wir hätten keine Rast halten sollen, sondern wenigstens in der Nacht hier einfallen sollen ...«

»Du bist dumm.« Flamme bleckte die kleinen Zähne. »Wenn wir wollen, dass die Barden Lieder davon singen, können wir das nicht nachts und im Dunklen machen. Die Leute müssen es sehen! Der Morgen ist am besten, denn alle sind noch nüchtern, nicht wahr, Giselher?«

Giselher gab keine Antwort. Er hob einen Stein auf, holte aus und ließ ihn gegen die Tür krachen. »Komm raus, Bonhart!«

»Komm raus, Bonhart!«, wiederholten die Ratten im Chor. »Komm raus, Bonhart!«

Von innen her ertönten Schritte. Langsam und schwer. Mistle spürte, wie ihr ein Schauder über Nacken und Schultern lief.

Bonhart erschien in der Tür.

Die Ratten wichen instinktiv einen Schritt zurück, die Absätze der hohen Stiefel bohrten sich in den Boden, die Hände flogen zu den Schwertgriffen. Der Kopfgeldjäger hatte sein Schwert unter den Arm geklemmt. So hatte er die Hände frei – in einer hielt er ein geschältes Ei, in der anderen einen Kanten Brot.

Langsam kam er an die Brüstung, schaute von oben auf sie herab. Er stand auf dem Vorbau, und er war groß. Riesenhaft, wenn auch dünn wie ein Ghul.

Er betrachtete sie, ließ den Blick aus den wässrigen Augen der Reihe nach über sie alle schweifen. Dann biss er erst ein Stück von dem Ei und dann ein Stück vom Brot ab.

»Und wo ist Falka?«, fragte er undeutlich. Ihm fiel ein Krümel Eigelb aus dem Munde.

»Lauf, Kelpie! Lauf, Hübsche! Lauf, so schnell du kannst!«

Die Rappstute wieherte laut, den Kopf im halsbrecherischen Galopp vorgereckt. Der Kies stiebte unter den Hufen weg, obwohl es den Anschein hatte, als berührten die Hufe kaum den Erdboden.

Bonhart streckte sich gemächlich, dass das lederne Wams knirschte, zog langsam elchlederne Handschuhe an und rückte sie sorgfältig zurecht. »Ja was denn?« Er verzog das Gesicht. »Ihr wollt mich töten? Ja, warum eigentlich?«

»Ja, wegen Fliegenpilz fürs Erste«, erwiderte Kayleigh.

»Und zum Spaß«, setzte Flamme hinzu.

»Und damit Ruhe ist«, warf Reef ein.

»Aah«, sagte Bonhart langsam. »Darum geht es also! Und wenn ich euch verspreche, dass ich Ruhe gebe, lasst ihr mich dann meiner Wege gehen?«

»Nein, du grauer Hund, lassen wir nicht.« Mistle lächelte bezaubernd. »Wir kennen dich. Wir wissen, dass du keinem etwas schenkst, dass du uns nachschleichen und auf eine Gelegenheit warten wirst, um einem von uns ein Messer in den Rücken zu stoßen. Komm raus!«

»Gemach, gemach.« Bonhart lächelte, zog bedrohlich den Mund unter dem grauen Schnurrbart in die Breite. »Zu einem Tänzchen ist allemal Zeit, nur keine Aufregung. Zuerst werde ich euch ein Angebot machen, Ratten. Ich lasse euch die Wahl, und dann könnt ihr machen, was ihr wollt.«

»Was nuschelst du da, alter Knacker?«, schrie Kayleigh und krümmte sich leicht, spannte sich. »Red deutlicher!« Bonhart nickte und kratzte sich am Schenkel. »Auf euch ist ein Kopfgeld ausgesetzt, Ratten. Ein beachtliches. Und ich muss ja leben.«

Flamme fauchte wie eine Wildkatze und riss nach Wildkatzenart die Augen auf.

Bonhart verschränkte die Arme vor der Brust, wobei er das Schwert in die Armbeuge nahm. »Ein beachtliches Kopfgeld«, wiederholte er, »wenn ihr tot seid, lebendig bringt ihr nicht viel mehr. Mir ist es daher, offen gestanden, ganz egal. Ich habe nichts gegen euch persönlich. Gestern dachte ich noch, ich würde euch einfach so erledigen, zum Spaß und zum Vergnügen, aber ihr seid selber gekommen, erspart mir die Mühe, und damit habt ihr mich gerührt. Also lasse ich euch die Wahl. Wie soll ich euch lieber nehmen – im Guten oder im Bösen?«

Auf Kayleighs Wangen begannen die Muskeln zu spielen. Mistle beugte sich sprungbereit vor.

Giselher packte sie bei der Schulter. »Er will uns wütend machen«, zischte er. »Lass die Kanaille reden.«

Bonhart schnaubte. »Und?«, wiederholte er. »Im Guten oder im Bösen? Ich rate zu Ersterem. Denn wisst ihr: Das tut wesentlich, ganz wesentlich weniger weh.«

Wie auf Kommando zogen die Ratten die Waffen. Giselher schlug die Klinge über Kreuz, erstarrte in Fechthaltung. Mistle spuckte saftig aus. »Komm her, du Gerippe«, sagte sie scheinbar ruhig. »Komm, du Lump. Wir werden dich abstechen wie einen alten Köter.«

»Ihr wollt es also lieber im Bösen haben.« Den Blick irgendwo über die Häuserdächer hinweg gerichtet, zog Bon – hart langsam das Schwert, warf die Scheide beiseite. Ohne Eile kam er von dem Vorbau herab. Seine Sporen klirrten.

Die Ratten verteilten sich rasch über die Breite der Straße. Kayleigh ging am weitesten nach links, fast bis an die Wand einer Brennerei. Neben ihm nahm Flamme Aufstellung, die schmalen Lippen zu ihrem üblichen, schrecklichen Lächeln verzogen. Mistle, Asse und Reef gingen nach rechts. Giselher blieb in der Mitte und musterte den Kopfgeldjäger aus zusammengekniffenen Augen.

»Na schön, Ratten.« Bonhart schaute sich nach den Seiten um, blickte gen Himmel, dann hob er das Schwert und spuckte auf die Schneide. »Wenn tanzen, dann eben tanzen. Spiel, Musik!«

Sie sprangen aufeinander los wie Wölfe, blitzschnell, leise, ohne Warnung. Klingen sausten durch die Luft, erfüllten die kleine Straße mit dem klagenden Klirren von Stahl. Anfangs war nur das Klirren der Klingen zu hören, Seufzer, Ächzen und beschleunigter Atem.

Und dann, plötzlich und unerwartet, begannen die Ratten zu schreien. Und zu sterben.

Reef stürzte als Erster aus dem Getümmel heraus, prallte mit dem Rücken an eine Mauer, und sein Blut spritzte auf den schmutzigweißen Mörtel. Nach ihm löste sich mit schwankenden Schritten Asse aus der Gruppe, krümmte sich zusammen und fiel auf die Seite, krümmte und streckte abwechselnd die Knie.

Bonhart wirbelte herum und sprang wie ein Kreisel, umringt vom Blitzen und Sausen der Klingen. Die Ratten wichen vor ihm zurück, sprangen vor, schlugen zu und sprangen wieder weg, wütend, verbissen, gnadenlos. Und erfolglos. Bonhart parierte, schlug, parierte, schlug, griff an, griff pausenlos an, ließ keine Atempause, gab das Tempo vor. Die Ratten aber wichen zurück. Und starben.

Flamme, am Halse getroffen, fiel in den Straßenkot, rollte sich wie ein Kätzchen zusammen, das Blut aus der Schlagader spritzte auf Waden und Knie des über sie hinwegschreitenden Bonhart. Der Jäger schlug weit ausholend die Angriffe von Mistle und Giselher zurück, worauf er herumwirbelte und mit einem blitzschnellen Hieb Kayleigh aufschlitzte, nur mit der Schwertspitze – vom Schlüsselbein bis zur Hüfte. Kayleigh ließ das Schwert los, fiel aber nicht – er krümmte sich nur zusammen und fasste mit beiden Händen nach Brust und Bauch, und unter den Handflächen sprudelte Blut hervor. Bonhart wich mit einer weiteren Drehung einem Hieb Giselhers aus, parierte die Attacke Mistles und versetzte Kayleigh einen weiteren Hieb, mit dem er ihm eine Seite des Kopfes in scharlachroten Brei verwandelte. Die hellhaarige Ratte fiel und ließ eine Pfütze von Blut auseinanderspritzen, vermischt mit Straßendreck.

Mistle und Giselher zögerten einen Augenblick. Und statt zu fliehen, schrien sie wie mit einer Stimme auf, wild und wütend. Und stürzten sich auf Bonhart.

Sie fanden den Tod.

Ciri stürmte in die Siedlung und galoppierte die Straße entlang. Unter den Hufen der schwarzen Stute flogen Spritzer von Straßenkot beiseite.

Bonhart trat mit dem Absatz gegen Giselher, der an der Mauer lag. Der Anführer der Ratten gab kein Lebenszeichen von sich. Aus dem zertrümmerten Schädel floss schon kein Blut mehr.

Mistle, auf den Knien, suchte das Schwert, fuhr mit beiden Händen durch Morast und Kot, ohne zu sehen, dass sie in einer rasch größer werdenden roten Pfütze kniete. Bonhart ging langsam auf sie zu.

»Neiiin!«

Der Jäger hob den Kopf.

Ciri sprang von dem laufenden Pferd, strauchelte, fiel auf ein Knie.

Bonhart lächelte. »Eine Ratte«, sagte er. »Die siebte Ratte. Gut, dass du da bist. Du hast mir in der Sammlung noch gefehlt.«

Mistle fand das Schwert, war aber nicht imstande, es zu heben. Sie röchelte und warf sich Bonhart vor die Füße, krallte die zitternden Finger in seine Stiefelschäfte. Sie öffnete den Mund, um zu schreien, doch statt eines Schreies quoll ihr ein glänzender karminroter Sturzbach aus dem Mund. Bonhart trat kräftig nach ihr, stieß sie in den Dreck. Doch Mistle, die sich den aufgeschlitzten Bauch hielt, kam wieder hoch.

»Neiiin!«, schrie Ciri. »Miiistle!«

Der Kopfgeldjäger beachtete ihren Schrei nicht, wandte nicht einmal den Kopf. Er holte weit aus und schlug mit mächtigem, schwungvollem Hieb zu, wie mit einer Sense, so dass Mistle vom Boden hochgerissen und bis an die Mauer geschleudert wurde, weich wie ein Stoffpüppchen, wie ein rot beschmierter Lumpen.

Der Schrei erstarb Ciri in der Kehle. Ihre Hände zitterten, als sie nach dem Schwert griff.

»Mörder«, sagte sie, erstaunt über die Fremdheit ihrer Stimme. Über die Fremdheit des Mundes, der plötzlich un- geheuer trocken war. »Mörder! Kanaille!«

Bonhart beobachtete sie neugierig, den Kopf leicht zur Seite geneigt. »Kommen wir sterben?«, fragte er.

Ciri ging auf ihn zu, ging im Halbkreis um ihn herum. Das Schwert in den erhobenen und ausgestreckten Händen regte sich, schlug Mühlen, Finten.

Der Jäger lachte laut auf. »Sterben!«, wiederholte er. »Die kleine Ratte will sterben!«

Er drehte sich langsam auf der Stelle, ließ sich nicht in die Falle des Halbkreises drängen. Doch Ciri war alles einerlei. Sie kochte vor Wut und Hass, zitterte vor Mordgier. Sie wollte sich auf diesen schrecklichen Alten stürzen, wollte fühlen, wie die Klinge in seinen Körper drang. Wollte sein Blut sehen, wie es aus aufgeschlitzten Schlagadern im Rhythmus des Herzschlages quoll.

»Na, Ratte.« Bonhart hob das beschmutzte Schwert und spuckte auf die Schneide. »Ehe du krepierst, zeig, was in dir steckt! Spiel, Musik!«

»Man weiß wirklich nicht, wie es kam, dass sie sich bei diesem ersten Treffen nicht umgebracht haben«, erzählte sechs Tage später Nycklar, der Sohn des Sargmachers. »Sie wollten sich unbedingt töten, das merkte man. Sie ihn, er sie. Sie stürzten aufeinander zu, waren kaum einen Augenblick zusammen, und schon begannen die Schwerter zu klirren. Sie wechselten vielleicht jeder zwei, drei Hiebe. Es gab niemanden, der das zählen konnte, weder mit dem Auge noch mit dem Ohr. So schnell schlugen sie, edler Herr, dass es nicht zu unterscheiden war. Und sie tanzten und sprangen umeinander wie zwei Wiesel!«

Stefan Skellen, genannt der Uhu, hörte aufmerksam zu, während er mit der Reitpeitsche spielte.

»Sie sprangen voneinander weg«, fuhr der Bursche fort, »und keiner hatte einen Kratzer. Die Ratte, so viel sah man, war wütend wie der Teufel, und sie fauchte wie ein Kater, wenn man ihm eine Maus wegnehmen will. Herr Bonhart aber war ganz ruhig.«

»Falka«, sagte Bonhart, grinste und bleckte die Zähne wie ein echter Ghul. »Du verstehst wirklich zu tanzen und mit dem Schwert umzugehen! Du hast mich neugierig gemacht, Mädel. Wer bist du? Sag es mir, bevor du stirbst.« Ciri atmete heftig. Sie fühlte, wie Entsetzen sie erfasste. Sie hatte begriffen, mit wem sie es zu tun hatte.

»Sag, wer du bist, und ich schenke dir das Leben.«

Sie fasste den Schwertgriff fester. Sie musste, musste seine Paraden durchdringen, ihn treffen, ehe er sich deckte. Sie durfte nicht zulassen, dass er ihre Hiebe zurückschlug, sie konnte nicht mit dem Schwert seine Schläge auffangen, durfte kein einziges Mal mehr den Schmerz und die Lähmung riskieren, die bei den Paraden Ellenbogen und Unterarm ergriffen. Sie durfte keine Energie darauf verschwenden, seinen Hieben auszuweichen, die sie nur um Haaresbreite verfehlten. Die Deckung umgehen, dachte sie. Sofort. In diesem Treffen. Oder sterben.

»Du wirst sterben, Ratte«, sagte er und kam mit weit vorgerecktem Schwert auf sie zu. »Hast du keine Angst? Das liegt daran, dass du nicht weißt, wie der Tod aussieht.«

Kaer Morhen, dachte sie, während sie sprang. Lambert. Der Kamm. Salto.

Sie machte drei Schritte und eine Halbpirouette, und als er angriff, ohne die Finte zu beachten, vollführte sie einen Salto rückwärts, ließ sich geschickt in Hockstellung fallen und stürzte sich sofort auf ihn, tauchte unter seiner Klinge hinweg und verdrehte das Handgelenk zum Hieb, zu einem schrecklichen Stoß, unterstützt von einer kräftigen Drehung der Hüfte. Plötzlich ergriff Euphorie sie, fast fühlte sie schon, wie sich die Schneide in den Körper fraß.

Stattdessen gab es ein hartes, seufzendes Stoßen von Metall auf Metall. Und ein plötzlicher Blitz in den Augen, Erschütterung und Schmerz. Sie fühlte, wie sie fiel, fühlte, dass sie gefallen war. Er hat pariert und zurückgeschlagen, dachte sie. Ich sterbe, dachte sie.

Bonhart trat ihr in den Bauch. Mit einem zweiten Fußtritt, präzise und schmerzhaft auf den Ellenbogen gezielt, schlug er ihr das Schwert aus der Hand. Ciri griff sich an den Kopf, spürte einen dumpfen Schmerz, doch unter den Fingern war keine Wunde, kein Blut. Ich habe einen Schlag mit der Faust gekriegt, dachte sie entsetzt. Einfach mit der Faust. Oder mit dem Schwertknauf. Er hat mich nicht getötet. Hat mich verdroschen wie eine Rotznase.

Sie öffnete die Augen.

Der Jäger stand über ihr, schrecklich, dürr wie ein Gerippe, ragte über ihr auf wie ein kranker und laubloser Baum. Er stank nach Schweiß und Blut.

Er packte sie bei den Haaren im Genick, riss sie hoch, zwang sie aufzustehen, und gleich darauf riss er sie weg, dass die Erde unter den Stiefeln stiebte, und zerrte sie, die wie am Spieße schrie, zu der an der Mauer liegenden Mistle.

»Du fürchtest den Tod nicht, was?«, knurrte er und drückte ihr den Kopf nach unten. »Dann schau dir das an, kleine Ratte. Das ist der Tod. So stirbt man. Schau, das sind Därme. Das ist Blut. Und das ist Scheiße. Das hat der Mensch innen drin.«

Ciri spannte sich, krümmte sich, von seiner Hand festgehalten, zuckte unter trockenem Brechreiz. Mistle lebte noch, doch ihre Augen waren schon trübe, glasig, wie bei einem Fisch. Ihre Hand – wie ein Habichtsfuß – öffnete und schloss sich, in Schlamm und Kot vergraben. Ciri spürte den scharfen, durchdringenden Geruch von Urin.

Bonhart lachte laut auf. »So stirbt es sich, kleine Ratte. In der eigenen Pisse!«

Er ließ ihre Haare los. Ciri sackte auf Hände und Füße herab, von trockenem, abgehacktem Schluchzen geschüttelt. Mistle lag direkt neben ihr. Mistles Hand, die schmale, feingliedrige, weiche, kluge Hand Mistles ...

Sie bewegte sich nicht mehr.

»Er hat mich nicht getötet. Er hat mich am Pferdepfosten festgebunden, mit beiden Händen.«

Vysogota saß reglos da. Er saß schon lange so. Er hielt sogar den Atem an. Ciri fuhr in ihrer Erzählung fort, doch ihre Stimme wurde immer dumpfer, immer unnatürlicher und immer unangenehmer.

»Er befahl denen, die zusammenliefen, sie sollten ihm ein Säckchen Salz und ein Fässchen Essig bringen. Und eine Säge. Ich wusste nicht ... Ich konnte nicht verstehen, was er vorhatte. Ich war festgebunden ... am Pferdepfosten ... Er rief irgendwelche Knechte herbei, befahl ihnen, mich an den Haaren festzuhalten ... und an den Augenlidern. Er zeigte ihnen, wie ... So, dass ich weder den Kopf abwenden noch die Augen schließen konnte. Dass ich sehen musste, was er tat. Er müsse dafür sorgen, dass die Ware nicht schlecht werde, sagte er. Dass sie sich nicht zersetze ...«

Ciris Stimme brach, blieb ihr trocken im Halse stecken. Vysogota, der auf einmal wusste, was er hören würde, spürte, wie ihm der Speichel im Munde hochstieg gleich einer Überschwemmungswoge.

»Er schnitt ihnen die Köpfe ab«, sagte Ciri tonlos. »Mit einer Säge. Giselher, Kayleigh, Asse, Reef, Flamme ... Und Mistle. Er schnitt ihnen die Köpfe ab ... Einen nach dem anderen. Vor meinen Augen.«

Wenn es in jener Nacht jemandem gelungen wäre, sich zu der inmitten der Sümpfe verborgenen Hütte mit dem eingesackten und moosbewachsenen Strohdach zu schleichen, wenn er durch die Spalten in den Fensterläden gelugt hätte, hätte er im spärlich erhellten Inneren einen graubärtigen Greis in einem Schafspelz und ein aschblondes Mädchen erblickt, dessen Gesicht von einer Narbe auf der Wange entstellt war. Er hätte gesehen, wie das Mädchen von Weinkrämpfen geschüttelt wurde, wie sie in den Armen des Alten schluchzte und dieser sie zu beruhigen versuchte, indem er ihr mechanisch und ungeschickt übers Haar strich und auf die bebenden Schultern klopfte.

Doch das war nicht möglich. Niemand konnte das sehen. Die Hütte war gut im Röhricht des Sumpflandes verborgen. In einer ewig in Nebel gehüllten Einöde, in die sich niemand wagte.

3

*Ich werde oft gefragt, wie es kommt, dass ich mich entschlossen habe, meine Erinnerungen niederzuschreiben. Viele Leute interessieren sich für den Augenblick, da meine Memoiren ihren Anfang nahmen – nämlich welche Tatsache, welcher Umstand oder auch welche Begebenheit den Beginn der Niederschrift begleitete oder den Anstoß dazu gab. In der Vergangenheit habe ich verschiedene Erklärungen gegeben und so manches Mal gelogen, jetzt aber will ich der Wahrheit die Ehre erweisen, denn heute, da mein Haar weiß und dünn geworden ist, weiß ich, dass die Wahrheit ein wertvolles Korn ist, die Lüge indes nutzlose Spreu.*

*Die Wahrheit aber ist: Die Begebenheit, die allem den Anstoß verliehen hat, der ich die ersten Notizen verdanke, aus denen sich mein späteres Werk zu formen begann, war ein Zufall – dass sich nämlich Papier und ein Bleistift unter den Dingen befanden, die meine Gefährten und ich aus den Lagern der Truppen von Lyrien gestohlen haben. Es begab sich das...*

Rittersporn, *Ein halbes Jahrhundert Poesie*

Es begab sich das am fünften Tag nach dem Septemberneumond, genau am dreißigsten Tag unserer Expedition, gerechnet vom Aufbruch im Brokilon an, und sechs Tage nach der Schlacht auf der Brücke.

Jetzt, lieber künftiger Leser, werde ich ein wenig in der Zeit zurückgehen und die Ereignisse schildern, die unmittelbar nach der ruhmreichen und folgenschweren Schlacht auf der Brücke stattfanden. Zuvor jedoch will ich die zahlreiche Leserschaft ins Bild setzen, die von der Schlacht auf der Brücke nichts weiß – sei es aufgrund anderer Interessen, sei es infolge allgemeiner Ignoranz. Alsdann: Jene Schlacht wurde am letzten Tag des Monats August im Jahr des Großen Krieges in Angren geschlagen, auf der Brücke, die die beiden Ufer der Jaruga unweit einer Ansiedlung namens Roter Stapel verband. Die Seiten in jenem bewaffneten Konflikt waren: die Armee Nilfgaards, ein von Königin Meve geführtes Korps der Armee Lyriens sowie wir, unsere prächtige Mannschaft – ich respektive der Verfasser dieser Zeilen sowie der Hexer Geralt, der Vampir Emiel Regis Rohellec Terzieff- Godefroy, die Bogenschützin Maria Barring, genannt Milva, und Cahir Mawr Dyffryn aep Ceallach, ein Nilfgaarder, der mit einer Hartnäckigkeit, welche einer besseren Sache wert gewesen wäre, zu betonen pflegte, er sei kein Nilfgaarder.

Möglicherweise ist dir, Leser, auch unklar, wie Königin Aleve nach Angren kam, da man doch seinerzeit glaubte, sie sei mitsamt ihrer Armee untergegangen und verschwunden, als der Nilfgaarder Vorstoß nach Lyrien, Rivien und Aedirn im Juli mit der vollständigen Niederwerfung dieser Länder und ihrer Okkupation durch die kaiserlichen Truppen endete. Meve war indes nicht, wie man meinte, im Kampfe gefallen, auch nicht in Nilfgaarder Gefangenschaft geraten. Nachdem sie unter ihren Fahnen einen Gutteil der Überlebenden von der lyrischen Armee versammelt hatte und beigezogen, wen immer sie konnte, darunter Söldner und gewöhnliche Banditen, nahm die wackere Meve einen Partisanenkrieg gegen Nilfgaard auf. Und für eine solche Guerilla eignete sich das wilde Angren ideal – sei es, um aus dem Hinterhalt zuzuschlagen, sei es, um sich irgendwo im Dickicht zu verbergen, denn in Angren gibt es Dickicht zur Genüge, ehrlich gesagt, hat man in jener Gegend außer Dickicht nichts, was der Erwähnung wert wäre.

Meves Haufe – schon damals das Heer der Weißen Königin genannt – nahm rasch an Kraft zu und entwickelte ein solches Draufgängertum, dass er es fertigbrachte, furchtlos aufs linke Ufer der Jaruga überzusetzen, um dort, tief im Hinterland des Feindes, nach Herzenslust zu rumoren und zu hausen.

Hier nun kommen wir wieder auf unser Thema zurück, nämlich auf die Schlacht auf der Brücke. Die taktische Lage sah aus wie folgt: Königin Meves Partisanen wollten, nachdem sie auf dem linken Ufer der Jaruga gehaust hatten, aufs rechte Ufer fliehen, trafen jedoch auf Nilfgaarder, die auf dem rechten Ufer gehaust hatten und aufs linke Ufer fliehen wollten. Auf sämtliche Obengenannten stießen wir aus zentraler Posi tion, das heißt von der Mitte des Flusses Jaruga her, von jeder Seite, links wie rechts, von Bewaffneten umgeben. Da wir folglich nirgendwohin fliehen konnten, wurden wir zu Helden und bedeckten uns mit unsterblichem Ruhm. Die Schlacht gewannen übrigens die Lyrier, denn ihnen gelang das, was sie vorhatten, nämlich die Flucht aufs rechte Ufer. Die Nilfgaarder flohen in unbekannter Richtung und hatten damit die Schlacht verloren. Mir ist bewusst, dass das alles ziemlich verwirrend klingt, und ich werde nicht versäumen, vor der Veröffentlichung einen Militärtheoretiker zu konsultieren. Fürs Erste stütze ich mich auf die Autorität von Cahir aep Ceallach, des einzigen Soldaten in unserer Mannschaft – und Cahir hat bestätigt, dass der Gewinn einer Schlacht vermittels rascher Flucht vom Schlachtfeld aus Sicht der meisten Militärdoktrinen zulässig ist.

Der Anteil unserer Mannschaft an der Schlacht war zweifellos ruhmreich, hatte jedoch auch schlechte Auswirkungen. Milva, die in anderen Umständen war, erlitt einen tragischen Unfall. Den übrigen von uns war das Glück solcherart hold, dass niemand ernstere Beschädigungen davontrug. Es trug jedoch auch niemand einen Nutzen davon oder empfing auch nur Dank. Eine Ausnahme bildete der Hexer Geralt. Denn entgegen seiner vielfach – und, wie man sieht, heuchlerisch – verkündeten indifferenten Haltung und der mehr als einmal erklärten Neutralität zeigte der Hexer Geralt in der Schlacht einen ebenso großen wie übermäßig spektakulären Eifer, mit anderen Worten: Er schlug sich fürwahr auffallend gut, um nicht zu sagen, um gut aufzufallen. Er blieb nicht unbemerkt, und Meve, die Königin von Lyrien, schlug ihn eigenhändig zum Ritter. Dieser Ritterschlag brachte, wie sich alsbald zeigte, mehr Unannehmlichkeiten als Vorteile mit sich.

Du musst nämlich wissen, lieber Leser, dass der Hexer Geralt immer ein bescheidener, ausgeglichener und beherrschter Mensch war, mit einem Innenleben, unkompliziert und geradlinig wie ein Hellebardenschaft. Die unerwartete Beförderung und die scheinbare Gunst von Königin Meve veränderten ihn jedoch, und hätte ich ihn nicht besser gekannt, so hätte ich gesagt, der Ruhm sei ihm zu Kopf gestiegen. Anstatt möglichst schnell und anonym vom Schauplatz zu verschwinden, trieb sich Geralt im königlichen Feldlager herum, freute sich an der Ehre, genoss die Gunst und sonnte sich im Ruhm.

Doch Ruhm und Aufsehen waren das Letzte, was wir gebrauchen konnten. Denjenigen, denen es nicht mehr gegenwärtig ist, rufe ich in Erinnerung, dass besagter Hexer Geralt, jetzt zum Ritter geschlagen, im Zusammenhang mit dem Aufstand der Magier auf der Insel Thanedd von den Geheimdiensten aller Vier Königreiche gesucht wurde. Mir, einer Person, die sich nie etwas hatte zuschulden kommen lassen, versuchte man den Vorwurf der Spionage anzuhängen. Hinzu kam Milva, die mit den Dryaden und den Scioa 'tael kollaboriert hatte und, wie sich erwies, in die berühmten Massaker an Menschen an den Rän dern des Waldes Brokilon verwickelt war. Hinzu kam Cahir aep Ceallach, ein Nilfgaarder, Bürger eines immerhin feindlichen Landes, dessen Anwesenheit auf der falschen Seite der Front nicht leicht zu explizieren und zu rechtfertigen gewesen wäre. Wie es sich ergab, war der einzige in unserer Mannschaft, dessen Lebenslauf nicht mit politischen oder kriminellen Affären besudelt war, ein Vampir. Daher genügte es, dass auch nur einer von uns entlarvt und erkannt wurde, um uns alle auf angespitzte Espenpfähle zu bringen. Jeder Tag, den wir im Schatten der lyrischen Fahnen verbrachten – anfangs übrigens angenehm, satt und in Sicherheit –, vergrößerte dieses Risiko.

Als ich Geralt nachdrücklich daran erinnerte, verdüsterte sich seine Miene ein wenig, doch er stellte mir seine Beweggründe vor, derer er zwei hatte. Erstens brauche Milva nach ihrem bedauerlichen Unfall nach wie vor Pflege und Fürsorge, und beim Heer befanden sich Feldscher. Zweitens war Königin Meves Armee nach Osten unterwegs, in Richtung Caed Dhu. Unsere Mannschaft aber war, ehe sie die Richtung geändert hatte und in die oben geschilderte Schlacht geraten war, ebenfalls zum Caed Dhu unterwegs gewesen – von den dort lebenden Druiden erhofften wir uns nämlich Informationen, die bei der Suche nach Ciri nützlich sein könnten. Vom geraden Weg zu besagten Druiden hatten uns in Angren grassierende Reitertrupps und marodierende Söldnerhaufen abgebracht. Jetzt, unter dem Schutz des befreundeten lyrischen Heeres, mit der Gunst und Zuneigung von Königin Meve, stünde uns der Weg zum CaedDhu offen, ja, er erscheine einfach und gefahrlos.

Ich warnte den Hexer, dass das nur so scheine, dass die Gunst der Königin trügerisch sei und wetterwendisch. Der Hexer wollte nicht hören. Wer aber recht hatte, sollte sich alsbald zeigen. Als sich die Nachricht verbreitete, dass von Osten her, vom Klamat-Pass, eine Nilfgaarder Strafexpedition nach Angren marschierte, wandte sich das Heer von Lyrien ohne zu zögern nach Norden, in Richtung Mahakam. Wie man sich leicht denken kann, behagte Geralt diese Richtungsänderung gar nicht – er wollte möglichst schnell zu den Druiden, nicht nach Mahakam! Naiv wie ein Kind, eilte er zu Königin Meve, um die Entlassung aus der Armee und den königlichen Segen für seine Privatangelegenheiten zu erhalten. Und in diesem Augenblick hatte die königliche Gnade und Gunst ein Ende, und die Achtung und Bewunderung für den Helden der Schlacht auf der Brücke zerstoben wie Rauch. Der Ritter Geralt von Riva wurde in kaltem, aber festem Ton an seine Pflichten gegenüber der Krone erinnert. Der noch immer kränklichen Milva, dem Vampir Regis und dem Verfasser dieser Zeilen wurde nahegelegt, sich der Kolonne der Flüchtlinge und Zivilisten anzuschließen, die dem Feldlager folgte. Cahir aep Ceallach, ein großgewachsener junger Mann, an dem nichts nach einem Zivilisten aussah, bekam eine weiß-blaue Schärpe umgebunden und wurde einer sogenannten freien Kompanie zugeteilt, das heißt einer Kavallerieabteilung, die aus allem möglichen Gesindel zusammengestellt worden war, das das lyrische Korps unterwegs aufgelesen hatte. Solcherart wurden wir getrennt, und es sah ganz danach aus, dass unsere Expedition definitiv und unwiderruflich zu Ende war.

Wie man sich jedoch denken kann, lieber Leser, war das keineswegs das Ende, ja, es war noch nicht einmal der Anfang! Als Milva von der Entwicklung der Dinge erfuhr, erklärte sie sich sogleich für gesund und einsatzbereit – und gab als Erste die Losung zum Rückzug heraus. Cahir warf die königlichen Farben ins Gebüsch und verduftete aus der freien Kompanie, und Geralt empfahl sich aus den luxuriösen Zelten der auserlesenen Ritterschaft.

Ich werde mich nicht in Einzelheiten ergehen, und die Bescheidenheit erlaubt mir nicht, meine eigenen – nicht geringen – Verdienste bei dem geschilderten Unternehmen über Gebühr herauszustellen. Ich konstatiere die Tatsache: In der Nacht vom fünften auf den sechsten September verließ unsere Mannschaft still und leise das Korps der Königin Meve. Ehe wir uns vom lyrischen Heer verabschiedeten, versäumten wir nicht, uns reichlich zu versorgen, wobei wir keineswegs die Erlaubnis des Quartiermeisters einholten. Das Wort »Raub«, das Milva verwendete, halte ich für allzu kräftig. Immerhin gebührte uns eine Gratifikation für unsere Teilnahme an der unvergesslichen Schlacht um die Brücke. Und wenn schon keine Gratifikation, so doch wenigstens Genugtuung und Ersatz für die erlittenen Verluste. Abgesehen von dem tragischen Unfall Milvas, nicht gerechnet Verletzungen und Blessuren Geralts und Cahirs, waren uns in der Schlacht sämtliche Pferde getötet oder verstümmelt worden – ausgenommen meinen treuen Pegasus und die eigensinnige Plötze, die Stute des Hexers. Als Rekompensation nahmen wir uns also drei vollblütige Kavalleriepferde und ein Handpferd. Wir versorgten uns auch mit so viel verschiedener Ausrüstung, wie uns in die Hände fiel – der Gerechtigkeit halber füge ich hinzu, dass wir die Hälfte später wegwerfen mussten. Wie Milva bemerkte, kommt so etwas vor, wenn man im Dunklen stiehlt. Die nützlichsten Dinge nahm aus den fiskalischen Vorräten der Vampir Regis, der im Dunkeln besser sieht als bei Tage. Regis verringerte die Kampfkraft der lyrischen Armee zudem um ein dickes mausgraues Maultier, das er so geschickt aus dem Gatter führte, dass kein einziges Tier wieherte oder stampfte. Die Geschichten von Tieren, die Vampire spüren und auf ihren Geruch mit panischer Angst reagieren, muss man folglich als Märchen abtun – jedenfalls, was bestimmte Tiere und bestimmte Vampire angeht. Ich füge hinzu, dass wir dieses mausgraue Maultier heute noch haben. Nach dem Verlust des Handpferdes, das uns später in den Wäldern des Flusslandes abhandenkam, weil es von Wölfen erschreckt wurde, trägt das Maultier unsere Habe – besser gesagt, was davon übrig ist. Das Maultier heißt Draakul. Es hat den Namen von Regis erhalten, unmittelbar nachdem er es gestohlen hatte, und bis heute behalten. Regis hat sichtliches Vergnügen an diesem Namen, der sicherlich in der Kultur und der Sprache der Vampire irgendeine witzige Bedeutung hat, doch er wollte uns das nicht erklären, sondern behauptete, es handle sich um ein unübersetzbares Wortspiel.

So fand sich also unsere Mannschaft wieder unterwegs, und die schon vorher lange Liste von Leuten, die etwas gegen uns hatten, war noch länger geworden. Geralt von Riva, der Ritter ohne Furcht und Tadel, verließ die Reihen der Ritterschaft, noch ehe der Ritterschlag mit einem Patent beurkundet wurde und noch ehe der Hofherold sich ein Wappen für ihn ausgedacht hatte. Cahir aep Ceallach aber hatte es bereits fertiggebracht, in dem großen Konflikt zwischen Nilfgaard und den Nordlingen in beiden Armeen zu kämpfen und aus beiden zu desertieren, womit er sich in beiden ein Todesurteil in Abwesenheit verdient hatte. Wir anderen waren durchaus in keiner besseren Situation – Strick bleibt Strick, und es ist letzten Endes kein großer Unterschied, wofür man hängt – für Befleckung der Ritterehre, Desertion oder dafür, dass man einem Militär-Maultier den Namen Draakul gegeben hat.

Es soll dich also nicht wundern, Leser, dass wir wahrlich titanische Anstrengungen unternahmen, die Entfernung zwischen uns und dem Korps der Königin Meve maximal zu vergrößern.

Was die Pferde hergaben, sprengten wir nach Süden, zur Jaruga, um aufs linke Ufer überzusetzen. Durchaus nicht nur, um den Fluss zwischen uns und die Königin mit ihren Partisanen zu bringen, sondern weil die Einöden des Flusslandes weniger gefährlich als das vom Krieg erfasste Angren waren – zu den Druiden vom Caed Dhu reiste man viel vernünftiger auf dem linken statt auf dem rechten Ufer. Paradoxerweise – denn das linke Ufer der Jaruga gehörte schon zum feindlichen Kaiserreich Nilfgaard. Der Vater jener das linke Ufer betreffenden Konzeption war der Hexer Geralt, der, nachdem er der Bruderschaft der ritterlichen Aufschneider Valet gesagt hatte, in erheblichem Maße Vernunft, logisches Denkvermögen und seine übliche Umsicht wiedergewonnen hatte.

Die Zukunft sollte zeigen, dass der Plan des Hexers folgenschwer war und das Schicksal der ganzen Expedition nachhaltig beeinflusste. Doch davon später.

Als wir an die Jaruga kamen, wimmelte es dort schon von Nilfgaardern, die über die wiedererrichtete Brücke beim Roten Stapel marschierten, um die Offensive in Angren fortzuführen – und sicherlich auch weiter, nach Temerien, Mahakam und weiß der Teufel wohin noch, was der Nilfgaarder Generalstab da geplant hatte. Es konnte keine Rede davon sein, den Fluss aus der Bewegung heraus zu überqueren, wir mussten uns verborgen halten und warten, dass die Truppen vorüber wären. Ganze zwei Tage lang saßen wir in einem Weidendickicht am Fluss, kultivierten unseren Rheumatismus und fütterten die Mücken. Zu allem Unglück wurde alsbald das Wetter schlechter, es nieselte, es ging ein widerwärtiger Wind, und vor Kälte traf kaum ein Zahn auf den anderen. An einen derart kalten September kann ich mich nicht erinnern, obwohl ich viele von diesen Monaten im Gedächtnis habe. Damals war es auch, lieber Leser, dass ich unter den Ausrüstungsgegen ständen, die wir uns aus dem lyrischen Feldlager ausgeborgt hatten, Papier und Bleistift fand und begann – um die Zeit tot zuschlagen und die Misslichkeiten zu vergessen – einige von unseren Abenteuern aufzuschreiben und zu verewigen.

Das deprimierende Regenwetter und die erzwungene Untätigkeit verdarben uns die Laune und ließen finstere Ge- danken aufkommen. Insonderheit bei dem Hexer. Geralt hatte sich schon früher angewöhnt, die Tage zu kalkulieren, die ihn von Ciri trennten – und jeder Tag, den er nicht unterwegs war, entfernte ihn, wie er meinte, immer weiter von dem Mädchen. Nun, in dem nassen Weidengebüsch, in Kälte und Regen, wurde der Hexer geradezu von Stunde zu Stunde immer finsterer und verbissener. Ich bemerkte auch, dass er stark hinkte, und wenn er glaubte, dass ihn niemand sehe und höre, fluchte und zischte er vor Schmerzen. Du musst nämlich wissen, lieber Leser, dass Geralt während des Vergnügens der Zauberer auf Thanedd die Knochen gebrochen worden waren. Die Brüche waren dank den magischen Bemühungen der Dryaden aus dem Walde Brokilon zusammengewachsen und geheilt, bereiteten aber sichtlich immer noch Schwierigkeiten. Also litt der Hexer, wie es heißt, sowohl körperlichen als auch seelischen Schmerz, und er war deswegen fuchsteufelswild, dass man ihm lieber aus dem Weg ging.

Und wieder begannen ihn Träume zu verfolgen. Am neunten September – morgens, denn er hatte nachts Wache gestanden und schlief sich nun aus – versetzte er uns alle in Schrecken, denn er fuhr mit einem Schrei hoch und zog das Schwert. Er sah nach Amok aus, doch zum Glück fing er sich sofort wieder.

Er ging beiseite, kam bald mit mürrischer Miene zurück und verkündete nicht mehr und nicht weniger, als dass er mit sofortiger Wirkung die Mannschaft auflöse und sich allein auf den weiteren Weg machen werde, denn irgendwo dort geschähen schreckliche Dinge, die Zeit dränge, es werde gefährlich, er aber wolle niemanden zu etwas zwingen und für niemanden die Verantwortung tragen. Er redete und räsonierte so öde und ohne Überzeugung, dass niemand mit ihm diskutieren wollte.

Selbst der für gewöhnlich eloquente Vampir tat ihn mit einem Schulterzucken ab, Milva spuckte aus, Cahir jedoch erinnerte ihn trocken daran, dass er für sich selbst einstehe, was aber das Risiko angehe, so trage er das Schwert nicht, um den Gürtel zu beschweren. Dann aber verstummten alle und richteten die Blicke bedeutungsvoll auf den Verfasser dieser Zeilen, zweifellos in der Erwartung, dass ich die Gelegenheit nutzen und nach Hause zurückkehren würde. Ich brauche nicht hinzuzufügen, dass sie sich sehr getäuscht hatten.

Das Ereignis bewog uns jedoch, dem Marasmus ein Ende zu machen, und gab den Anstoß zu einer kühnen Tat – der Überquerung der Jaruga. Ich gestehe, dass das Vorhaben mich beunruhigte – der Plan sah nämlich vor, den Fluss nachts schwimmend zu überqueren, wie Milva und Cahir es ausdrückten: »an den Pferdeschwänzen«. Selbst wenn das bildlich gesprochen war – und ich vermute, das war es –, konnte ich mir weder mich selbst bei solch einer Überquerung vorstellen noch meinen Wallach Pegasus, auf dessen Schwanz ich mich hätte verlassen sollen. Schwimmen, allgemein gesprochen, war und ist nicht meine besondere Stärke. Wenn Mutter Natur gewollt hätte, dass ich schwimme, hätte sie beim Schöpfungsakt und im Laufe der Evolution nicht versäumt, mich mit Schwimmhäuten zwischen Fingern und Zehen auszustatten. Das Nämliche galt für Pegasus.

Meine Befürchtungen erwiesen sich als unbegründet – zumindest, was das Schwimmen an einem Pferdeschwanz betraf. Wir setzten also auf andere Weise über. Wer weiß, ob die nicht vielleicht noch wahnsinniger war. Auf eine wahrlich dreiste Art – über die wiedererrichtete Brücke beim Roten Stapel, direkt unter den Augen der Nilfgaarder Wachposten und Patrouillen. Wie sich zeigte, roch das Vorhaben nur scheinbar nach wahnwitziger Insolenz und tödlichem Hasardspiel, in Wahrheit ging alles wie geschmiert. Nachdem die Linientrup pen die Brücke überschritten hatten, überquerten sie nach beiden Seiten Transport um Transport, Fahrzeug um Fahrzeug, Viehherde um Viehherde, alle möglichen Menschenmengen, darunter auch in Zivil gekleidete, unter denen unsere Mannschaft überhaupt nicht hervorstach, nicht ins Auge fiel. Und so ritten wir am zehnten Tag des Monats September allesamt aufs linke Ufer der Jaruga, nur einmal von einem Wachposten angerufen, dem Cahir mit herrisch gerunzelten Brauen drohend etwas von kaiserlichem Dienst zublaffte, wobei er seine Worte mit der klassischen militärischen und allemal wirksamen Anrede Hurensohn untermauerte. Noch ehe jemand dazu kam, sich für uns zu interessieren, waren wir schon auf dem linken Ufer der Jaruga, in der Tiefe der Wälder des Flusslandes – es gab dort nämlich nur eine Landstraße, die nach Süden führte und an der uns weder die Richtung noch die Anzahl der dort reisenden Nilfgaarder konvenierte.

Beim ersten Nachtlager in den Wäldern des Flusslandes hatte auch ich einen seltsamen Traum – im Unterschied zu Geralt träumte ich jedoch nicht von Ciri, sondern von der Zauberin Yennefer. Der Traum war sonderbar, beunruhigend – Yennefer, wie üblich in Schwarz und Weiß, flog über einem finsteren kleinen Bergschloss durch die Luft, und unter ihr drohten ihr andere Zauberinnen mit den Fäusten und riefen Beschimpfungen. Yennefer wedelte mit den langen Ärmeln des Kleides und flog davon wie ein schwarzer Albatros, auf ein grenzenloses Meer hinaus, gerade der aufgehenden Sonne entgegen. Von diesem Augenblick an wurde der Traum zum Albtraum. Nach dem Erwachen waren die Einzelheiten aus meinem Gedächtnis entschwunden, es blieben undeutliche, wenig sinnvolle Bilder, doch diese Bilder waren ungeheuerlich – Folter, Schreie, Schmerz, Angst, Tod... Mit einem Wort: Horror.

Geralt gegenüber behielt ich diesen Traum für mich. Kein Sterbenswörtchen sagte ich. Wie sich später erwies, tat ich recht daran.

»Yennefer hieß sie! Yennefer von Vengerberg. Und eine mächtig berühmte Zauberin war sie! Dass ich auf der Stelle tot umfalle, wenn ich lüge!«

Triss Merigold zuckte zusammen, wandte sich um, versuchte, mit dem Blick die Menschenmenge und den blauen Rauch zu durchdringen, die den Hauptsaal der Taverne dicht füllten. Schließlich stand sie vom Tisch auf, verließ mit leichtem Bedauern das Seezungenfilet mit Anchovispaste, eine örtliche Spezialität und wahre Delikatesse. Sie zog jedoch nicht durch die Tavernen und Herbergen von Bremervoord, um Delikatessen zu essen, sondern um Informationen zu sammeln. Außerdem musste sie auf ihre Linie achten.

Der Kranz von Menschen, in den sie sich schieben musste, war schon dicht gedrängt – in Bremervoord liebten die Leute Geschichten und ließen keine Gelegenheit aus, eine neue zu hören. Und die vielen Seeleute, die hierher kamen, enttäuschten sie nie – sie hatten immer ein frisches Repertoire an Seemannsgarn und Histörchen. Zum überwiegenden Teil natürlich an erlogenen, aber das spielte ja keinerlei Rolle. Eine Geschichte ist eine Geschichte. Sie hat ihre eigenen Regeln.

Die Frau, die gerade erzählte – und die Yennefer erwähnt hatte –, war eine Fischerin von den Skellige-Inseln, stämmig, breitschultrig, kurzgeschoren, wie ihre vier Gefährtinnen in eine Weste aus Narwalleder gekleidet, die so abgescheuert war, dass sie glänzte.

»Es war am neunzehnten Tag des Monats August, am Morgen nach der zweiten Vollmondnacht«, setzte die Frau von den Inseln ihre Erzählung fort, während sie den Bierkrug zum Mund führte. Ihre Hand, wie Triss bemerkte, hatte die Farbe alter Ziegel, und der bloße, von knotigen Muskeln durchzogene Arm maß wohl zwanzig Zoll im Umfang. Triss hatte einen Taillenumfang von zweiundzwanzig Zoll.

»Beim ersten Morgengrauen«, sagte die Fischerin und ließ den Blick über die Gesichter der Zuhörer schweifen,

»lief unsere Barkasse aus, in den Sund zwischen Ard Skellig und Spikeroog, auf die Austernbank, wo wir für gewöhnlich die Stellnetze für den Lachs ausbringen. Wir waren sehr in Eile, denn es sah nach Sturm aus, der Westhimmel wurde mächtig dunkel. Wir mussten so schnell wie möglich die Lachse aus den Netzen nehmen, denn sonst – ihr wisst selber, wie das ist; wenn man nach einem Sturm endlich wieder auslaufen kann, sind in den Netzen nur noch abgefressene Köpfe, der ganze Fang ist hinüber.«

Die Zuhörer, größtenteils Einwohner von Bremervoords und Cidaris, größtenteils Leute, die vom Meer lebten und deren Existenz davon abhing, nickten und murmelten verständnisvoll. Triss bekam Lachse für gewöhnlich in Form rosafarbener Scheibchen zu Gesicht, doch sie nickte und murmelte ebenfalls, denn sie wollte nicht auffallen. Sie war inkognito hier, in geheimer Mission.

»Wir sind angekommen«, fuhr die Fischerin fort, nachdem sie den Krug geleert und mit einer Geste angedeutet hatte, einer von den Zuhörern könne ihr einen zweiten spendieren. »Wir sind angekommen und gerade dabei, die Netze einzuholen, und da fängt Gudrun, die Tochter von Sturli, auf einmal an, aus vollem Halse zu schreien! Und zeigt mit dem Finger nach Steuerbord! Wir gucken hin, und da fliegt was durch die Luft, aber kein Vogel! Für 'nen Moment blieb mir das Herz stehen, weil ich gleich dachte, das ist ein Wyvern oder ein kleiner Greif, solche kommen manchmal nach Spikeroog geflogen, freilich vor allem im Winter, besonders bei Westwind. Aber das Schwarze platscht inzwischen ins Wasser! Und mit 'ner Welle: Wusch! Genau in unsere Netze. Hat sich in einem Netz verfangen und wrangt im Wasser wie 'ne Robbe, da haben wir alle, wie wir da waren, und wir waren acht Weiber, das Netz gegriffen und hau ruck damit auf Deck! Und da haben wir erst die Mäuler aufgesperrt! Denn das war ein Weib! In 'nem schwarzen Kleid und selber schwarz wie 'ne Krähe. Ins Netz gewickelt, zwischen zwei Lachsen, von denen einer, so wahr ich hier sitze, zweiundvierzigeinhalb Pfund hatte!«

Die Fischerin von den Skellige-Inseln blies den Schaum vom Krug und nahm einen kräftigen Schluck. Keiner der Zuhörer sagte etwas oder äußerte Unglauben, obwohl sich die ältesten Leute nicht erinnern konnten, dass je ein Lachs von derart imposantem Gewicht gefangen worden wäre.

»Die Schwarzhaarige im Netz«, fuhr die Frau von den Inseln fort, »hustet, spuckt Wasser und zerrt am Netz, und Gudrun, nervös, weil sie guter Hoffnung ist, die schreit los: >Eine Kelpie! Eine Kelpie! Eine Havfru!< Dabei sah doch jeder Dummkopf, dass das keine Kelpie war, denn eine Kelpie hätte schon längst das Netz zerrissen, und wie hätte sich denn so ein Untier auf die Barkasse ziehen lassen! Und eine Havfru war es auch nicht, weil sie keinen Fischschwanz hatte, und die Meerjungfrau hat immer einen! Und dann war sie ja vom Himmel ins Meer gefallen, und hat jemals wer gesehen, dass eine Kelpie oder eine Havfru am Himmel fliegt? Aber Skadi, die Tochter von Una, die regt sich immer gleich auf, sie schreit auch >Eine Kelpie!<, und schon langt sie nach dem Gaff! Und mit dem Gaff zum Netz! Aber aus dem Netz, da kommt ein blauer Blitz, und die Skadi quiekt los! Gaff nach links, die Skadi nach rechts, ich will tot umfallen, wenn ich lüge, drei Purzelbäume hat sie geschossen, und rumms mit dem Hintern aufs Deck! Ha, wie sich zeigte, war das im Netz so eine Zauberin, schlimmer als wie 'ne Meduse, eine Meersau oder ein Zitteraal! Und dann fängt die Hexe auch noch zu schreien an und zu fluchen, zum Fürchten! Und aus dem Netz zischt es, stinkt und raucht, da macht sie so Zauberei! Wir sehen, dass das kein Spaß ist...«

Die Frau von den Inseln trank den Krug leer und griff unverzüglich nach dem nächsten.

»Dass das kein Spaß ist« – sie rülpste laut, wischte sich mit dem Handrücken Nase und Mund ab –, »eine Magierin haben wir im Netz gefangen! Wir merken, wie von dieser Magie, so wahr ich hier sitze, schon die Barkasse stärker zu schaukeln anfängt. Da gab's nichts zu zögern! Britta, die Tochter von Karen, hat das Netz mit dem Bootshaken festgehalten, und ich mir ein Ruder geschnappt und gib ihr! Gib ihr! Gib ihr!!«

Das Bier schäumte hoch und ergoss sich auf die Tischplatte, ein paar umgestürzte Krüge fielen zu Boden. Die Zuhörer wischten sich Wangen und Brauen ab, doch keiner verlor ein Wort der Klage oder des Tadels. Eine Geschichte ist eine Geschichte. Sie hat ihre eigenen Regeln.

»Da hat die Hexe verstanden, mit wem sie es zu tun hatte.« Die Fischerin warf sich in die umfangreiche Brust und blickte sich herausfordernd um. »Dass mit den Weibern von Skellige nicht zu spaßen ist! Sie hat gesagt, dass sie sich uns freiwillig ergibt, und hat versprochen, sie wird keine Sprüche oder Zauber loslassen. Und ihren Namen hat sie genannt: Yennefer von Vengerberg.«

Die Zuhörer begannen zu raunen. Seit den Ereignissen auf der Insel Thanedd waren kaum zwei Monate vergangen, man erinnerte sich an die Namen der von Nilfgaard gekauften Verräter. Auch an den der berühmten Yennefer.

»Wir haben sie«, fuhr die Frau von den Inseln fort, »nach Ard Skellig gebracht, nach Kaer Trolde, zum Jarl Crach an Craite. Danach habe ich sie nicht mehr gesehen. Der Jarl war auf Fahrt, es heißt, als er zurückkam, hat er die Magierin erst streng aufgenommen, aber später hat er sie höflich und freundlich behandelt. Hmmm ... Aber ich habe bloß gewartet, was für eine Überraschung mir die Zauberin bereiten würde, dafür, dass ich ihr eins mit dem Ruder verpasst habe. Ich dachte, sie wird mich beim Jarl anschwärzen. Aber nein. Kein Wort hat sie verloren, sich nicht beklagt, das weiß ich. Ein anständiges Weib. Später, als sie sich umgebracht hat, hat sie mir sogar leidgetan ...«

»Yennefer lebt nicht mehr?«, rief Triss, die vor Schreck ihr Inkognito und ihre geheime Mission vergaß.

»Yennefer von Vengerberg lebt nicht mehr?«

»Tja, sie lebt nicht mehr.« Die Fischerin trank ihr Bier aus. »Tot ist sie wie 'ne Makrele. Sie hat sich mit ihrem eigenen Zauber umgebracht, als sie magische Kunststückchen vollführt hat. Das war erst vor kurzem, am letzten Tag vom August, ganz knapp vor Neumond. Aber das ist eine ganz andere Geschichte ...«

»Rittersporn! Schlaf nicht im Sattel!«

»Ich schlafe nicht. Ich denke schöpferisch nach!«

*Wir ritten also, lieber Leser, durch die Wälder des Flusslandes, um nach Osten zu gelangen, zum Caed Dhu, auf der Suche nach den Druiden, die uns helfen sollten, Ciri zu finden. Wie es sich damit verhielt, werde ich erzählen. Zuerst jedoch will ich im Interesse der historischen Wahrheit etwas über unsere Mannschaft niederschreiben – über ihre einzelnen Mitglieder.*

*Der Vampir Regis war über vierhundert Jahre alt. Wenn er nicht log, bedeutete das, dass er von uns allen am ältesten war. Natürlich konnte es gewöhnlicher Schwindel sein, wer von uns war denn imstande, es zu überprüfen? Ich nahm aber lieber an, dass unser Vampir die Wahrheit sagte, denn er erklärte uns auch, dass er es ein für alle Mal und unwiderruflich aufgegeben hatte, Menschenblut zu trinken – dank dieser Erklärung schliefen wir bei den nächtlichen Biwaks etwas ruhiger. Ich bemerkte, dass Milva und Cahir sich anfangs nach dem Erwachen furchtsam und unruhig den Hals zu reiben pflegten, doch damit hörten sie rasch auf. Der Vampir Regis war – oder erschien als – ein absolut ehrenhafter Vampir. Wenn er sagte, er würde kein Blut saugen, dann saugte er keins.*

*Er hatte jedoch seine Schwächen, und keineswegs solche, die aus seiner Vampirnatur erwuchsen. Regis war ein Intellektueller und kehrte das sehr gern hervor. Er hatte die enervierende Angewohnheit, Behauptungen und Wahrheiten mit dem Tonfall und der Miene eines Propheten zu verkünden, worauf wir jedoch bald schon nicht mehr reagierten, denn die verkündeten Behauptungen waren entweder tatsächlich wahr, oder sie klangen wahr, oder sie waren nicht zu überprüfen, was unterm Strich auf dasselbe hinauslief. Wirklich unerträglich war viel- mehr Regis' Manier, auf eine Frage zu antworten, noch ehe der Fragende die Formulierung seiner Frage beendet hatte – ja manchmal sogar, noch ehe er mit der Formulierung begonnen hatte. Ich habe dieses vermeintliche Anzeichen hoher Intelligenz immer eher für ein Anzeichen von Rüpelhaftigkeit und Arroganz gehalten, und diese Eigenschaften, die ins universitäre Milieu oder in Kreise bei Hofe passen, sind schwer bei einem Gefährten zu ertragen, mit dem man den ganzen Tag Steigbügel an Steigbügel reitet und nachts unter einer Decke schläft. Zu ernsteren Verstimmungen kam es jedoch nicht, und das dank Milva. Im Unterschied zu Geralt und Cahir, die ein anscheinend angeborener Opportunismus bewog, sich der Manier des Vampirs anzupassen und in dieser Hinsicht sogar mit ihm zu konkurrieren, zog die Bogenschützin Milva eine einfache und anspruchslose Lösung vor. Als Regis ihr zum dritten Mal mitten in einer Frage die Antwort gab, beschimpfte sie ihn kräftig, wobei sie Wörter und Bezeichnungen gebrauchte, die selbst einem alten Landsknecht die Schamröte ins Gesicht treiben konnten. Und, o Wunder, es half – der Vampir legte die enervierende Manier im Handumdrehen ab. Woraus folgte, dass die wirksamste Verteidigung gegen den Versuch intellektueller Dominanz darin besteht, den Intellektuellen, der dominieren will, ordentlich zur Sau zu machen.*

*Ich habe den Eindruck, dass Milva ihren tragischen Unfall – und den Verlust – recht schwer verkraften konnte. Ich schreibe: Ich habe den Eindruck, denn mir ist bewusst, dass ich als Mann keinerlei Vorstellung davon haben kann, was solch ein Unfall und solch ein Verlust für eine Frau bedeutet. Obwohl ich ein Dichter und ein Mann der Feder bin, versagt hier sogar meine ausgebildete und geübte Vorstellungskraft, und dagegen kann ich nichts machen.*

*Ihre physische Leistungsfähigkeit gewann die Bogenschützin schnell zurück – mit der psychischen sah es schlechter aus. Es kam vor, dass sie den ganzen Tag von früh bis spät kein Wort sagte. Gern verschwand sie und hielt sich abseits, was alle anderen ein wenig beunruhigte. Doch endlich kam der Umschwung. Milva reagierte wie eine Dryade oder eine Elfe – heftig, impulsiv und nicht recht verständlich. Eines Morgens zog sie vor unseren Augen das Messer und schnitt sich ohne ein Wort direkt am Genick den Zopf ab. »Der steht mir nicht zu, weil ich keine Jungfrau bin«, sagte sie, als sie uns offenen Mundes zuschauen sah. »Und eine Witwe auch nicht«, setzte sie hinzu, »also Schluss mit der Trauer.« Von diesem Augenblick an war sie so wie früher-barsch, bissig, mit losem Mundwerk und rasch mit einem nicht salonfähigen Wort zur Hand. Woraus wir schlossen, dass sie die Krisis schon überstanden hatte.*

*Das dritte, nicht weniger sonderbare Mitglied unserer Mannschaft war ein Nilfgaarder, der gern beweisen wollte, er sei gar kein Nilfgaarder. Er hieß, wie er behauptete, Cahir Mawr Dyffryn aep Ceallach ...*

»Cahir Mawr Dyffryn, Sohn des Ceallach«, erklärte Rittersporn mit Nachdruck, wobei er mit dem kleinen Stift aus Blei auf den Nilfgaarder zielte. »Ich habe mich in dieser hochgeschätzten Gesellschaft mit vielen Dingen abfinden müssen, die mir nicht gefallen, die ich geradezu nicht ausstehen kann. Aber nicht mit allen! Ich kann es nicht ausstehen, wenn mir beim Schreiben jemand über die Schulter blickt! Und ich gedenke mich nicht damit abzufinden!«

Der Nilfgaarder rückte von dem Dichter ab, griff sich nach kurzem Überlegen seinen Sattel, Mantel und Decke, zog alles näher zu Milva hin, die zu dösen schien.

»Entschuldige«, sagte er. »Verzeih die Aufdringlichkeit, Rittersporn. Ich habe ganz mechanisch hingeschaut, aus gewöhnlicher Neugier. Ich dachte, du zeichnest eine Karte oder stellst irgendwelche Berechnungen an.«

»Ich bin kein Buchhalter!« Der Dichter ging hoch, wörtlich und im übertragenen Sinne. »Und kein Kartograph! Und selbst wenn ich es wäre, rechtfertigt das nicht, in meine Aufzeichnungen zu kiebitzen!«

»Ich habe mich schon entschuldigt«, brachte ihm Cahir trocken in Erinnerung, während er an der neuen Stelle sein Lager richtete. »Ich habe mich in dieser hochgeschätzten Gesellschaft mit vielen Dingen abgefunden und mich an vieles gewöhnt. Aber zu entschuldigen pflege ich mich weiterhin nur einmal.«

»In der Tat«, ließ sich der Hexer vernehmen, der völlig unerwartet für alle wie auch für sich selbst die Partei des jungen Nilfgaarders ergriff. »Du bist verteufelt reizbar geworden, Rittersporn. Es ist nicht zu übersehen, dass das irgendwie mit dem Papier zusammenhängt, das du seit kurzem mit diesem Stückchen Blei beschmierst.«

»Stimmt«, bestätigte der Vampir Regis, der gerade Birkenzweige ins Feuer nachlegte. »Unser Minnesänger ist in letzter Zeit reizbar geworden, dazu noch verschlossen, diskret und auf Abgeschiedenheit bedacht. Aber nein, bei der Erledigung natürlicher Bedürfnisse stören ihn Zeugen keineswegs, was übrigens in unserer Situation nicht verwunderlich ist. Die schamhafte Verschlossenheit und die Reizbarkeit gegenüber fremden Blicken betreffen ausschließlich das mit dem Stift beschriebene Papier. Ob er wohl in unserer Gegenwart ein Poem dichtet? Eine Rhapsodie? Ein Epos? Eine Romanze? Eine Kanzone?«

»Nein«, widersprach Geralt, während er näher ans Feuer rückte und sich die Decke um die Schultern schlug. »Ich kenne ihn. Das kann keine gebundene Rede sein, denn er lästert nicht, murmelt nichts vor sich hin und zählt nicht an den Fingern die Silben ab. Er schreibt still, also ist es Prosa.«

»Prosa!« Der Vampir ließ die spitzen Eckzähne blitzen, was er für gewöhnlich zu vermeiden suchte. »Ein Roman vielleicht? Oder ein Essay? Eine Moralität? Zum Kuckuck, Rittersporn! Spann uns nicht auf die Folter! Sag, was schreibst du?«

»Memoiren.«

»Wie das?«

»Aus diesen Notizen« – Rittersporn zeigte einen mit Papier gefüllten Tubus – »wird mein Lebenswerk entstehen. Memoiren unter dem Titel *Fünfzig Jahre Poesie.«*

»Ein alberner Titel«, stellte Cahir trocken fest. »Poesie hat kein Alter.«

»Und wenn man annimmt, dass sie eins hat«, setzte der Vampir hinzu, »dann ist sie entschieden älter.«

»Ihr versteht nicht. Der Titel bedeutet, dass der Autor des Werkes fünfzig Jahre, nicht mehr und nicht weniger, im Dienste der Herrin Poesie verbracht hat.«

»Dann ist es noch größerer Unsinn«, befand der Hexer. »Du, Rittersporn, bist ja noch keine vierzig. Das Schreiben hat man dir in der Tempel-Klippschule mit dem Rohrstock in den Hintern eingebläut, da warst du acht. Selbst wenn wir annehmen, dass du da schon Reime geschrieben hast, dienst du deiner Herrin Poesie nicht länger als dreißig Jahre. Nun weiß ich aber genau, weil du es selber des Öfteren erzählt hast, dass du ernsthaft angefangen hast, zu reimen und Melodien zu komponieren, als du neunzehn warst, inspiriert von der Liebe zur Komtesse de Stael. Das macht einen weniger als zwanzigjährigen Dienst, Rittersporn. Aus welchem Ärmel schüttelst du also diese fünfzig Jahre im Titel? Soll das irgendeine Metapher sein?«

»Ich«, sagte der Barde großspurig, »erfasse gedanklich weite Horizonte. Ich schildere die Gegenwart, greife aber in die Zukunft voraus. Das Werk, das ich in Angriff nehme, gedenke ich in etwa zwanzig bis dreißig Jahren herauszubringen, und dann wird niemand die Rechnung im Titel anzweifeln können.«

»Aha. Jetzt verstehe ich. Was mich etwas wundert, ist die Vorsorge. Der morgige Tag kümmert dich für gewöhnlich kaum.«

»Der morgige Tag kümmert mich immer noch wenig«, verkündete der Dichter herablassend. »Ich denke an die Nachwelt. Und an die Ewigkeit!«

»Aus der Sicht der Nachwelt«, bemerkte Regis, »ist es nicht besonders ethisch, mit dem Schreiben schon jetzt zu beginnen, auf Vorrat. Die Nachwelt kann bei so einem Titel ein Werk erwarten, das aus einer tatsächlich halbhundertjährigen Perspektive von einer Person verfasst worden ist, die wirklich über einen halbhundertjährigen Wissens- und Erfahrungsschatz verfügt...«

»Jemand, dessen Erfahrungsschatz ein halbes Jahrhundert umfasst«, schnitt ihm Rittersporn das Wort ab, »muss naturgemäß ein siebzigjähriger Großvater mit einem von Sklerose zerfressenen Gehirn sein. So einer soll auf der Veranda sitzen und in den Wind furzen, keine Memoiren diktieren, denn da lachen die Leute nur. Ich werde diesen Fehler nicht machen, werde meine Memoiren vorher schreiben, im Vollbesitz der schöpferischen Kräfte. Später, unmittelbar vor der Herausgabe, werde ich nur noch kosmetische Korrekturen anbringen.«

»Das hat etwas für sich.« Geralt massierte sich das schmerzende Knie und beugte es vorsichtig. »Insbesondere für uns. Denn obwohl wir zweifellos alle in seinem Werk vorkommen, obwohl er zweifellos kein gutes Haar an uns gelassen hat, wird uns das in fünfzig Jahren nicht mehr viel ausmachen.«

»Was ist schon ein halbes Jahrhundert?« Der Vampir lächelte. »Ein kurzer Augenblick, ein flüchtiger Lidschlag ... Ach ja, Rittersporn, eine kleine Anmerkung: *Ein halbes Jahrhundert Poesie* klingt meiner Ansicht nach besser als *Fünfzig Jahre.«*

»Da widerspreche ich nicht.« Der Troubadour beugte sich über ein Blatt und begann mit dem Bleistift darauf zu kratzen. »Danke, Regis. Endlich etwas Konstruktives. Hat noch jemand etwas anzumerken?«

»Ich hab was«, ließ sich unverhofft Milva vernehmen und steckte den Kopf unter der Decke hervor. »Was gibt's da zu glotzen? Weil ich nicht lesen und schreiben kann? Aber ich bin ja nicht dumm! Wir sind auf einer Expedition, wollen Ciri zu Hilfe kommen, gehen mit der Waffe in der Hand durch Feindesland. Es kann sein, dass Rittersporns Geschreibsel dem Feind in die Hände fällt. Und wir kennen ja den Verse schmied, es ist kein Geheimnis, dass er ein Plappermaul ist, außerdem ein Gerüchtemacher. Dass sie uns für diese seine Krakel nicht womöglich aufhängen.«

»Du übertreibst, Milva«, sagte der Vampir sanft.

»Und zwar stark«, behauptete Rittersporn.

»Mir kommt es auch so vor«, fügte Cahir unbekümmert hinzu. »Ich weiß nicht, wie das bei den Nordlingen ist, aber im Kaiserreich gilt der Besitz eines Manuskripts nicht als *crimen,* und literarische Tätigkeit ist nicht strafbar.«

Geralt warf ihm einen scheelen Blick zu und zerbrach krachend den Zweig, mit dem er gespielt hatte. »Aber in den Städten, die diese kulturvolle Nation erobert hat, werden die Bibliotheken in Brand gesteckt«, sagte er in verbindlichem Ton, doch mit deutlichem Vorwurf. »Aber lassen wir das. Maria, ich glaube auch, dass du übertreibst. Rittersporns Geschreibsel hat wie üblich keinerlei Bedeutung. Auch nicht für unsere Sicherheit.«

»Na von wegen!«, widersprach die Bogenschützin und setzte sich auf. »Ich weiß, was ich weiß! Mein Stiefvater, wie die königlichen Kämmerer bei uns eine Volkszählung gemacht haben, da hat er die Beine in die Hand genommen, sich im Unterholz verkrochen und zwei Wochen dort gesessen. Wo der Schreiber ist, ist auch der Richter, hat er immer gesagt, und heute schreiben sie dich auf, morgen hängen sie dich auf. Und recht hatte er, obwohl er ein Dreckskerl war wie kein zweiter. Ich will hoffen, dass er in der Hölle schmort, der Hurensohn!« Milva warf die Decke ab und setzte sich ans Feuer, der Schlaf war ihr endgültig vergangen. Es sah, stellte Geralt fest, wieder einmal nach einem langen nächtlichen Gespräch aus.

»Du hast deinen Stiefvater nicht gemocht, merke ich«, sagte Rittersporn nach kurzem Schweigen.

»Hab ich nicht.« Milva knirschte hörbar mit den Zähnen. »Weil er ein Dreckskerl war. Wenn die Mama nicht hinschaute, machte er sich an mich 'ran, betatschte mich. Sagen ließ er sich nichts, also hab ich schließlich die Beherrschung verloren und ihm mit der Harke Bescheid gestoßen, und wie er hingefallen ist, hab ich ihm noch ein, zwei Tritte verpasst, in die Rippen und in die Weichen. Zwei Tage hat er dann dagelegen und Blut gespuckt...

Und ich hab mich von zu Hause in die weite Welt verdrückt, hab nicht gewartet, bis er wieder gesund ist. Dann hab ich gehört, er soll gestorben sein, und meine Mama kurz nach ihm ... He, Rittersporn! Schreibst du das etwa auf? Wag's ja nicht! Wag das ja nicht, hörst du, was ich sag?«

*Es war seltsam, dass Milva mit uns zog, eine überraschende Tatsache war es, dass uns ein Vampir Gesellschaft leistete. Am merkwürdigsten – und schlechthin unverständlich – waren indes die Motive Cahirs, der plötzlich aus einem Feind wenn nicht zum Freund, so doch zum Verbündeten geworden war. Der junge Mann hatte das in der Schlacht auf der Brücke bewiesen, als er sich ohne zu zögern an der Seite des Hexers gegen seine eigenen Leute gestellt hatte. Mit dieser Tat gewann er unsere Sympathie und zerstreute endgültig unsere Zweifel. Wenn ich*

*»unsere« schreibe, so meine ich mich selbst, den Vampir und die Bogenschützin. Denn obwohl Geralt Schulter an Schulter mit Cahir gekämpft hatte, obwohl er an seiner Seite dem Tod ins Auge geblickt hatte, war er ihm gegenüber nach wie vor misstrauisch und bedachte ihn nicht mit Sympathie. Er versuchte zwar sein Ressentiment zu verbergen, doch da er – wie ich wohl schon angemerkt habe – als Person einfach war wie ein Lanzenschaft, konnte er sich nicht verstellen, und die Antipathie kroch auf Schritt und Tritt hervor wie ein Aal aus einem löchrigen Eimer.*

*Der Grund war offensichtlich, und es war Ciri.*

*Das Schicksal hatte es gewollt, dass ich mich zur Zeit des Julineumondes auf der Insel Thanedd befand, wo es zu einer blutigen Auseinandersetzung zwischen den Zauberern kam, die den Königen treu geblieben waren, und den von Nilfgaard aufgestachelten Verrätern. Die Verräter wurden von den Eichhörnchen unterstützt, aufständischen Elfen – und von Cahir, dem Sohn Ceallachs. Cahir war auf Thanedd, man hatte ihn dorthin in besonderer Mission entsandt – er sollte Ciri fangen und entführen. Als sie sich verteidigte, verwundete Ciri ihn – Cahir hat an der linken Hand eine Narbe, bei deren Anblick mir immer der Mund trocken wird. Es muss höllisch geschmerzt haben, und zwei Finger kann er immer noch nicht krümmen.*

*Und nach alledem haben wir ihn gerettet, in der Nähe des Bandwassers, als seine eigenen Leute ihn gefesselt zu einer grausamen Hinrichtung bringen wollten. Wofür, frage ich, für welches Vergehen wollten sie ihn hinrichten? Nur wegen seines Versagens auf Thanedd? Cahir ist nicht gesprächig, aber ich habe ein Ohr selbst für Andeutungen. Der Bursche ist noch keine dreißig, aber er scheint in der Nilfgaarder Armee ein hochrangiger Offizier gewesen zu sein. Da er sich der Gemeinsprache fehlerfrei bedient, was unter den Nilfgaardern selten vorkommt, glaube ich zu wissen, bei welcher Truppengattung Cahir diente und warum er so schnell befördert wurde. Und warum er mit solch einer merkwürdigen Mission betraut wurde. Noch dazu im Ausland.*

*Denn es war gerade Cahir gewesen, der schon einmal versucht hatte, Ciri zu entführen. Vor fast vier Jahren, während des Gemetzels in Cintra. Damals hatte sich zum ersten Mal die Vorsehung bemerkbar gemacht, die das Schicksal dieses Mädchens lenkt.*

*Der Zufall wollte es, dass ich darüber mit Geralt sprach. Das war am dritten Tag, nachdem wir die Jaruga überquert hatten, zehn Tage vor dem Äquinoktium, als wir durch die Wälder des Flusslandes zogen. Obwohl sehr kurz, war dieses Gespräch doch voller unangenehmer und beunruhigender Töne. Und auf dem Gesicht und in den Augen des Hexers zeichnete sich schon damals der Vorbote jener Scheußlichkeit ab, die später, in der Nacht des Äquinoktiums, ausbrach, nachdem sich uns die hellhaarige Angouleme angeschlossen hatte.*

Der Hexer schaute Rittersporn nicht an. Er schaute auch nicht nach vorn. Er schaute auf die Mähne Plötzes.

»Calanthe«, nahm er den Faden wieder auf, »nahm unmittelbar vor dem Tod ein paar Rittern einen Eid ab. Sie sollten nicht zulassen, dass Ciri den Nilfgaardern in die Hände fiel. Während der Flucht wurden diese Ritter getötet, und Ciri blieb allein inmitten von Leichen und Bränden zurück, in der Falle der engen Gassen einer brennenden Stadt. Sie wäre nicht mit dem Leben davongekommen, daran besteht kein Zweifel. Doch er fand sie. Er, Cahir. Er riss sie dem Feuer und dem Tod aus dem Rachen. Rettete sie. Heldenhaft! Edel!«

Rittersporn hielt Pegasus ein wenig zurück. Sie ritten hinten, Regis, Milva und Cahir waren gut fünfzig Schritte vor ihnen, doch der Dichter wollte nicht, dass auch nur ein Wort von diesem Gespräch an die Ohren der Gefährten drang.

»Das Problem ist nur«, fuhr der Hexer fort, »dass unser Cahir auf Befehl edel war. Er war edel wie ein Kormoran: Er verschluckte den Fisch nicht, weil er ein Ringlein um den Hals hatte. Er sollte den Fisch im Schnabel zu seinem Herrn bringen. Das gelang ihm nicht, also wurde der Herr zornig auf den Kormoran! Der Kormoran ist jetzt in Ungnade! Ob er darum die Gesellschaft und Freundschaft der Fische sucht? Was meinst du, Rittersporn?« Der Troubadour beugte sich im Sattel vor, um einem tief hängenden Lindenzweig auszuweichen. Der Zweig hatte schon ganz gelbe Blätter.

»Dennoch hat er ihr das Leben gerettet, das hast du selbst gesagt. Dank ihm ist Ciri heil aus Cintra fortgekommen.«

»Und hat nachts geschrien, weil sie ihn im Traum sah.«

»Dennoch war er es, der sie gerettet hat. Hör auf, nachtragend zu sein, Geralt. Zu viel hat sich verändert, was sag ich, verändert sich Tag für Tag; nachtragend zu sein bringt nichts als Verdruss, der dir sichtlich nichts nützt. Er hat Ciri gerettet. Die Tatsache war, ist und bleibt eine Tatsache.«

Geralt wandte endlich den Blick von der Mähne, hob den Kopf. Rittersporn schaute flüchtig auf sein Gesicht und dann rasch beiseite.

»Die Tatsache bleibt eine Tatsache«, wiederholte der Hexer mit böser, metallischer Stimme. »O ja! Er hat mir diese Tatsache auf Thanedd ins Gesicht geschrien, aber vor Entsetzen sind ihm die Worte im Halse stecken geblieben, denn er blickte auf die Klinge meines Schwertes. Diese Tatsache und dieser Schrei, das sollten Argumente für mich sein, ihn nicht zu ermorden. Nun ja, es ist so gekommen und lässt sich wohl nicht mehr ändern. Schade. Denn ich hätte schon damals, auf Thanedd, mit einer Kette beginnen sollen. Einer langen Kette des Todes, einer Kette der Rache, von der man noch nach hundert Jahren reden würde. So einer, dass die Leute Angst hätten, nach Einbruch der Dunkelheit davon zu hören. Verstehst du das, Rittersporn?«

»Nicht besonders.«

»Dann geh zum Teufel.«

*Ein widerwärtiges Gespräch war das, und eine widerwärtige Visage hatte der Hexer damals. O je, es gefiel mir gar nicht, wenn er in solch eine Stimmung geriet und solches Zeug redete.*

*Ich muss jedoch gestehen, dass der bildhafte Vergleich mit einem Kormoran das Seine tat – ich begann unruhig zu werden. Der Fisch im Schnabel, dorthin getragen, wo man ihn betäubt, ausweidet und brät! Eine wirklich sympathische Analogie, freudige Aussichten ...*

*Die Vernunft sprach jedoch gegen solche Befürchtungen. Letzten Endes – wenn man bei den Fischgleichnissen bleibt: Wer waren wir denn? Plötzen, kleine, grätenreiche Plötzen. Im Austausch gegen eine derart armselige Beute konnte Cahir nicht auf die kaiserliche Gunst hoffen. Er selbst war übrigens auch durchaus nicht der Hecht, als der er gern erscheinen wollte. Er war eine Plötze, genau wie wir. Wer beachtete überhaupt Plötzen in einer Zeit, da der Krieg wie eine eiserne Egge sowohl über die Erde als auch über die Menschenschicksale hinwegfuhr?*

*Ich wette meinen Kopf, dass sich in Nilfgaard schon niemand mehr an Cahir erinnert.*

Vattier de Rideaux, der Chef der Nilfgaarder Militärspionage, hörte sich gesenkten Hauptes die kaiserlichen Reprimanden an.

»So ist das also«, fuhr Emhyr var Emreis in ätzendem Ton fort. »Die Institution, die dreimal so viel Mittel aus dem Staatshaushalt verschlingt wie Volksbildung, Kunst und Kultur zusammengenommen, ist nicht imstande, einen einzelnen Mann ausfindig zu machen. Der Mann, sieh da, verschwindet einfach, hält sich verborgen, obwohl ich märchenhafte Summen für eine Institution ausgebe, vor der sich zu verbergen niemand das Recht hat! Ein des Verrates schuldiger Mann hält eine Institution zum Narren, der ich genug Mittel und Privi legien gegeben habe, um selbst den Unschuldigen den Schlaf zu rauben. Oh, du kannst mir glauben, Vattier, wenn nächstes Mal im Rat die Rede auf die Notwendigkeit kommt, den Geheimdiensten die Mittel zu kürzen, werde ich ein geneigtes Ohr haben. Das kannst du mir glauben!«

»Euer Kaiserliche Majestät« – Vattier de Rideaux räusperte sich – »wird, wie ich nicht zweifle, nach sorgfältigem Abwägen von allem Für und Wider die richtige Entscheidung treffen. Sowohl der Misserfolge als auch der Erfolge, die die Aufklärung zu verzeichnen hat. Euer Majestät kann auch gewiss sein, dass der Verräter Cahir aep Ceallach der Strafe nicht entgehen wird. Ich habe Anstrengungen unternommen ...«

»Ich bezahle euch nicht für die Anstrengungen, sondern für die Ergebnisse. Die aber sind mäßig, Vattier, mäßig! Was ist mit der Angelegenheit Vilgefortz? Wo zum Teufel ist Cirilla? Was murmelst du da? Lauter!«

»Ich denke, Euer Majestät sollte das Mädchen heiraten, das wir in Darn Rowan halten. Wir brauchen diese Heirat, die Legalität der souveränen Lehnsherrschaft von Cintra, die Beruhigung der Skellige-Inseln und der Aufständischen von Attre, Strept, Mag Turga und vom Nordfall. Wir brauchen eine allgemeine Amnestie, Ruhe im Hinterland und an den Nachschublinien ... Wir brauchen die Neutralität Esterad Thyssens von Kovir.«

»Das weiß ich. Aber die in Darn Rowan ist nicht die Richtige. Ich kann sie nicht heiraten.«

»Euer Kaiserliche Majestät wollen verzeihen, aber hat es eine Bedeutung, ob sie mehr oder weniger die Richtige ist? Die politische Lage erfordert eine feierliche Trauung. Schleunigst. Die junge Dame wird einen Schleier tragen. Und wenn wir endlich die echte Cirilla finden, wird die Angetraute einfach ... ausgetauscht.«

»Bist du wahnsinnig geworden, Vattier?«

»Die Falsche ist bei uns nur flüchtig gezeigt worden. Die Richtige hat in Cintra seit vier Jahren niemand gesehen, übrigens heißt es, sie habe mehr Zeit auf den Skellige-Inseln verbracht als in Cintra. Ich verbürge mich dafür, dass niemand den Trick bemerken wird.«

»Nein!«

»Euer Kaiserliche ...«

»Nein, Vattier! Finde mir die echte Ciri! Bewegt endlich eure Hintern. Findet mir Ciri. Findet Cahir. Und Vilgefortz. Denn der hat Ciri, da bin ich mir sicher.«

»Euer Kaiserliche Majestät...«

»Ich höre, Vattier! Ich höre die ganze Zeit!«

»Ich hatte seinerzeit den Verdacht, der sogenannte Fall Vilgefortz sei eine gewöhnliche Provokation. Dass der Zauberer getötet wurde oder gefangen ist und dass die spektakuläre und lautstarke Jagd nach ihm Dijkstra dazu dient, uns anzuschwärzen und blutige Repressalien zu rechtfertigen.«

»Ich hatte diesen Verdacht auch.«

»Jedoch ... In Redanien wird das nicht öffentlich gemacht, aber ich weiß von meinen Agenten, dass Dijkstra einen der Schlupfwinkel von Vilgefortz entdeckt hat, und darin Beweise, dass der Zauberer bestialische Menschenversuche durchgeführt hat. Genauer gesagt, Versuche an menschlichen Embryonen ... und an schwangeren Frauen. Wenn also Vilgefortz Cirilla in seiner Gewalt hatte, dann fürchte ich, dass die weitere Suche nach ihr ...«

»Schweig, zum Teufel!«

»Andererseits«, fuhr Vattier de Rideaux eilends fort, den Blick auf das zornige Gesicht des Imperators gerichtet,

»kann das alles Desinformation sein. Um den Zauberer in Verruf zu bringen. Das sähe Dijkstra ähnlich.«

»Ihr solltet Vilgefortz finden und ihm Ciri wegnehmen! In drei Teufels Namen! Nicht spekulieren und Hypothesen aufstellen! Wo ist der Uhu? Immer noch in Geso? Er muss doch dort inzwischen jeden Stein umgedreht und in jedes Erdloch geschaut haben? Das Mädchen ist doch anscheinend nicht dort und es auch nie gewesen? Der Astrologe hat sich doch geirrt oder gelogen? Das sind alles Zitate aus seinen Berichten. Was also tut er dort noch?«

»Der Untersuchungsführer Skellen, wage ich anzumerken, ergreift Maßnamen, die nicht allzu klar sind ... Seine Abteilung, die, welche Euer Majestät ihm zu bilden befohlen hat, wirbt er nach Maecht an, ins Fort Rocayne, wo er seine Basis errichtet hat. Diese Abteilung, erlaube ich mir hinzuzufügen, ist eine ziemlich verdächtige Meute. Überaus seltsam ist hingegen, dass Herr Skellen gegen Ende August einen berühmten Auftragsmörder angeheuert hat...«

»Was?«

»Er hat einen Schergen gedungen und ihn beauftragt, eine in Geso grassierende Bande zu liquidieren. Eine an sich lobenswerte Sache, aber ist das die Aufgabe eines kaiserlichen Untersuchungsführers?«

»Spricht aus dir nicht zufällig der Neid, Vattier? Und verleiht nicht er deinen Berichten Farbe und Eifer?«

»Ich stelle nur Fakten fest, Euer Majestät.«

»Fakten« – der Kaiser stand abrupt auf – »will ich sehen. Ich habe es satt, nur davon zu hören.«

Es war wirklich ein harter Tag gewesen. Vattier de Rideaux war müde. Seine Tagesplanung sah zwar noch ein, zwei Stündchen Papierarbeit vor, die ihn davor bewahren sollte, in nicht erledigten Dokumenten zu ertrinken, doch schon der Gedanke daran ließ ihn schaudern. Nein, dachte er, nicht mit Gewalt. Die Arbeit läuft nicht weg. Ich werde nach Hause gehen ... Nein, nicht nach Hause. Die Frau kann warten. Ich gehe zu Cantarella. Zu der süßen Cantarella, bei der man sich so gut erholen kann ...

Er zögerte nicht lange. Er stand einfach auf, nahm den Mantel und ging hinaus, wobei er mit einer Geste voller Abscheu den Sekretär zurückhielt, der ihm eine Mappe aus Saffianleder mit dringenden Dokumenten zur Unterschrift in die Hand drücken wollte. Morgen! Morgen ist auch noch ein Tag!

Er verließ den Palast durch den Hinterausgang, auf der Seite der Gärten, und ging eine kleine Zypressenallee entlang. Er kam an dem künstlichen Teich vorbei, in dem im ehrwürdigen Alter von einhundertzweiunddreißig Jahren ein Karpfen lebte, den Kaiser Torres dort ausgesetzt hatte, wovon eine goldene Gedenkmedaille zeugte, die an einem Kiemendeckel des riesigen Fisches befestigt war.

»Guten Abend, Vicomte.«

Vattier machte mit einer kurzen Bewegung des Unterarms das im Ärmel verborgene Stilett locker. Der Griff glitt ihm von selbst in die Hand.

»Du riskierst eine Menge, Rience«, sagte er kalt. »Du riskierst eine Menge, wenn du in Nilfgaard deine versengte Visage sehen lässt. Und sei es als magische Teleproj ektion ...«

»Du hast es bemerkt? Dabei hat mir Vilgefortz garantiert, dass man ohne Berührung nicht errät, dass es eine Illusion ist.«

Vattier steckte das Stilett weg. Er hatte keineswegs erraten, dass es eine Illusion war, doch nun wusste er es.

»Du bist zu feige, Rience«, sagte er, »um dich hier in eigener realer Person zu zeigen. Du weißt ja, was dich dann erwarten würde.«

»Der Kaiser ist immer noch so gegen mich voreingenommen? Und gegen meinen Meister Vilgefortz?«

»Deine Dreistigkeit ist entwaffnend.«

»Zum Teufel, Vattier. Ich versichere, dass wir immer noch auf eurer Seite stehen, ich und Vilgefortz. Nun ja, ich gestehe, wir haben euch betrogen, indem wir euch die falsche Cirilla gegeben haben, aber das geschah in gutem Glauben, in gutem Glauben, ich will ersäuft werden, wenn ich lüge. Vilgefortz hat angenommen, nachdem die echte verschwunden war, eine falsche sei besser als gar keine. Wir dachten, euch ist es egal...«

»Deine Dreistigkeit ist nicht mehr entwaffnend, sondern beleidigend. Ich habe nicht die Absicht, meine Zeit mit einem Trugbild zu vertun, das mich beleidigt. Wenn ich dich endlich in deiner wahren Gestalt erwische, dann werden wir uns unterhalten, und zwar lange, das verspreche ich. Bis dahin aber... *Apage,* Rience.«

»Ich erkenne dich nicht wieder, Vattier. Früher hättest du, selbst wenn dir der Teufel erschienen wäre, vor dem Exorzismus nicht versäumt, herauszufinden, ob er dir nicht zufällig von Nutzen sein könnte.«

Vattier würdigte die Illusion keines Blickes, sondern beobachtete stattdessen den algenbewachsenen Karpfen, der träge den Schlamm im Teich aufwirbelte.

»Von Nutzen?«, wiederholte er schließlich und schürzte voller Verachtung die Lippen. »Du? Was könntest du mir schon geben? Vielleicht die echte Cirilla? Vielleicht deinen Patron, Vilgefortz? Vielleicht Cahir aep Ceallach?«

»Halt!« Die Illusion Riences hob die illusorische Hand. »Du hast es genannt.«

»Was habe ich genannt?«

»Cahir. Wir beschaffen dir den Kopf von Cahir. Ich und mein Meister, Vilgefortz ...«

»Hab Erbarmen, Rience«, schnaubte Vattier. »Ändere doch die Reihenfolge.«

»Wie du willst. Vilgefortz – mit meiner bescheidenen Hilfe – gibt euch den Kopf von Cahir, dem Sohn Ceallachs. Wir wissen, wo er ist, wir können ihn jederzeit aus dem Ärmel ziehen, nach Belieben.«

»Ihr habt ja vielleicht Möglichkeiten, bitte, bitte. So gute Agenten habt ihr im Heer der Königin Meve?«

»Willst du mich auf die Probe stellen?« Rience verzog das Gesicht. »Oder weißt du es wirklich nicht? Eher Letzteres. Cahir, mein lieber Vicomte, ist ... Wir wissen, wo er ist. Wir wissen, wo er hinwill, wissen, in wessen Gesellschaft. Du willst seinen Kopf? Du bekommst ihn.«

»Den Kopf«, sagte Vattier lächelnd, »der nicht mehr erzählen kann, was wirklich auf Thanedd geschehen ist.«

»So wird es wohl besser sein«, erwiderte Rience zynisch. »Wozu Cahir Gelegenheit zum Reden geben? Unsere Aufgabe ist es, die Animositäten zwischen Vilgefortz und dem Kaiser zu beschwichtigen, nicht zu vertiefen. Ich verschaffe dir den schweigenden Kopf von Cahir aep Ceallach. Wir regeln das so, dass es wie dein und ausschließlich dein Verdienst aussieht. Lieferung binnen drei Wochen.«

Der uralte Karpfen im Teich fächerte das Wasser mit den Brustflossen. Das Vieh, dachte Vattier, muss sehr weise sein. Aber was hat es von seiner Weisheit? Immer derselbe Schlamm und dieselben Seerosen.

»Dein Preis, Rience?«

»Eine Kleinigkeit. Wo ist und was plant Stefan Skellen?«

»Ich habe ihm gesagt, was er wissen wollte.« Vattier de Rideaux streckte sich auf den Kissen aus, während er mit einer goldenen Haarlocke der Carthia van Canten spielte. »Siehst du, meine Süße, bestimmte Dinge muss man klug angehen. Und >klug< heißt >konformistisch<. Wenn man anders vorgeht, bekommt man gar nichts. Nur faules Wasser und stinkenden Schlamm im Bassin. Und was hat man davon, dass das Bassin aus Marmor ist und nur ein paar Schritte vom Palast entfernt? Habe ich nicht recht, meine Süße?«

Carthia van Canten, mit Kosenamen Cantarella, antwortete nicht. Vattier erwartete auch gar keine Antwort. Das Mädchen war achtzehn Jahre alt und, allgemein gesprochen, nicht die Hellste. Ihre Interessen beschränkten sich – zumindest momentan – darauf, Liebe zu machen, und zwar – zumindest momentan – mit Vattier. In puncto Sex war Cantarella ein Naturtalent, das Eifer und Engagement mit Technik und Kunstfertigkeit verband. Doch nicht das war am wichtigsten.

Cantarella sprach wenig und selten, aber sie war eine hervorragende und bereitwillige Zuhörerin. Bei Cantarella konnte man sich aussprechen, sich ausruhen, sich geistig entspannen und sich seelisch wiederaufbauen.

»In so einem Beruf hat man nichts als Reprimanden zu erwarten«, sagte Vattier bitter. »Weil ich irgend so eine Cirilla nicht gefunden habe! Aber dass dank der Arbeit meiner Leute die Armee Erfolge erringt, ist das etwa nichts? Und dass der Generalstab jede Bewegung des Feindes kennt, ist das nichts? Und waren es etwa wenig Festungen, die meine Agenten den kaiserlichen Truppen geöffnet haben, statt dass man sie wochenlang erobern musste? Aber nein, dafür gibt es kein Lob. Wichtig ist nur irgend so eine Cirilla!«

Mit zornigem Schnaufen nahm Vattier de Rideaux aus Cantarellas Händen einen Kelch, gefüllt mit vorzüglichem Est Est aus Toussaint, von einem Jahrgang, der sich an die Zeiten erinnerte, da der Kaiser Emhyr var Emreis ein kleiner Junge war, seines Rechts auf den Thron beraubt und grausam gekränkt, Vattier de Rideaux aber ein junger und in der Hierarchie unbedeutender Aufklärungsoffizier.

Es war ein guter Jahrgang. Für Weine.

Vattier trank ein wenig, spielte mit Cantarellas wohlgeformten Brüsten und erzählte. Cantarella hörte hingebungsvoll zu.

»Stefan Skellen, meine Süße«, murmelte der Chef der kaiserlichen Aufklärung, »ist ein Trickser und Verschwörer. Aber ich werde wissen, was er zusammentrickst, noch ehe Rience dort ist ... Ich habe schon jemanden dort ... Sehr nahe an Skellen ... Sehr nahe ...«

Cantarella knotete den Schal auf, der Vattiers Schlafrock zusammenhielt, und beugte sich herab. Vattier spürte ihren Atem und seufzte im Vorgefühl der Lust. Ein Talent, dachte er. Und dann verscheuchte die weiche und heiße Berührung der samtigen Lippen jeden Gedanken aus seinem Kopf.

Carthia van Canten verschaffte langsam, geschickt und mit Talent Vattier de Rideaux, dem Chef der kaiserlichen Aufklärung, sein Vernügen. Das war allerdings nicht das einzige Talent Carthias. Doch davon hatte Vattier de Rideaux keine Ahnung.

Er wusste nicht, dass entgegen allem Anschein Carthia van Canten über ein hervorragendes Gedächtnis und eine Intelligenz wie Quecksilber verfügte.

Alles, was Vattier ihr erzählt hatte, jede Information, jedes Wort, das er bei ihr hatte fallen lassen, übermittelte Carthia schon am Morgen darauf der Zauberin Assire var Anahid.

*Ja, ich wette meinen Kopf, dass sich in Nilfgaard mit Sicherheit schon niemand mehr an Cahir erinnert, auch nicht seine Verlobte, falls er eine hatte.*

*Aber davon später, vorerst wollen wir auf den Tag und den Ort zurückkommen, als wir die Jaruga überquert hatten. Wir ritten also einigermaßen in Eile nach Osten, um in die Gegend des Schwarzen Waldes zu gelangen, der in der Älteren Rede Caed Dhu heißt. Dort nämlich lebten Druiden, die imstande waren, Ciris Aufenthaltsort zu prophezeien, ihn eventuell aus den seltsamen Träumen herauszudeuten, die Geralt verfolgten. Wir ritten durch die Wälder des Oberen Flusslandes, das auch Linksufer genannt wird, einer wilden und praktisch menschenleeren Gegend, die zwischen der Jaruga und dem am Fuße der Amellberge liegenden Gebiet namens*

*»Nordfall« gelegen ist, im Osten vom Tal Dol Angra begrenzt, im Westen von einer sumpfigen Seenplatte, deren Name mir entfallen ist.*

*Auf diese Gegend hat niemals jemand speziell Anspruch erhoben, daher ist auch nie recht eigentlich bekannt gewesen, wem diese Gegend wirklich gehört und wer über sie herrscht. Ein Wort mitzusprechen hatten in dieser Hinsicht anscheinend nacheinander die Herrscher von Temerien, Sodden, Cintra und Rivien, die das Linksufer mit unterschiedlicher Wirkung als Lehen der eigenen Krone betrachteten und gelegentlich ihr Recht mit Feuer und Eisen durchzusetzen versuchten. Doch dann kamen hinter den Amellbergen die Armeen Nilfgaards hervor, und niemand anderes hatte mehr etwas zu sagen. Ebensowenig, wie jemand Zweifel hinsichtlich des Lehnsrechtes oder des Landeigentums hatte. Alles südlich der Jaruga gehörte zum Kaiserreich. Zum Zeitpunkt, da ich dies schreibe, gehören auch schon viele Ländereien nördlich der Jaruga zum Kaiserreich. Mangels genauer Informationen weiß ich nicht, wie viele es sind und wie weit sie nach Norden reichen.*

*Um wieder auf das Flussland zu kommen, erlaube mir, lieber Leser, eine Abschweifung, betreffend die historischen Prozesse: Die Geschichte eines gegebenen Territoriums ist in ihrer Entstehung und Ausformung oft einigermaßen zufällig, eine Nebenwirkung der Konflikte äußerer Kräfte. Die Geschichte eines Landes wird überaus oft von Auswärtigen gemacht. Die Auswärtigen sind also die Ursache – die Folgen aber tragen immer und ausnahmslos die Einheimischen.*

*Für das Flussland gilt diese Regel im vollen Umfang.*

*Das Flussland hatte seine eigene Bevölkerung, genannt die Flussländer. Durch die andauernden, jahrelangen Durchmärsche und Kämpfe wurden sie zu Bettlern und mussten auswandern. Dörfer und Weiler gingen in Flammen auf, die Ruinen der Gehöfte und die brachliegenden Felder verschlang die Wildnis. Der Handel kam zum Erliegen, die Karawanen mieden die verfallenen Straßen und Wege. Die wenigen Flussländer, die blieben, wurden zu verwilderten Rüpeln. Von Vielfraßen und Bären unterschieden sie sich hauptsächlich dadurch, dass sie Hosen trugen. Zumindest einige. Das heißt: Einige trugen welche, und einige unterschieden sich. Es war – größtenteils – ein selbstsüchtiges, einfältiges und grobianisches Volk.*

*Und ohne jeden Sinn für Humor.*

Die dunkelhaarige Tochter des Zeidlers warf den sie störenden Zopf auf den Rücken und drehte mit wütender Energie weiter die Handmühle. Rittersporns Bemühungen verpufften – die Worte des Dichters schienen die Adressatin überhaupt nicht zu erreichen. Rittersporn zwinkerte dem Rest der Gesellschaft zu, tat so, als seufze er und hebe den Blick zur Decke. Doch er gab nicht auf.

»Gib her«, wiederholte er und bleckte die Zähne. »Lass mich mahlen, und du spring in den Keller und hol Bier. Hier muss doch irgendwo ein Kellerchen verborgen sein, und im Kellerchen ein Fässchen. Habe ich recht, Hübsche?«

»Lasst doch das Mädchen in Ruhe, Herr«, sagte die Zeidlerin zornig – eine hochgewachsene und feingliedrige Frau von überraschender Schönheit, die in der Küche arbeitete. »Ich habe doch schon gesagt, dass es hier kein Bier gibt.«

»Ein Dutzend Mal hat man es Euch gesagt, Herr«, sprang der Zeidler seiner Frau zur Seite, wozu er das Gespräch mit dem Hexer und dem Vampir unterbrach. »Wir machen euch Eierkuchen mit Honig, dann könnt Ihr essen. Aber vorher soll das Mädchen in Ruhe Korn zu Mehl mahlen, denn ohne Mehl bringt auch ein Zauberer keinen Eierkuchen zustande! Lasst sie, soll sie in Ruhe arbeiten.«

»Hast du gehört, Rittersporn?«, rief der Hexer. »Lass das Mädchen in Frieden und beschäftige dich mit etwas Nützlichem. Oder schreib Memoiren!«

»Trinken will ich. Ich würde gern vor dem Essen etwas trinken. Ich habe ein paar Kräuter, ich werde mir einen Aufguss machen. Großmutter, findet sich in der Hütte heißes Wasser? Heißes Wasser, frage ich, findet sich das?« Die Alte auf der Ofenbank, die Mutter des Zeidlers, blickte von der Socke auf, die sie stopfte. »Findet sich, mein Lieber, findet sich«, nuschelte sie. »Bloß dass es kalt geworden ist.«

Rittersporn seufzte, setzte sich resigniert an den Tisch, wo die Reisegesellschaft mit dem Zeidler schwatzte, dem sie frühmorgens im Walde begegnet war. Der Zeidler war untersetzt, stämmig, schwarzhaarig und schrecklich zugewachsen, kein Wunder also, dass er die Mannschaft in Furcht versetzt hatte, als er plötzlich aus dem Dickicht auftauchte – sie hatten ihn für einen Lykanthropen gehalten. Am komischsten war, dass derjenige, der als Erster

»Ein Werwolf, ein Werwolf!« schrie, der Vampir Regis war. Es kam ein wenig Verwirrung auf, doch die Angelegenheit klärte sich rasch, und der Zeidler, wenngleich äußerlich verwildert, erwies sich als gastfreundlich und höflich. Die Mannschaft nahm ohne Umschweife die Einladung in sein Zuhause an. Das Zuhause – im Jargon der Zeidler »Stand« genannt – befand sich auf einer gerodeten Lichtung, der Zeidler wohnte darin mit Mutter, Frau und Tochter. Die beiden Letzteren waren Frauen von überdurchschnittlicher, geradezu etwas erstaunlicher Schönheit, die deutlich darauf hinwies, dass sich unter den Vorfahren eine Dryade oder Hamadryade befunden hatte.

Bei den Gesprächen, die sich entwickelten, machte der Zeidler sogleich den Eindruck, man könne mit ihm ausschließlich über Bienen, Beuten, über das Wipfeln, Lochen und Ausräuchern, über Waben, Wachs und Honig reden, doch auch da trog der Anschein.

»Die Verhältnisse? Wie sollen die schon sein? So wie immer. Man muss immer höhere Abgaben abliefern. Zwei Nößel Honig und eine ganze Scheibe Wachs. Ich rackere mich ab, um genug zusammenzukriegen, sitze von früh bis spät auf dem Brett, reinige die Beuten ... Wem ich Abgaben zahle? Na dem, der sie verlangt, woher soll ich wissen, wer jetzt gerade an der Macht ist? In letzter Zeit, also da verlangen sie's auf Nilfgaardisch. Weil wir jetzt eine Prowenz vom Impirium sind, oder so. Für den Honig, wenn ich welchen verkaufe, bezahlen sie mit impirialem Geld, wo der Kaiser drauf geprägt ist. Der sieht hübscher aus als wie die anderen, wenn auch streng, sieht man gleich. Also ...«

Beide Hunde, ein schwarzer und ein rotbrauner, setzten sich gegenüber dem Vampir hin, hoben die Köpfe und be- gannen zu heulen. Die Hamadryade des Zeidlers wandte sich vom Herd um und verpasste ihnen eins mit dem Besen.

»Ein schlechtes Zeichen«, sagte der Zeidler, »wenn die Hunde mitten am Tage heulen. Also ... Wovon sollte ich reden?«

»Von den Druiden vom Caed Dhu.«

»He! Das war also kein Spaß, Ihr edlen Herren? Ihr wollt wirklich zu den Druiden gehen? Seid Ihr lebensmüde, oder was? Das ist doch der Tod! Die Mistelschneider fangen jeden weg, der sich auf ihre Waldwiesen traut, setzen ihn auf einen Weidenstrunk und rösten ihn auf kleiner Flamme.«

Geralt warf Regis einen Blick zu. Regis zwinkerte ihm zu. Sie kannten beide bestens die Gerüchte, die über die Druiden kursierten, allesamt erfunden. Milva und Rittersporn hingegen hörten nun mit größerem Interesse als bisher zu. Und mit sichtlicher Unruhe.

»Die einen sagen«, fuhr der Zeidler fort, »dass sich die Mistelschneider rächen, weil die Nilfgaarder sie als Erste behelligt haben, nämlich, weil sie durch Dol Angra in die heiligen Eichenhaine gekommen sind und angefangen haben, die Druiden zu schlagen, ohne dass sie einen Grund gehabt hätten. Die anderen wieder sagen, dass die Druiden angefangen haben, weil sie ein paar von den Kaiserlichen gegriffen und zu Tode gequält haben, und jetzt zahlt Nilfgaard es ihnen heim. Wie es in Wahrheit ist, weiß man nicht. Aber eins ist sicher, die Druiden fangen einen weg, sperren einen in eine Weidenpuppe und rösten einen. Zu denen zu gehen ist der sichere Tod.«

»Wir fürchten uns nicht«, sagte Geralt ruhig.

»Klar.« Der Zeidler musterte den Hexer, Milva und Cahir, der gerade in die Hütte kam, nachdem er die Pferde versorgt hatte. »Man sieht, dass ihr keine furchtsamen Leute seid, streitbar und wehrhaft. He, mit solchen wie euch kann man ruhig reisen ... Also ... Aber die Mistelschneider sind fort aus dem Schwarzen Hain, da macht ihr euch umsonst die Mühe und den Weg. Nilfgaard hat sie bedrängt, aus dem Caed Dhu vergrämt. Die sind nicht mehr da ...«

»Wie das?«

»Eben so. Weggegangen sind die Mistelschneider.«

»Wohin?«

Der Zeidler warf seiner Hamadryade einen Blick zu, schwieg einen Moment.

»Wohin?«, wiederholte der Hexer.

Der gestreifte Kater des Zeidlers setzte sich vor den Vampir und begann durchdringend zu miauen. Die Hamadryade verpasste ihm eins mit dem Besen.

»Ein schlechtes Zeichen, wenn der Kater mitten am Tage miaut«, stieß der Zeidler hervor, sonderbar verwirrt.

»Und die Druiden ... Also ... sind auf den Nordfall geflohen. Ja. Richtig. Auf den Nordfall.«

»Gut sechzig Meilen nach Süden«, schätzte Rittersporn unbekümmert, geradezu fröhlich. Doch unter dem Blick des Hexers verstummte er sofort.

In der Stille, die eintrat, war nur das böse Miauen des aus dem Haus gejagten Katers zu hören.

»Im Grunde«, ließ sich der Vampir vernehmen, »was macht das schon für einen Unterschied aus?«

Der Morgen des folgenden Tages brachte weitere Überraschungen. Und Rätsel, die jedoch sehr rasch eine Lösung fanden.

»Dass mich doch gleich ...«, sagte Milva, die als Erste aus dem Schober herausgekrochen war, von Stimmengewirr geweckt. »Dass mich der Schlag trifft. Schau dir das an, Geralt.«

Die Lichtung war voller Menschen. Es war auf den ersten Blick zu sehen, dass sich hier fünf oder sechs Zeidlerstände versammelt hatten. Das geübte Auge des Hexers erspähte in der Menge auch ein paar Fallensteller und mindestens einen Köhler. Alle zusammen waren sie auf etwa zwanzig Kerle, zehn Weiber, ein Dutzend Halbwüchsige beiderlei Geschlechts und ebenso viel Kinder zu schätzen. Ausgerüstet war die Menge mit sechs Wagen, zwölf Ochsen, zehn Kühen und vier Ziegen, reichlich Schafen sowie allerlei Hunden und Katzen, deren Bellen und Miauen unter diesen Umständen zweifellos als schlechtes Omen gelten musste.

»Ich möchte wissen« – Cahir rieb sich die Augen –, »was das wohl zu bedeuten hat?«

»Scherereien«, stellte Rittersporn fest und zupfte sich Stroh aus den Haaren. Regis schwieg, doch sein Gesichtsausdruck war sonderbar.

»Wir bitten die edlen Herren zum Frühstück«, sagte der ihnen bekannte Zeidler, der in Begleitung eines breitschultrigen Mannes zum Schober kam. »Ist schon fertig. Haferbrei mit Milch. Und Honig ... Und das, wenn ich vorstellen darf, ist Jan Cronin, unser Zeidlerältester ...«

»Angenehm«, log der Hexer, ohne die Verbeugung zu erwidern, auch, weil ihm das Knie höllisch wehtat. »Und diese Menschenmenge, wo kommt die her?«

»Also ...« Der Zeidler kratzte sich am Scheitel. »Seht Ihr, der Winter kommt ... Der Honig ist schon gebrochen, neue Beuten sind gelocht... 's wird Zeit für uns, dass wir wieder auf den Nordfall machen, nach Riedbrune ... Den Honig abliefern, überwintern ... Aber in den Wäldern ist es gefährlich ... allein ...«

Der Zeidlerälteste räusperte sich. Der Zeidler schaute Geralt an und schien ein Stück in sich zusammenzukriechen.

»Ihr seid beritten und bewaffnet«, stammelte er. »Wehrhaft und kühn, sieht man gleich. Mit solchen wie euch fürchtet man sich unterwegs nicht... Und euch wird es auch nützen ... Wir kennen jeden Pfad, jeden Waldweg, jeden Auwald und jedes Gebüsch ... Und mit Essen versorgen werden wir euch ...«

»Und die Druiden«, sagte Cahir kalt, »sind aus dem Caed Dhu fortgezogen. Und zwar auf den Nordfall. Was für ein merkwürdiger Zufall.«

Geralt ging langsam auf den Zeidler zu. Er packte ihn mit beiden Händen vorn an der Jacke. Aber gleich darauf überlegte er es sich anders, ließ los und strich sich die Kleidung glatt. Er sagte nichts. Fragte nichts. Doch der Zeidler beeilte sich trotzdem mit Erklärungen.

»Ich habe die Wahrheit gesagt! Ich schwör's! Ich will im Erdboden versinken, wenn ich gelogen habe! Die Mistel – schneider sind aus dem Caed Dhu weggegangen! Die sind nicht mehr dort!«

»Und sie sind auf dem Nordfall, ja?«, knurrte Geralt. »Dort, wo auch ihr hinwollt, das ganze Gesindel? Wohin ihr euch eine bewaffnete Eskorte beschaffen wollt? Rede, Bursche. Aber denk dran, für dich kann sich tatsächlich die Erde auftun!«

Der Zeidler senkte den Blick und betrachtete beunruhigt den Boden unter seinen Füßen. Geralt schwieg beredt. Milva, die endlich begriffen hatte, worum es ging, fluchte lästerlich. Cahir schnaubte verächtlich.

»Und?«, drängte der Hexer. »Wohin sind die Druiden gezogen?«

»Ja wer soll denn wissen, Herr, wo die hin sind«, stammelte schließlich der Zeidler. »Aber auf dem Nordfall können sie sein ... Genauso gut wie anderswo. Auf dem Nordfall hat's ja viele große Eichen, und die Druiden lieben Eichenwälder ...«

Hinter dem Zeidler standen nun schon außer dem Ältesten Cronin auch die beiden Hamadryaden, Mutter und Tochter. Gut, dass die Tochter nach der Mutter kommt und nicht nach dem Vater, dachte der Hexer unwillkürlich, der Zeidler passt zu seiner Frau wie ein Keiler zu einer Stute. Hinter den Hamadryaden, bemerkte er, hatten noch ein paar Frauen Aufstellung genommen, die wesentlich weniger schön waren, aber ebenso bittend dreinschauten. Er warf Regis einen Blick zu, ohne zu wissen, ob er lachen oder fluchen sollte.

Der Vampir zuckte mit den Schultern. »Letzten Endes«, sagte er, »hat der Zeidler recht, Geralt. Alles in allem ist es durchaus wahrscheinlich, dass die Druiden auf den Nordfall gezogen sind. Dieses Terrain passt wirklich gut zu ihnen.«

»Diese Wahrscheinlichkeit« – der Blick des Hexers war sehr, sehr kalt – »hältst du für groß genug, um plötzlich die Richtung zu ändern und aufs Geratewohl mit diesen da loszuziehen?«

Regis zuckte abermals mit den Schultern. »Wo ist da der Unterschied? Überlege: Die Druiden sind nicht im Caed Dhu, also entfällt diese Richtung. Eine Rückkehr über die Jaruga, glaube ich, steht auch nicht zur Debatte. Alle anderen Richtungen sind demnach gleich gut.«

»Wirklich?« Die Temperatur der Stimme des Hexers kam der seines Blickes gleich. »Und von all diesen übrigen, welche hältst du da für die am ehesten angebrachte? Die zusammen mit den Zeidlern? Oder eine ganz andere? Traust du dir zu, das in deiner grenzenlosen Weisheit festzustellen?«

Der Vampir wandte sich dem Zeidler zu, dem Ältesten, den Hamadryaden und den anderen Weibern. »Und wovor«, fragte er ernst, »habt ihr solche Angst, ihr guten Leute, dass ihr um eine Eskorte bittet? Was fürchtet ihr? Sagt es ehrlich.«

»Ach, lieber Herr«, seufzte Jan Cronin, und in seinen Augen erschien nur allzu echtes Grauen. »Dass Ihr da noch fragt ... Wo wir doch durch die Nasse Ödnis müssen! Und dort, lieber Herr, ist es schrecklich! Dort, lieber Herr, hat's Nachzehrer, Blattnasen, Endriagen, Gryffen und andre so Scheußlichkeiten! Es ist grad mal zwei Wochen her, dass ein Waldschrat meinen Schwiegersohn erwischt hat, und so, dass der Schwiegersohn bloß noch röcheln konnte, und schon war er hinüber. Wundert's Euch, dass wir uns dort mit Weibern und Kindern nicht hintrauen? Hm?«

Der Vampir schaute den Hexer an und machte ein sehr ernstes Gesicht. »Meine grenzenlose Weisheit«, sagte er, »empfiehlt mir, als die am ehesten angebrachte Richtung diejenige zu bezeichnen, die am besten für einen Hexer passt.«

*Und so brachen wir nach Süden auf, zum Nordfall, einem Landstrich am Fuße der Amellberge. Wir zogen mit großem Gefolge, wo alles vorhanden war: junge Mädchen, Zeidler, Fallensteller, Weiber, Kinder, junge Mädchen, Haustiere, Hausrat, junge Mädchen. Und verdammt viel Honig. Von diesem Honig klebte alles, sogar die jungen Mädchen.*

*Der Zug bewegte sich im Tempo von Fußgängern und Ochsen, unsere Marschgeschwindigkeit verringerte sich jedoch nicht, denn wir irrten nicht umher, sondern gingen wie am Schnürchen – die Zeidler kannten die Wege, die Pfade und die Dämme zwischen den Seen. Und dieses Wissen machte sich bezahlt, oh ja, denn es begann zu nieseln, und auf einmal versank das ganze verdammte Flussland in einem Nebel, dick wie Milchsuppe. Ohne die Zeidler hätten wir uns unweigerlich verirrt oder wären irgendwo in den Sümpfen versunken. Wir brauchten auch keine Zeit und Energie auf die Beschaffung und Zubereitung der Nahrung zu verschwenden – wir wurden dreimal täglich verköstigt, ausreichend, wenn auch anspruchslos. Und nach dem Essen durften wir ein Weilchen mit dem Bauch nach oben liegen.*

*Kurzum, es war wunderbar. Selbst der Hexer, dieser alte Griesgram und Nörgler, begann öfter zu lächeln und sich des Lebens zu freuen, denn er hatte ausgerechnet, dass wir fünfzehn Meilen am Tag zurücklegten, und seit wir im Brokilon aufgebrochen waren, hatten wir solch ein Kunststück kein einziges Mal fertiggebracht. Zu tun hatte der Hexer nichts, denn obwohl die Nasse Ödnis so nass war, dass man sich etwas Nasseres schwer vorstellen kann, trafen wir dort auf keinerlei Monster. Nun ja, nachts heulten die Gespenster ein wenig, die Wald- Banshees weinten, und auf den Mooren tanzten blasse Lichter. Nichts Sensationelles.*

*Ein wenig beunruhigte uns freilich, dass wir wieder in einer zufällig gewählten Richtung unterwegs waren und wieder kein genau spezifiziertes Ziel hatten. Doch wie sich der Vampir Regis ausdrückte, lieber ohne Ziel vorwärts gehen, als ohne Ziel auf der Stelle stehenbleiben, und allemal besser, als sich ohne Ziel zurückzuziehen.*

»Rittersporn! Schnall deinen Tubus gründlicher fest! Es wäre schade, wenn ein halbes Jahrhundert Poesie herunterfallen und im Farnkraut verschwinden würde.«

»Keine Angst! Ich verliere ihn nicht, da könnt ihr sicher sein. Und wegnehmen lasse ich ihn mir auch nicht! Jeder, der mir diesen Tubus wegnehmen will, müsste zuerst über meinen erkaltenden Leichnam hinweg. Darf man erfahren, Geralt, was dein perlendes Lachen hervorruft? Warte, lass mich raten ... Angeborener Schwachsinn?«

Es begab sich, dass die Gruppe Archäologen von der Universität in Castell Graupian, die die Ausgrabungen in Beauclair durchführte, unter einer uralten Kohleschicht, die auf einen großen Brand hindeutete, zu einer noch älteren Schicht vordrang, die auf das 13. Jahrhundert datiert wurde. In dieser Schicht wurde eine von Mauerresten gebildete und von Lehm und Mörtel abgedichtete Kaverne ergraben, in der sich zur großen Begeisterung der Gelehrten zwei vorzüglich erhaltene menschliche Skelette fanden: einer Frau und eines Mannes. Neben den Skeletten wurde – außer Waffen und zahlreichen kleinen Artefakten – ein dreißig Zoll langer Tubus aus ver – festigtem Leder gefunden. Dem Leder war ein Wappen in verblassten Farben aufgeprägt, das Rauten und Löwen zeigte. Der Leiter der Gruppe, Professor Schliemann, ein hervorragender Spezialist für die Sphragistik des Dunklen Zeitalters, identifizierte dieses Wappen als das von Rivien, eines altertümlichen Königreiches, dessen Lage nicht sicher bekannt ist.

Die Begeisterung der Archäologen erreichte den Höhepunkt, denn in solchen Tubi wurden im Dunklen Zeitalter Manuskripte aufbewahrt, und das Gewicht des Behälters berechtigte zu der Annahme, dass sich darin reichlich Papiere oder Pergamente befanden. Der äußerst gute Zustand des Tubus ließ hoffen, dass die Dokumente leserlich sein und ein Licht auf die in Finsternis versunkene Vergangenheit werfen würden. Die Jahrhunderte würden sprechen! Das war ein unerhörter Glücksfall, ein Sieg der Wissenschaft, den man nicht ungenutzt lassen durfte. Vorsorglich wurden aus Castell Graupian Linguisten und Erforscher toter Sprachen herbeigerufen, ebenso Fachleute, die imstande sein würden, den Tubus ohne das geringste Risiko einer Schädigung des wertvollen Inhalts zu öffnen.

Unter den Mitarbeitern Professor Schliemanns machten unterdessen Gerüchte von einem »Schatz« die Runde. Wie es der Zufall wollte, kamen diese Worte drei Individuen zu Ohren, die für die Grabungsarbeiten im Lehm angestellt worden und unter den Namen Grabsch, Zapp und Kamil Ronstetter bekannt waren. Überzeugt, dass der Tubus buchstäblich mit Gold und Kostbarkeiten gefüllt sei, stahlen die drei angeheuerten Ausgräber des Nachts das unschätzbare Artefakt und flohen damit in den Wald. Dort entfachten sie ein ganz kleines Feuer und setzten sich darum.

»Worauf wartest du?«, sagte Zapp zu Grabsch. »Mach diese Röhre auf!«

»Wo's doch nicht geht«, beklagte sich Grabsch bei Zapp. »Klemmt fest wie Rattenscheiße!«

»Dann verpass ihr eins mit dem Stiefel, der Scheißratte!«, empfahl Kamil Ronstetter.

Unter Grabschs Absatz gab der Verschluss des unschätzbaren Fundes nach, und der Inhalt fiel auf den Erdboden.

»So 'n aasiger Rattenschiss!«, rief Zapp verwundert aus. »Was ist denn das?«

Die Frage war dumm, denn man sah auf den ersten Blick, dass es Papierbögen waren. Darum gab Grabsch keine Antwort, sondern nahm einen von den Bögen in die Hand und hielt ihn sich vor die Nase. Ziemlich lange betrachtete er die fremdartig aussehenden Zeichen.

»Vollgeschrieben«, stellte er schließlich fachmännisch fest. »Das sind Buchstaben!«

»Buchstaben?«, schrie Kamil Ronstetter auf, bleich vor Entsetzen. » Geschriebene Buchstaben? Ach du Rattenschiss!«

»Beschrieben, das heißt Zauberei!«, stieß Zapp hervor und klapperte vor Grauen mit den Zähnen. »Buchstaben, das heißt Hexenzeug! Fasst das nicht an, das beschissne Rattenaas! Da kann man sich anstecken!«

Grabsch ließ sich das nicht zweimal sagen, er warf den Bogen ins Feuer und wischte sich mit fahrigen Bewegungen die Hände an der Hose ab. Kamil Ronstetter stieß mit einem Fußtritt die übrigen Papiere ins Feuer – schließlich konnten irgendwelche Kinder auf das Dreckszeug stoßen. Dann entfernten sich alle drei eilends von dem gefährlichen Ort. Das unschätzbare Überbleibsel aus dem Finsteren Zeitalter brannte mit heller, hoher Flamme. Ein paar Augenblicke lang sprachen die Jahrhunderte im Knistern des im Feuer schwarz werdenden Papiers. Dann aber erlosch die Flamme, und eine rattenaasmäßig beschissene Dunkelheit bedeckte den Erdboden.

4

*Houvenaghel, Dominik Bombastus, \* 1239, kam in Ebbing mit groß angelegtem Handel zu Reichtum und ließ sich in Nilfgaard nieder; von den vorangehenden Kaisern geschätzt, wurde er unter der Regierung des Imperators Jan Calveit Burg- und Salzgraf von Venendal, und zur Belohnung seiner Verdienste wurde ihm die Kreishauptmannschaft von Neweugen verliehen. Als treuer Ratgeber des Kaisers stand H. in dessen Gunst und nahm an zahlreichen öffentlichen Angelegenheiten teil, +1301. Schon in Ebbing entfaltete H. eine breite karitative Tätigkeit, unterstützte Notleidende und Besitzlose, gründete Waisenhäuser, Spitäler und Kinderhorte, spendete dafür erhebliche Summen. Als großer Freund der Künste und des Sports stiftete er in der Hauptstadt ein Komisches Theater und ein Stadion, die beide seinen Namen tragen. Er gilt als sprichwörtliches Vorbild für kaufmännische Rechtschaffenheit, Anstand und Ehrbarkeit.*

Effenberg und Talbot, *Encyclopaedia Maxima Mundi,* Bd. VII

»Zu- und Vorname der Zeugin?«

»Seiborne, Kenna. Das heißt, Verzeihung: Joanna.«

»Beruf?«

»Verschiedene Dienstleistungen.«

»Will die Zeugin Spaße machen? Die Zeugin wird daran erinnert, dass sie in einem Hochverratsprozess vor einem kaiserlichen Tribunal steht! Von den Aussagen der Zeugin wird das Leben vieler Menschen abhängen, denn auf Verrat steht die Todesstrafe! Die Zeugin wird daran erinnert, dass sie selbst keineswegs freiwillig vor dem Gericht erschienen ist, sondern aus der Zitadelle vorgeführt wurde, wo sie sich in Isolierhaft befand, und ob sie dorthin zurückkehrt oder in die Freiheit entlassen wird, hängt unter anderem von der Aussage der Zeugin ab. Das Gericht hat sich diese lange Tirade erlaubt, um der Zeugin vor Augen zu führen, wie ganz und gar unangebracht in diesem Saal Possen und Spaße sind! Sie sind nicht nur geschmacklos, sondern können auch überaus ernste Folgen haben. Die Zeugin hat eine halbe Minute Zeit, darüber nachzudenken. Danach wird das Tribunal die Frage abermals stellen.«

»Ich bin bereit, Euer Hochwohlgeboren.«

»Bitte uns mit >hohes Tribunal< anzusprechen. Der Beruf der Zeugin?«

»Ich bin Spürerin, hohes Tribunal. Aber hauptsächlich in Diensten des kaiserlichen Aufklärungsdienstes, das heißt...«

»Bitte konkrete und kurze Antworten zu geben. Wenn weitere Erklärungen benötigt werden, ersuche ich selbst da- rum. Dem Gericht ist die Tatsache der Zusammenarbeit der Zeugin mit den kaiserlichen Geheimdiensten bekannt. Ich bitte jedoch zu Protokoll zu geben, was die Bezeichnung >Spürerin< bedeutet, die die Zeugin zur Bezeichnung ihres Berufes verwendet hat.«

»Ich habe eine reine PPS, das heißt Psi vom ersten Typ, ohne Möglichkeit von PK. Konkret kann ich Folgendes: fremde Gedanken hören, aus der Entfernung mit einem Zauberer, einem Elf oder einem anderen Spürer sprechen. Und einen gedanklichen Befehl übermitteln. Das heißt, jemanden zwingen, dass er tut, was ich will. Ich kann auch Präkog ausführen, aber nur in eingeschläfertem Zustand.«

»Ich bitte zu Protokoll zu nehmen, dass die Zeugin Joanna Seiborne eine Psionikerin mit der Fähigkeit zu außersinnlicher Wahrnehmung ist. Sie ist Telepathin und Teleempathin, unter Hypnose zur Präkognition imstande, hat aber keine psychokinetischen Fähigkeiten. Die Zeugin wird daran erinnert, dass die Verwendung von Magie und außersinnlichen Fähigkeiten in diesem Saal streng verboten ist. Wir fahren mit dem Verhör fort. Wann, wo und unter welchen Umständen ist die Zeugin mit dem Fall der Person in Berührung gekommen, die sich als Cirilla, Fürstentochter von Cintra, ausgab?«

»Dass das irgendeine Cirilla ist, habe ich erst im Knast erfahren ... Das heißt, in der Isolationshaft, hochwohlgeborenes Tribunal. Bei der Untersuchung. Da hat man mir mitgeteilt, dass das dieselbe ist, die in meinem Beisein Falka oder die Cintrierin genannt wurde. Aber die Umstände waren so, dass ich sie der Reihenfolge nach darlegen muss, das heißt, damit es klar wird. Es war so: In einer Schenke in Etolia hat mich Dacre Silifant angequatscht, der, der da sitzt...«

»Ich bitte zu Protokoll zu nehmen, dass die Zeugin Joanna Seiborne unaufgefordert den Angeklagten Silifant genannt hat. Bitte fortzufahren.«

»Dacre, hochwohlgeborenes Tribunal, war dabei, eine Hanse anzuwerben ... Das heißt, eine bewaffnete Abteilung. Lauter Mordskerle und –weiber ... Dufficey Kriel, Neratin Ceka, Chloe Stitz, Andres Vierny, Til Echrade ... Die leben alle nicht mehr ... Und die, die überlebt haben, sitzen größtenteils hier, da, unter Bewachung ...«

»Bitte genau anzugeben, wann die Begegnung der Zeugin mit dem Angeklagten Silifant stattgefunden hat.«

»Voriges Jahr war das, im Monat August, so gegen Ende, genau weiß ich es nicht mehr. Jedenfalls nicht im September, denn der September damals, ha, der hat sich mir eingeprägt! Dacre, der irgendwo von mir gehört hatte, sagte, dass er für seine Hanse eine Spürerin braucht, eine, die sich nicht vor Zauberei fürchtet, weil sie mit Zauberern zu tun haben wird. Die Arbeit, sagte er, ist für Kaiser und Reich, noch dazu gut bezahlt, und das Kommando über unsere Hanse würde in eigener Person niemand anders als der Uhu selbst übernehmen.«

»Unter dem Uhu versteht die Zeugin Stefan Skellen, den kaiserlichen Untersuchungsführer?«

»Den meine ich, klar doch.«

»Ich bitte das zu Protokoll zu nehmen. Wann und wo ist die Zeugin dem Untersuchungsführer Skellen begegnet?«

»Das war schon im September, am vierzehnten, in dem kleinen Fort Rocayne, wenn das hochwohlgeborene Tribunal erlaubt, das ist eine Grenzstation, die den Handelsweg schützt, der von Maecht nach Ebbing, Geso und Metinna führt. Dort nämlich hat Dacre Silifant unsere Hanse hingeführt, fünfzehn Pferde. Insgesamt waren wir also zweiundzwanzig, weil die anderen schon in Rocayne bereitstanden, unter dem Befehl von Ola Harsheim und Bert Brigden.«

Der hölzerne Fußboden dröhnte unter den schweren Stiefeln, Sporen klirrten, Metallschnallen klapperten. »Seid gegrüßt, Herr Stefan!«

Der Uhu blieb nicht nur sitzen, er nahm nicht einmal die Beine vom Tisch. Er winkte nur kurz mit der Hand, eine sehr hochherrschaftliche Geste. »Endlich«, sagte er mürrisch. »Du hast lange auf dich warten lassen, Silifant.«

»Lange?« Dacre Silifant lachte auf. »Das ist ja klasse. Ihr habt mir, Herr Stefan, vier Wochen Zeit gegeben, dass ich Euch über ein Dutzend von den besten Pfundskerlen zusammentrommle und herbringe, die das Kaiserreich samt Umgebung hergibt. Ich habe Euch eine Hanse gebracht, die zusammenzubringen eigentlich auch ein Jahr zu wenig wäre! Wäre das nicht ein Lob wert, hm?«

»Warten wir«, sagte Skellen kalt, »mit dem Lob, bis ich mir deine Hanse angeschaut habe.«

»Von mir aus auch gleich: Das sind meine, und jetzt Eure, Herr Skellen, Leutnants: Neratin Ceka und Dufficey Kriel.«

»Grüß euch, grüß euch.« Der Uhu hatte sich endlich entschlossen, aufzustehen, auch seine Adjutanten erhoben sich. »Macht euch bekannt, ihr Herren ... Bert Brigden, Ola Harsheim.«

»Wir kennen uns gut.« Dacre Silifant drückte Ola Harsheim kräftig die Rechte. »Wir haben unter dem alten Braibant den Aufstand in Nazair niedergeschlagen. Das war klasse, was, Ola? Ach, klasse! Die Pferde sind bis über die Fesseln im Blut gelaufen! Und Herr Brigden ist, wenn ich mich nicht irre, aus Gemmera? Von den Pazifikatoren? Na, dann hat er in der Abteilung Bekannte! Ich habe da etliche Pazifikatoren.«

»Ich bin schon ganz gespannt, sie zu sehen«, warf der Uhu ein. »Gehen wir?«

»Momentchen noch«, sagte Dacre. »Neratin, geh und lass die Leute Aufstellung nehmen, dass sie einen klasse Eindruck auf den Herrn Untersuchungsführer machen.«

»Der oder die Neratin Ceka?« Der Uhu kniff die Augen zusammen, während er dem hinausgehenden Offizier nachschaute. »Ist das eine Frau oder ein Mann?«

»Herr Skellen ...« Dacre Silifant räusperte sich, doch als er weitersprach, war seine Stimme sicher und sein Blick kalt. »Genau weiß ich das nicht. Dem Anschein nach ist das ein Mann, aber Gewissheit habe ich nicht. Was hingegen Neratin Cekas Eigenschaften als Offizier angeht, da habe ich keine Zweifel. Das, wonach Ihr gefragt habt, hätte Bedeutung, wenn ich um seine Hand anhalten wollte. Das habe ich aber nicht vor. Ihr, nehme ich an, auch nicht.«

»Du hast recht«, gab Skellen nach kurzer Überlegung zu. »Da gibt's nichts zu reden. Gehen wir und schauen uns deine Bande an, Silifant.«

Neratin Ceka, das Individuum unbestimmten Geschlechts, hatte keine Zeit verloren. Als Skellen und die Offiziere auf den Vorhof des Forts hinaustraten, stand die Abteilung wohlgeordnet da, so in Linie ausgerichtet, dass kein Pferdekopf weiter als einen Fuß vorragte. Der Uhu räusperte sich zufrieden. Keine üble Bande, dachte er. Ach, wenn die Politik nicht wäre ... So eine Meute zusammentrommeln und ins Grenzland gehen, rauben, vergewaltigen, morden und brennen ... Da würde man sich wieder jung fühlen ... Ach, wenn die Politik nicht wäre!

»Und, Herr Skellen?«, erkundigte sich Dacre Silifant mit vor verborgener Begeisterung gerötetem Gesicht. »Wie findet Ihr sie, meine klasse Sperber?«

Der Uhu ließ den Blick von Gesicht zu Gesicht schweifen, von Silhouette zu Silhouette. Manche kannte er persönlich – besser oder schlechter. Andere erkannte er, weil er von ihnen gehört hatte, von ihrer Reputation.

Til Echrade, der hellhaarige Elf, Kundschafter der gemmerischen Pazifikatoren. Rispat La Pointe, Wachtmeister bei derselben Formation. Und noch ein Gemmerer: Cyprian Fripp der Jüngere. Skellen war bei der Hinrichtung des Älteren zugegen gewesen. Beiden Brüdern wurden sadistische Neigungen nachgesagt.

Dann, lässig und schief im Sattel einer gescheckten Stute, Chloe Stitz, eine professionelle Diebin, die gelegentlich von den Geheimdiensten angeheuert und benutzt wurde. Der Uhu wich rasch ihrem dreisten Blick und dem boshaften Lächeln aus.

Andres Vierny, ein Nordling aus Redanien, ein Schlächter. Stigward, ein Pirat, ein Renegat von den Skellige- Inseln. Dede Vargas, weiß der Teufel woher, berufsmäßiger Mörder. Kabernik Turent, Mörder aus Leidenschaft. Und andere. Ähnliche. Sie sind sich alle ähnlich, dachte Skellen. Eine Bruderschaft, in der sie, nachdem sie die ersten fünf Menschen getötet haben, einander alle ähnlich werden. Die gleichen Bewegungen, die gleichen Gesten, die gleiche Art zu reden, zu gehen, sich zu kleiden.

Die gleichen Augen. Gleichgültig und kalt, flach und reglos wie Schlangenaugen, deren Ausdruck nichts mehr verändern kann, und sei es der ungeheuerlichste Gräuel.

»Und? Herr Stefan?«

»Nicht schlecht. Keine schlechte Hanse, Silifant.«

Dacre errötete noch mehr, salutierte auf gemmerische Art, die Faust an den Kaipak gelegt.

»Insbesondere«, erinnerte ihn Skellen, »habe ich mir ein paar gewünscht, die mit Magie vertraut sind. Die sich weder vor Zauberei noch vor Zauberern fürchten.«

»Ich habe daran gedacht. Hier ist ja Til Echrade! Und außer ihm, da, das hochgewachsene Fräulein auf der klasse Fuchsstute, die neben Chloe Stitz.«

»Die bringst du später zu mir.«

Der Uhu stützte sich auf die Balustrade, klopfte mit dem beschlagenen Schaft der Reitpeitsche darauf. »Grüß euch, Leute!«

»Grüß Euch, Herr Untersuchungsführer!«

»Viele von euch«, fuhr Skellen fort, als das Echo der vielstimmigen Begrüßung verklungen war, »haben schon mit mir gearbeitet, für mich und meine Anforderungen. Die werden denen, die mich nicht kennen, erklären, was ich von meinen Leuten erwarte und was ich bei meinen Leuten nicht dulde. Ich werde mir also nicht ohne Not Fransen ans Maul reden.

Noch heute werden manche von euch Aufträge erhalten und morgen in aller Frühe aufbrechen, um sie auszuführen. Auf dem Territorium von Ebbing. Ich erinnere daran, dass Ebbing der Form nach ein autonomes Königreich ist und dass wir der Form nach hier keinerlei Rechtsgewalt besitzen; daher ordne ich an, dass mit Bedacht und diskret vorgegangen wird. Ihr steht weiterhin in kaiserlichen Diensten, aber ich verbiete euch, euch darauf etwas einzubilden, zu prahlen und die örtlichen Gewalten arrogant zu behandeln. Ich befehle ein solches Verhalten, dass ihr niemandes Aufmerksamkeit erregt. Ist das klar?«

»Jawohl, Herr Untersuchungsführer!«

»Hier in Rocayne sind wir zu Gast, und ihr habt euch wie Gäste zu betragen. Ich untersage, die zugeteilten Quartiere ohne zwingenden Grund zu verlassen. Ich untersage Kontakte zur Besatzung des Forts. Nun ja, die Offiziere werden sich etwas ausdenken, damit ihr nicht vor Langeweile überschnappt. Herr Harsheim, Herr Brigden, bitte weist der Abteilung die Unterkünfte zu!«

»Ich war kaum abgesessen, hohes Tribunal, da hat mich Dacre am Ärmel gepackt. >Herr Skellen<, sagt er, >will mit dir reden, Kenna.< Was sollte ich machen. Wir gehen also. Der Uhu sitzt am Tisch, die Füße auf dem Tisch, haut sich mit der Peitsche gegen die Stiefelschäfte. Und er platzt gleich mit der Frage heraus, ob ich die Joanna Seiborne bin, die in das Verschwinden des Schiffes >Stern des Südens< verwickelt war. Da sag ich ihm, dass mir nichts bewiesen worden ist. Er lacht los. >Ich mag<, sagt er, >Leute, denen man nichts beweisen kann.< Dann hat er gefragt, ob ich ein angeborenes PPS-Talent habe, also den Spürsinn. Wie ich das bestätigt habe, wurde er ernst und sagte: >Ich dachte, dass mir dein Talent bei den Zauberern zugute kommt, aber zuerst wirst du dich mit einer anderen Person befassen müssen, die nicht weniger rätselhaft ist.<«

»Ist sich die Zeugin sicher, dass der Untersuchungsführer Skellen genau diese Worte verwendet hat?«

»Ja. Ich bin ja Spürerin.«

»Bitte fortzufahren.«

»Dann unterbrach uns ein Bote, ganz staubig, man sah, dass er das Pferd nicht geschont hatte. Er hatte eilige Nachrichten für den Uhu, und zu mir hat Dacre Silifant, wie wir ins Quartier gingen, gesagt, er hat so ein Gefühl, dass uns diese Nachrichten des Boten noch vor dem Abend in den Sattel bringen werden. Und recht hatte er, hohes Tribunal. Noch ehe wer ans Abendessen dachte, war die halbe Hanse schon zu Pferde. Ich hatte Glück, sie nahmen Til Echrade, den Elf. Da war ich froh, denn nach den paar Tagen unterwegs tat mir der Hintern weh, dass es ein Graus war ... Und dann fing bei mir wie zum Tort gerade die Mensis an ...«

»Die Zeugin möge sich malerischer Schilderungen der eigenen intimen Befindlichkeiten enthalten. Und beim Thema bleiben. Wann hat die Zeugin erfahren, wer diese >rätselhafte Person< ist, die der Untersuchungsführer Skellen erwähnte?«

»Das werde ich gleich sagen, aber irgendeine Reihenfolge muss ja sein, weil sich alles so verwickelt hat, dass man es nicht auseinandergewickelt kriegt! Diejenigen, die damals vor dem Abendessen so eilig die Pferde losgejagt haben, sind von Rocayne nach Malhoun geritten. Und haben von dort irgend so einen Halbwüchsigen mitgebracht...«

Nycklar war wütend auf sich selbst. So sehr, dass er am liebsten losgeheult hätte.

Wenn er sich doch nur an die Warnungen hätte erinnern wollen, die ihm vernünftige Leute gegeben hatten! Wenn er sich der Sprichwörter erinnert hätte oder wenigstens des Märchens von dem Raben, der den Schnabel nicht halten konnte! Wenn er erledigt hätte, was zu erledigen war, und nach Hause zurückgekehrt wäre, nach Eifers! Aber woher denn! Von dem Abenteuer erregt, stolz, ein Reitpferd zu besitzen, den Geldbeutel hübsch mit Münzen beschwert, hatte es sich Nycklar nicht verkneifen können, sich hervorzutun. Anstatt aus Claremont direkt nach Eifers zurückzukehren, war er nach Malhoun geritten, wo er zahlreiche Bekannte hatte, darunter auch etliche Fräuleins, denen er den Hof machte. In Malhoun plusterte er sich auf wie ein Ganter im Frühling, lärmte, rumorte, galoppierte über den Anger, gab in der Schenke Lokalrunden aus, warf mit Geld um sich und machte dabei eine Miene, als sei er, wenn nicht ein Prinz von Geblüt, so mindestens ein Graf.

Und er erzählte.

Er erzählte, was vier Tage zuvor in Eifers geschehen war. Er erzählte, änderte dabei alle Naselang die Version, dichtete hinzu, fabulierte, log schließlich geradezu – was die Zuhörer keineswegs störte. Die Stammgäste der Schenke, Einheimische wie Zugereiste, hörten bereitwillig zu. Und Nycklar erzählte, gab sich gut informiert. Und stellte immer öfter die eigene Person in den Mittelpunkt seiner Erfindungen.

Schon am dritten Abend brachte ihn die eigene Zunge in Schwierigkeiten.

Beim Anblick der Leute, die in die Schenke kamen, trat Grabesstille ein; in dieser Stille klangen das Klirren der Sporen, das Klappern der Metallschnallen und das Knirschen der Panzerriemen wie ein bedrohliches Läuten, das vom Glockenturm herab Unglück verkündet.

Nycklar erhielt nicht einmal Gelegenheit, den Helden zu spielen. Er wurde so schnell gepackt und aus der Schenke geführt, dass es ihm wohl nur dreimal gelang, mit den Absätzen den Fußboden zu berühren. Die Bekannten, die noch tags zuvor, als sie auf seine Rechnung tranken, Freundschaft bis in den Tod erklärt hatten, zogen jetzt schweigend die Köpfe bis fast unter die Tischplatten ein, als würden dort unter den Tischen sich wer weiß was für Wunder ereignen oder nackte Weiber tanzen. Selbst der in der Schenke anwesende Stellvertreter des Sheriffs wandte sich zur Wand und sagte keinen Mucks.

Nycklar sagte ebenfalls keinen Mucks, fragte nicht, wer, was, wozu und warum. Das Entsetzen hatte seine Zunge in einen steifen und trockenen Pflock verwandelt.

Sie setzten ihn aufs Pferd, hießen ihn reiten. Mehrere Stunden lang. Dann war da ein Fort mit Palisade und Turm. Ein Hof, voll von überheblichen, lärmenden, mit Waffen behängten Soldaten. Und eine Stube. In der Stube drei Leute. Ein Anführer und zwei Untergebene, das sah man sofort. Der Anführer, nicht besonders groß, dunkelhaarig, reich gekleidet, sprach gesetzt und erstaunlich höflich. Nycklar blieb geradezu der Mund offenstehen, als er hörte, wie man sich bei ihm für die Mühen und Ungelegenheiten entschuldigte und ihm des – gleichen versicherte, ihm werde kein Leid geschehen. Doch er ließ sich nicht täuschen. Zu sehr erinnerten ihn diese Leute an Bonhart.

Der Eindruck erwies sich als erstaunlich treffend. Gerade für Bonhart interessierten sie sich. Nycklar hätte das erwarten können. Denn es war ja seine eigene Zunge gewesen, die ihn in diese Bredouille gebracht hatte.

Dazu aufgefordert, begann er zu erzählen. Man ermahnte ihn, die Wahrheit zu sagen, nichts auszuschmücken. Man ermahnte ihn höflich, aber streng und nachdrücklich, und derjenige, der ihn ermahnte, der reich Gekleidete, spielte die ganze Zeit mit einer metallbeschlagenen Peitsche, und seine Augen waren widerwärtig und böse.

Nycklar, der Sohn des Sargmachers aus der Siedlung Eifers, erzählte die Wahrheit. Die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Davon, wie am Morgen des neunten September Bonhart, der Kopfgeldjäger, in der Siedlung Eifers die ganze Rattenbande ausgelöscht und nur einer Räuberin das Leben geschenkt hatte, der jüngsten, derjenigen, die Falka genannt wurde. Er erzählte, wie ganz Eifers zusammenlief, um zu sehen, wie Bonhart die Gefangene fertigmachen und hinrichten würde, doch die Menschenmenge wurde schwer enttäuscht, denn Bonhart, o Wunder, brachte Falka nicht um, er folterte sie nicht einmal! Er machte mit ihr nichts, was nicht ein gewöhnlicher Kerl mit seiner Frau am Samstagabend macht, wenn er aus der Kneipe nach Hause kommt – na, ge- wöhnliche Fußtritte, ein paar in die Fresse –, und weiter nichts.

Der reich gekleidete Herr mit der Peitsche schwieg, und Nycklar erzählte, wie Bonhart später vor Falkas Augen den getöteten Ratten die Köpfe abschnitt und wie er aus diesen Köpfen die goldenen Ringe mit Steinchen herausklaubte wie Rosinen aus dem Kuchen. Wie Falka, am Pferdepfosten festgebunden, sich bei diesem Anblick hin und her warf und kotzte.

Er erzählte, wie Bonhart dann Falka wie einer Hündin ein Halsband umlegte und sie an diesem Halsband in die Herberge »Zum Chimärenkopf« zerrte. Und dann ...

»Und dann«, erzählte der Bursche, wobei er sich immer wieder über die Lippen leckte, »hat der wohlgeborene Herr Bonhart Bier bestellt, weil er fürchterlich in Schweiß geraten und ihm die Kehle ausgetrocknet war. Dann schrie er plötzlich, dass er Lust habe, jemandem ein gutes Pferd und ganze fünf Florin Bargeld zu schenken. Genau so hat er's gesagt, mit diesen Worten. Da habe ich mich gleich gemeldet, ohne abzuwarten, dass mir jemand zuvorkommt, weil ich mächtig scharf war auf ein Pferd und ein bisschen eigenes Geld. Der Vater gibt nichts, der versäuft andauernd, was er mit den Särgen verdient. Also habe ich mich gemeldet und gefragt, welches Pferd ich mir denn nehmen kann, sicher eins von den Ratten? Der wohlgeborene Herr Bonhart aber hat mich an- geschaut, dass es mir kalt übern Rücken lief, und hat gesagt, nehmen kann ich mir einen Arschtritt, die anderen Sachen aber muss ich mir verdienen. Was sollte ich machen? Ein Pferd zum Greifen nahe, ganz buchstäblich, denn die Pferde der Ratten standen an den Pfosten festgebunden, die schwarze Stute von Falka gesondert, ein selten schönes Tier. Also hab ich mich verbeugt und gefragt, was ich tun soll, um es mir zu verdienen. Und Herr Bonhart darauf, ich soll nach Claremont reiten, unterwegs in Fano vorbeischauen. Auf dem Pferd, das ich mir aussuche. Er muss gewusst haben, dass ich ein Auge auf die schwarze Stute geworfen hatte, denn grad die hat er mir zu nehmen verboten. Hab ich also die Fuchsstute mit der Blesse genommen ...«

»Weniger von Pferdefarben«, ermahnte ihn Stefan Skellen trocken. »Mehr Konkretes. Red, was hat dir Bonhart aufgetragen?«

»Der wohlgeborene Herr Bonhart hat Briefe geschrieben, gesagt, ich soll sie gut verwahren. Nach Fano und Claremont sollte ich reiten und dort die Schreiben den Personen, die er mir genannt hat, eigenhändig übergeben.«

»Briefe? Was stand darin?«

»Woher soll ich das wissen, lieber Herr? Mit dem Lesen geht's bei mir langsam, und dann waren die Briefe ja versiegelt, mit dem Ring von Herrn Bonhart.«

»Aber an wen die Briefe adressiert waren, weißt du noch?«

»Ja freilich, weiß ich. Herr Bonhart hat es mich an die zehnmal wiederholen lassen, dass ich's nicht vergesse. Ich bin ohne Umwege hingeritten, wohin ich sollte, und habe den richtigen Personen die Schreiben eigenhändig übergeben. Beide haben mich gelobt, dass ich ein heller Bursche bin, und dieser wohlgeborene Herr Kaufmann hat mir sogar einen Denar gegeben ...«

»Wem hast du die Briefe übergeben? Red zusammenhängender!«

»Das erste Schreiben war an Meister Esterhazy, einen Schwertschmied und Plattner in Fano. Und das zweite an den wohlgeborenen Herrn Houvenaghel, den Kaufmann in Claremont.«

»Haben sie vielleicht die Briefe in deinem Beisein geöffnet? Vielleicht hat jemand etwas beim Lesen gesagt? Streng dein Gedächtnis an, Junge.«

»Wie denn. Ich habe damals nicht drauf geachtet, und jetzt will mir auch nichts einfallen ...«

»Mun, Ola.« Skellen nickte den Adjutanten zu, ohne im mindesten die Stimme zu heben. »Raus mit dem Kerl auf den Hof, Hosen 'runter, ich will dreißig Peitschenabdrücke sehen.«

»Ich erinnere mich!«, schrie der Bursche. »Es ist mir gleich eingefallen!«

»Für's Gedächtnis« – der Uhu bleckte die Zähne – »gibt es nichts Besseres als Nüsse mit Honig oder eine Peitsche auf den Hintern. Rede.«

»Wie in Claremont der Herr Kaufmann Houvenaghel das Schreiben gelesen hat, da war da noch ein anderer Herr, so ein kleiner, der reinste Halbling. Zu dem hat der Herr Houvenaghel gesagt... äh ... Er hat gesagt, dass man ihm gerade schreibt, dass hier jeden Moment so eine Hätz in der Bank sein kann, wie die Welt es noch nicht gesehen hat. So hat er's gesagt!«

»Du denkst dir das nicht aus?«

»Beim Grab meiner Mutter schwör ich's! Lasst mich nicht schlagen, lieber Herr! Habt Erbarmen!«

»Na, na, steh auf, leck mir nicht die Stiefel! Da hast du einen Denar.«

»Tausend Dank ... Gnädiger Herr ...«

»Ich hab gesagt, nicht die Stiefel lecken. Ola, Mun, werdet ihr daraus schlau? Was hat eine Bank mit...«

»Panik«, sagte Boreas Mun plötzlich. »Nicht Bank, sondern Panik.«

»Ja!«, schrie der Bursche. »Das hat er gesagt! Als ob Ihr dabei gewesen wärt, lieber Herr!«

»Panik und Hätz!« Ola Harsheim schlug mit der Faust in die flache Hand. »Eine vereinbarte Chiffre, aber nicht übermäßig einfallsreich. Hätz, Panik ist eine Warnung vor Verfolgung oder Razzia. Bonhart hat sie gewarnt, dass sie sich davonmachen sollen! Aber vor wem? Vor uns?«

»Wer weiß«, sagte der Uhu nachdenklich. »Wer weiß. Wir werden Leute nach Claremont schicken müssen ... Und nach Fano auch. Du wirst dich damit befassen, Ola, teilst den Gruppen die Aufgaben zu ... Also hör, Junge ...«

»Zu Befehl, lieber Herr!«

»Als du aus Eifers mit Bonharts Briefen losgeritten bist, war er, wie ich annehme, noch dort? Aber machte er sich reisefertig? Hatte er es eilig? Hat er vielleicht gesagt, wohin er will?«

»Hat er nicht. Und reisefertig konnte er sich gar nicht machen. Seine Oberbekleidung, die schrecklich mit Blut befleckt war, hatte er zu waschen und zu reinigen befohlen, also lief er bloß in Hemd und Unterhose herum, aber mit umgegürtetem Schwert. Trotzdem denke ich, dass er es eilig hatte. Er hatte ja die Ratten erschlagen und ihnen für die Belohnung die Köpfe abgeschnitten, da musste er losreiten und sie sich holen. Und diese Falka hatte er ja gefangen genommen, um sie jemandem lebendig zu bringen. Das ist doch sein Beruf, nicht?«

»Diese Falka ... Hast du sie dir genau angeschaut? Was gibt's da zu feixen, du Dummkopf?«

»Och, lieber Herr! Ob ich sie mir angeschaut habe? Und ob! Mit allen Einzelheiten!«

»Zieh dich aus«, wiederholte Bonhart, und in seiner Stimme lag etwas, dass sich Ciri instinktiv duckte. Doch sofort siegte die Auflehnung. »Nein!«

Sie sah die Faust nicht, erhaschte nicht einmal mit dem Blick seine Bewegung. In den Augen blitzte es auf, die Erde begann zu wanken, wich unter den Füßen weg und schlug ihr plötzlich schmerzhaft gegen die Hüfte. Wange und Ohr brannten wie Feuer – sie erkannte, dass er nicht mit der Faust zugeschlagen hatte, sondern mit dem flachen Handrücken.

Er stand über ihr, hielt ihr die geballte Faust ans Gesicht. Sie sah den schweren Siegelring in Form eines Totenkopfes, der sie eben erst wie eine Hornisse ins Gesicht gestochen hatte.

»Du schuldest mir einen Vorderzahn«, sagte er mit eiskalter Stimme. »Darum werde ich dir das nächste Mal, wenn ich von dir das Wort >nein< höre, gleich zwei ausschlagen. Zieh dich aus.«

Sie stand unsicher auf, begann mit fahrigen Händen Schnallen und Knöpfe zu öffnen. Die in der Herberge »Zum Chimärenkopf« anwesenden Einwohner von Eifers begannen zu murmeln, sich zu räuspern, machten Stielaugen. Die Besitzerin der Wirtschaft, die Witwe Goulue, bückte sich hinter die Theke, tat so, als suche sie dort etwas.

»Zieh alles aus. Bis zum letzten Fetzen.«

Die sind gar nicht hier, dachte Ciri, während sie sich auszog und stumpf zu Boden starrte. Niemand ist hier. Und ich bin auch nicht hier.

»Stell dich breitbeinig hin.«

Ich bin überhaupt nicht hier. Das, was jetzt gleich passiert, geht mich überhaupt nichts an. Überhaupt nichts. Kein bisschen.

Bonhart lachte. »Ich habe den Eindruck, du schmeichelst dir zu sehr. Ich muss diese Hirngespinste zerstreuen. Ich ziehe dich aus, du Idiotin, um mich zu überzeugen, dass du nicht irgendwo magische Siegel, Talismane oder Amulette am Körper versteckt hast. Nicht, um mich am Anblick deiner erbärmlichen Nacktheit zu erfreuen. Bilde dir nicht weiß der Teufel was ein. Du bist eine dürre Halbwüchsige, platt wie ein Brett, noch dazu hässlich wie die Nacht. Ich denke, sogar wenn ich sehr scharf wäre, würde ich lieber einen Truthahn vögeln.«

Er trat näher, schob ihre Kleidung mit der Stiefelspitze auseinander, musterte sie taxierend. »Ich habe gesagt, alles! Ringe, Ohrringe, Halsband, Armreifen!«

Geschäftig nahm er ihr den Schmuck ab. Mit einem Fußtritt stieß er das Wams mit dem Blaufuchskragen in eine Ecke, die Handschuhe, die bunten Tücher und den Gürtel aus Silberkettchen.

»Du wirst dich nicht aufdonnern wie ein Papagei oder eine Halbelfe aus dem Bordell! Den Rest der Klamotten kannst du anziehen. Und ihr, was gafft ihr? Goulue, bring was zu Futtern, denn ich habe Hunger gekriegt! Und du, Dickwanst, schau nach, was aus meinen Sachen geworden ist!«

»Ich bin hier Alderman!«

»Das trifft sich gut«, sagte Bonhart mit Nachdruck, und unter seinem Blick schien der Alderman von Eifers dünner zu werden. »Wenn beim Waschen etwas Schaden genommen hat, werde ich dich als Amtsperson zur Verantwortung ziehen. Marsch ins Waschhaus! Ihr anderen, auch weg hier! Und du, Jüngelchen, was stehst du noch hier 'rum? Die Briefe hast du, das Pferd ist gesattelt, also ab auf die Landstraße und Galopp! Und denk dran: Wenn du nicht Wort hältst, die Briefe verlierst oder die Adressen verwechselst, werde ich dich finden und so zurichten, dass dich deine eigene Mutter nicht wiedererkennt!«

»Bin schon unterwegs, lieber Herr! Schon unterwegs!«

»An diesem Tag« – Ciri presste die Lippen zusammen –»schlug er mich noch zweimal, mit der Faust und mit der Karbatsche. Dann verlor er die Lust. Er saß nur da und glotzte mich wortlos an. Seine Augen waren ... irgendwie fischig.

Ohne Brauen, ohne Wimpern ... Solche wässrigen Kügelchen, in jedem ein schwarzer Kern versenkt. Er starrte mich aus diesen Augen an und schwieg. Damit ängstigte er mich mehr als mit dem Schlagen. Ich wusste nicht, was er plante.«

Vysogota schwieg. Durch die Hütte liefen Mäuse.

»Er fragte immerzu, wer ich sei, aber ich schwieg. Wie damals, als mich in der Wüste Korath die Greifer gefasst hatten, so floh ich auch jetzt tief in mich hinein, in die Mitte, wenn du weißt, was ich meine. Die Greifer hatten damals gesagt, ich sei eine Puppe, und so eine Holzpuppe war ich, fühllos und tot. Auf alles, was mit dieser Puppe geschah, schaute ich gleichsam von oben herab. Was bedeutete es schon, wenn man mich schlug, mich mit Füßen trat, mir ein Halsband wie einem Hund umlegte? Das war ja nicht ich, ich war überhaupt nicht da ... Verstehst du?«

»Ich verstehe.« Vysogota nickte. »Ich verstehe, Ciri.«

»Diesmal, wenn das hohe Tribunal erlaubt, waren wir an der Reihe. Unsere Gruppe. Den Befehl über uns erhielt Neratin Ceka; uns wurde auch Boreas Mun zugeteilt, der Fährtensucher. Boreas Mun, hochwohlgeborenes Tribunal, konnte die Spur eines Fisches im Wasser finden, hieß es. So einer war das! Es wird erzählt, dass er einmal...«

»Die Zeugin möge sich solcher Abschweifungen enthalten.«

»Wie bitte? Ach, ja ... Ich verstehe. Das heißt also, wir sollten damals, was die Pferde hergaben, nach Fano reiten. Das war am sechzehnten September morgens ...«

Neratin Ceka und Boreas Mun ritten vorneweg, hinter ihnen Seite an Seite Kabernik Turent und Cyprian Fripp der Jüngere, weiter Kenna Seiborne und Chloe Stitz, am Ende Andres Vierny und Dede Vargas. Die beiden Letzteren sangen ein neuerdings modisches Soldatenliedchen, das vom Kriegsministerium gefördert und verbreitet wurde. Selbst unter den Soldatenliedern stach dieses durch entsetzliche Ödnis der Reime und durch entwaffnende Missachtung für die Grundlagen der Grammatik hervor. Es trug den Titel »Ja, im Felde«, denn alle Strophen – und es waren über vierzig – begannen mit ebendiesen Worten.

*Ja, im Felde kommt es vor, Dass mal wer den Kopf verlor, Oder morgens, stellt sich 'raus, Hängt dir das Gekröse 'raus.*

Kenna pfiff leise mit. Sie war zufrieden, dass sie bei den Leuten geblieben war, die sie auf der langen Reise von Etolia nach Rocayne gut kennengelernt hatte. Nach dem Gespräch mit dem Uhu hatte sie eher damit gerechnet, nach zufälligen Kriterien zugeteilt zu werden, etwa der Gruppe, die aus den Leuten von Brigden und Harsheim bestand. Solch einer Gruppe war Til Echrade zugeteilt worden, doch der Elf kannte die meisten seiner neuen Kameraden, und die kannten ihn.

Sie ritten im Schritt, obwohl Dacre Silifant befohlen hatte, zu reiten, was die Pferde hergaben. Aber sie waren Profis. Sie waren galoppiert, dass es stiebte, solange man sie vom Fort aus sehen konnte, dann wurden sie langsamer. Zuschanden gerittene Pferde und irrsinniger Galopp sind gut für Rotznasen und Amateure, aber Eile ist bekanntlich nur angebracht, wenn man Flöhe fängt!

Chloe Stitz, die Berufsdiebin aus Ymlac, erzählte Kenna von ihrer früheren Zusammenarbeit mit dem Untersuchungsführer Stefan Skellen. Kabernik Turent und Fripp der Jüngere zügelten die Pferde, hörten zu, drehten sich oft um.

»Ich kenne ihn gut. Ich habe schon ein paarmal unter ihm gedient...«

Chloe verhaspelte sich ein wenig, als ihr der Doppelsinn der Aussage zu Bewusstsein kam, doch sogleich lächelte sie ungezwungen und unbekümmert. »Unter seinem Befehl habe ich auch gedient«, platzte sie heraus. »Nein, Kenna, keine Angst. Das ist beim Uhu keine Pflicht. Er hat sich nicht aufgedrängt, ich habe selber eine Gelegenheit gesucht und gefunden. Aber damit das klar ist, will ich dir sagen: Protektion gewinnt man auf diese Weise nicht bei ihm.«

»Ich habe nichts dergleichen vor.« Kenna schürzte die Lippen und schaute herausfordernd in die grinsenden Gesichter von Turent und Fripp. »Eine Gelegenheit werde ich nicht suchen, aber Angst habe ich auch überhaupt nicht. Ich lass mich nicht so leicht ins Bockshorn jagen. Schon gar nicht von einem Pimmel!«

»Von etwas anderem könnt ihr nicht reden«, stellte Boreas Mun fest, der seinen falben Hengst gezügelt hatte und wartete, dass Kenna und Chloe zu ihm aufschlossen. »Aber hier wird der Kampf nicht auf Pimmel gehen, meine Damen!«, fuhr er fort und ritt neben den beiden her. »Bonhart hat mit dem Schwert kaum seinesgleichen. Ich wäre froh, wenn sich herausstellen würde, dass es zwischen ihm und Herrn Skellen keinen Streit und keine Feindschaft gibt. Wenn sich alles in Wohlgefallen auflösen würde.«

»Also ich schnall das nicht«, gestand von hinten her Andres Vierny. »Ich denk, wir sollten so 'nen Zauberer aufspüren, deswegen haben sie uns ja die Spürerin mitgegeben, die hier anwesende Seiborne Kenna. Und jetzt ist von irgend so 'nem Bonhart die Rede und von irgend so 'nem Mädel!«

»Bonhart, der Kopfgeldjäger« – Boreas Mun räusperte sich –, »hatte mit Herrn Skellen einen Vertrag. Und den hat er gebrochen. Obwohl er Herrn Skellen versprochen hatte, dass er das Mädchen umbringt, hat er sie am Leben gelassen.«

»Weil ihm sicherlich jemand anders für die Lebendige mehr Geld gegeben hat als der Uhu für die Tote«, sagte Chloe Stitz achselzuckend. »So sind sie, die Kopfgeldjäger. Von Ehre keine Spur!«

»Bonhart war anders«, widersprach Fripp der Jüngere, das Gesicht nach hinten gewandt. »Bonhart pflegte ein einmal gegebenes Wort nicht zu brechen.«

»Umso sonderbarer, dass er plötzlich damit anfängt.«

»Aber warum«, erkundigte sich Kenna, »soll denn dieses Mädchen so wichtig sein? Die, die getötet werden sollte, aber nicht wurde?«

»Was kümmert's uns?« Boreas Mun verzog das Gesicht. »Wir haben Befehle! Und Herr Skellen hat das Recht, zu verlangen, was ihm zusteht. Bonhart sollte Falka kaltmachen, hat es aber nicht getan. Herr Skellen kann darüber Rechenschaft einfordern.«

»Dieser Bonhart«, wiederholte Chloe Stitz voller Überzeugung, »hat vor, für die Lebendige noch mehr zu kriegen als für die Tote. Das ist das ganze Geheimnis.«

»Der Herr Untersuchungsführer«, sagte Boreas Mun, »dachte das erst auch. Dass Bonhart einem von den Baronen aus Geso, der fürchterlich wütend auf die Rattenbande ist, die lebende Falka versprochen hat, dass er nach Belieben mit ihr verfahren und sie langsam zu Tode foltern kann. Aber es hat sich gezeigt, dass es nicht so ist. Man weiß nicht, für wen Bonhart diese Falka aufspart, aber jedenfalls nicht für jenen Baron.«

»Herr Bonhart!« Der dicke Alderman von Eifers kam in die Herberge gestürmt, japsend und nach Luft schnappend. »Herr Bonhart, es sind Bewaffnete in der Siedlung! Sie kommen auf Pferden geritten!«

»Na sowas.« Bonhart wischte den Teller mit Brot aus. »Ein Wunder wäre es, wenn sie, sagen wir, auf Affen geritten kämen. Wie viele?«

»Vier.«

»Und wo sind meine Sachen?«

»Eben erst gewaschen ... noch nicht trocken ...«

»Hol euch der Teufel. Da werde ich die Gäste in Unterhosen begrüßen müssen. Freilich, wie die Gäste, so auch die Begrüßung.«

Er rückte den über die Unterwäsche geschnallten Schwertgürtel zurecht, stopfte sich die Beinenden der Unterhose in die Stiefelschäfte, ruckte an der Kette, die an Ciris Halsband befestigt war. »Auf die Füße, kleine Ratte.«

Als er sie auf den Vorbau hinausführte, näherten sich die vier Reiter schon der Herberge. Man sah, dass sie einen langen Weg durch Wildnis und Unwetter hinter sich hatten – Kleidung, Geschirr und Pferde waren mit eingetrocknetem Staub und Schlamm befleckt.

Sie waren zu viert, doch sie führten ein Handpferd. Beim Anblick des Handpferdes fühlte Ciri, wie ihr plötzlich heiß wurde, obwohl der Tag sehr kalt war. Es war ihre eigene Schimmelstute, die immer noch ihr eigenes Zaumzeug mitsamt dem Sattel trug. Und das Stirnband, ein Geschenk von Mistle. Die Berittenen gehörten zu denen, die Hotsporn getötet hatten.

Vor der Herberge hielten sie an. Einer, sicherlich der Anführer, kam näher geritten, grüßte Bonhart mit seiner Marderfellmütze. Er war von dunklem Teint und trug ein schwarzes Schnurrbärtchen, das wie ein mit Holzkohle aufgetragener Strich auf der Oberlippe aussah. Die Oberlippe, bemerkte Ciri, zuckte ihm immer wieder – der Tick bewirkte, dass er ständig wütend aussah. Aber vielleicht war er es auch?

»Grüß dich, Herr Bonhart!«

»Grüß dich, Herr Imbra. Grüß euch, die Herren.« Ohne Eile machte Bonhart Ciris Kette an einem Haken am Pfosten fest. »Verzeiht, dass ich in den Inexprimablen vor euch stehe, aber ich habe nicht mit euch gerechnet. Einen weiten Weg habt ihr hinter euch, oi, einen weiten ... Von Geso hat es euch bis hier nach Ebbing verschlagen? Und wie geht es dem hochgeschätzten Baron? Ist er bei guter Gesundheit?«

»Das blühende Leben«, erwiderte der Braungebrannte gleichgültig, und wieder zuckte seine Oberlippe. »Aber wir haben keine Zeit mit Gequassel zu vertun. Wir haben es eilig.«

Bonhart zog Gürtel und Unterhose hoch. »Ich halte euch keineswegs auf.«

»Wir haben erfahren, dass du die Ratten erledigt hast.«

»Das ist wahr.«

»Und gemäß dem Versprechen, das du dem Herrn Baron gegeben hast« – der Braungebrannte tat weiterhin so, als sehe er Ciri auf dem Vorbau nicht –, »hast du Falka nicht getötet.«

»Auch das halte ich für wahr.«

»Also hattest du Glück, wo wir keins hatten.« Der Mann schaute zu der Schimmelstute hin. »Gut. Wir nehmen das Mädchen und reiten heim. Rupert, Stavro, nehmt sie.«

»Gemach, Imbra.« Bonhart hob die Hand. »Ihr werdet niemanden mitnehmen. Und das aus dem einfachen Grunde, dass ich sie euch nicht gebe. Ich habe es mir anders überlegt. Ich behalte das Mädchen zu meiner eigenen Verwendung.«

Der Braungebrannte, den er Imbra nannte, beugte sich im Sattel zur Seite, räusperte sich und spuckte aus, imponierend weit, fast auf die Treppe zum Vorbau. »Du hast es dem Herrn Baron versprochen!«

»Habe ich. Aber ich habe es mir anders überlegt.«

»Was? Höre ich recht?«

»Wie du hörst, Imbra, ist mir egal.«

»Drei Tage lang bist du im Schloss bewirtet worden. Für das Versprechen, das du dem Herrn Baron gegeben hast, hast du drei Tage lang gesoffen und gefressen. Die besten Weine aus dem Keller, gebackene Pfauen, Rehbraten, Pasteten, Hechte in Sahne. Drei Nächte lang hast du wie ein König in Daunen geschlafen. Und jetzt hast du es dir anders überlegt? Ja?«

Bonhart schwieg, wahrte einen gleichgültigen und gelangweilten Gesichtsausdruck.

Imbra biss die Zähne zusammen, um das Zucken der Lippe zu unterdrücken. »Aber weißt du, Bonhart, dass wir dir die Ratte mit Gewalt wegnehmen können?«

Bonharts Gesicht, bis dahin gelangweilt und belustigt, erstarrte sofort. »Versucht es. Ihr seid zu viert, ich bin einer. Noch dazu in Unterhosen. Aber wegen solcher Scheißkerle brauche ich keine Hosen anzuziehen.«

Imbra spuckte abermals aus, riss an den Zügeln, wendete das Pferd. »Pfui, Bonhart, was ist mit dir los? Du warst immer bekannt dafür, dass du solide warst, ein wahrer Profi, dass du ein gegebenes Wort unfehlbar gehalten hast. Aber jetzt zeigt sich, dass dein Wort weniger als Scheiße wert ist! Und da man den Menschen nach seinem Wort beurteilt, folgt daraus, dass du selber...«

»Wenn wir schon von Wörtern reden«, unterbrach ihn Bonhart kalt, die Hand auf die Gürtelschnalle gestützt,

»dann pass auf, dass dir beim Reden kein allzu grobes herausrutscht. Denn es kann weh tun, wenn ich es dir in die Gurgel zurückstopfe ...«

»Mutig bist du für vier! Aber reicht dir auch für vierzehn der Mut? Denn ich kann dir versichern, dass Baron Casadei dir die Missachtung nicht durchgehen lassen wird!«

»Ich würde dir sagen, was mich dein Baron kann, aber da laufen Leute zusammen, und darunter sind Frauen und Kinder. Darum sage ich dir nur, dass ich für ungefähr zehn Tage in Claremont bleiben werde. Wer auf seinem Recht bestehen, Missachtung rächen oder mir Falka wegnehmen will, der soll nach Claremont kommen.«

»Ich werde kommen!«

»Ich werde dort warten. Und jetzt verschwindet von hier.«

»Sie hatten Angst vor ihm. Ungeheuerliche Angst. Ich spürte die Angst, die sie verströmten.« Kelpie wieherte laut, warf den Kopf hin und her.

»Sie waren zu viert, bis an die Zähne bewaffnet. Er aber war allein, in gestopften Unterhosen und in einem ausgefransten Hemd mit zu kurzen Ärmeln. Er wäre lächerlich gewesen, wenn ... Wenn er nicht schrecklich gewesen wäre.«

Vysogota schwieg, kniff die vom Wind tränenden Augen zusammen. Sie standen auf einer Anhöhe, die über den Sümpfen des Pereplut aufragte, unweit der Stelle, wo der Alte vor zwei Wochen Ciri gefunden hatte. Der Wind beugte das Schilf, kräuselte das Wasser auf den Überschwemmungsflächen des Flusses.

»Einer von den Vier«, fuhr Ciri fort, während sie der Stute erlaubte, ins Wasser zu gehen und zu trinken, »hatte so eine kleine Armbrust am Sattel, seine Hand ging ein Stück zu dieser Armbrust hin. Ich hörte beinahe seine Gedanken, spürte sein Entsetzen. >Ob ich es schaffe, die Sehne zu spannen? Zu schießen? Und was ist, wenn ich nicht treffe?< Bonhart sah diese Armbrust und diese Hand ebenfalls, auch er hörte diese Gedanken, dessen bin ich mir sicher. Und ich bin mir sicher, dass jener Reiter es nicht geschafft hätte, die Armbrust zu spannen.«

Kelpie hob den Kopf, begann zu wiehern, ließ die Ringe am Gebiss klimpern.

»Ich verstand immer besser, wem ich in die Hände gefallen war. Doch noch immer verstand ich seine Motive nicht. Ich hörte ihr Gespräch, erinnerte mich, was zuvor Hotsporn gesagt hatte. Dieser Baron Casadei wollte mich lebendig haben, und Bonhart hatte es ihm versprochen. Und es sich dann anders überlegt. Warum? Wollte er mich jemandem ausliefern, der mehr zahlte? Hatte er auf irgendeine Weise herausgefunden, wer ich in Wahrheit war? Und hatte er vor, mich den Nilfgaardern auszuliefern?

Wir ritten vor dem Abend aus dieser Siedlung. Er erlaubte mir, auf Kelpie zu reiten. Aber die Hände hatte er mir gefesselt, und er hielt mich die ganze Zeit mit der Kette am Halsband fest. Die ganze Zeit. Wir ritten, fast ohne anzuhalten, die ganze Nacht und einen ganzen Tag. Ich dachte, ich sterbe vor Erschöpfung. Ihm aber war überhaupt keine Müdigkeit anzumerken. Das ist kein Mensch. Das ist der leibhaftige Teufel.«

»Wohin brachte er dich?«

»Zu einer Ortschaft namens Fano.«

»Als wir nach Fano hereinritten, hochwohlgeborenes Tribunal, war es schon dunkel, eine Finsternis, dass man sich die Augen aus dem Kopf schauen konnte, eigentlich erst der sechzehnte September, aber ein Tag, verflucht trübe und kalt, man konnte meinen, es sei November. Lange zu suchen brauchten wir die Werkstatt des Plattners nicht, denn es war das größte Anwesen im ganzen Städtchen, außerdem drang von dorther unablässig das Hämmern von Stahl. Neratin Ceka ... Der Herr Schreiber braucht diesen Namen nicht aufzuschreiben, denn ich weiß nicht, ob ich's schon gesagt habe, aber Neratin lebt nicht mehr, er wurde in einem Dorf namens Einhürne umgebracht...«

»Bitte den Protokollanten nicht zu belehren. Bitte in der Aussage fortzufahren.«

»Neratin wummerte gegen das Tor. Er sagte höflich, wer wir waren und was wir wollten, bat höflich um Gehör. Man ließ uns ein. Die Werkstatt des Schwertschmiedes war ein schönes Gebäude, geradezu eine Festung war das, eine Palisade aus Kiefernbalken, Türmchen, aus Eichenholz gezimmert, innen an den Wänden poliertes Lärchenholz ...«

»Das Gericht interessiert sich nicht für architektonische Einzelheiten. Die Zeugin möge zur Sache kommen. Vorher aber bitte ich, den Namen des Schwertschmiedes fürs Protokoll zu wiederholen.«

»Esterhazy, hochwohlgeborenes Tribunal. Esterhazy aus Fano.«

Der Schwertschmied Esterhazy schaute Boreas Mun lange an, beeilte sich nicht mit der Antwort auf die Frage, die man ihm gestellt hatte.

»Vielleicht war Bonhart hier«, sagte er schließlich und spielte mit einer Knochenpfeife, die ihm am Halse hing.

»Vielleicht aber auch nicht? Wer weiß? Hier, meine Herrschaften, haben wir eine Werkstatt, die Schwerter herstellt. Auf alle Fragen, die Schwerter betreffen, werden wir gern schnell, fließend und erschöpfend Antwort geben. Aber ich sehe keinen Grund, Fragen zu beantworten, die unsere Gäste und Kunden betreffen.«

Kenna zog ein Tuch aus dem Ärmel, tat so, als putze sie sich die Nase.

»Ein Grund kann sich finden«, sagte Neratin Ceka. »Ihr könnt ihn finden, Herr Esterhazy. Oder ich kann. Möchtet Ihr gern wählen?« Entgegen dem weibischen Eindruck vermochte Neratins Gesicht hart zu sein und seine Stimme bedrohlich.

Doch der Schwertschmied schnaubte nur, während er mit der Pfeife spielte. »Zwischen Bestechung und Drohung wählen? Will ich nicht. Das eine wie das andere ist nur wert, drauf zu spucken.«

Boreas Mun räusperte sich. »Nur eine kleine Information. Ist das so viel? Wir kennen uns doch schon länger, Herr Esterhazy, und auch der Name des Untersuchungsführers Skellen ist Euch doch nicht fremd ...«

»Ist er nicht«, unterbrach ihn der Schmied. »Keineswegs. Die Nachforschungen und Taten, mit denen dieser Name assoziiert ist, sind uns ebenfalls nicht fremd. Aber hier sind wir in Ebbing, einem Königreich mit Autonomie und eigener Regierung. Wenn auch nur dem Anschein nach, so doch immerhin. Darum werden wir euch nichts sagen. Geht eurer Wege. Zum Trost versprechen wir euch, dass, wenn in einer Woche oder einem Monat jemand nach euch fragen sollte, er von uns ebenso wenig erfährt.«

»Aber, Herr Esterhazy ...«

»Wollt ihr es deutlicher? Bitte sehr. Raus hier!«

Chloe Stitz zischte wütend, die Hände von Fripp und Vargas krochen zu den Schwertgriffen, Andres Vierny stützte die Hand auf den an der Hüfte hängenden Streithammer. Neratin Ceka regte sich nicht, nicht einmal sein Gesicht zuckte. Kenna sah, dass er kein Auge von der Knochenpfeife wandte. Ehe sie hereingekommen waren, hatte Boreas Mun sie gewarnt – der Klang der Pfeife war das Signal für die im Verborgenen wartenden Wachleute, ausgesuchte Haudegen, die in der Werkstatt des Schwertschmieds als »Gütekontrolleure« geführt wurden.

Doch Neratin und Boreas hatten alles vorhergesehen und den nächsten Zug geplant. Sie hatten noch einen Trumpf in Reserve.

Kenna Seiborne. Die Spürerin.

Kenna hatte schon vorher den Schmied sondiert, hatte ihn behutsam mit Impulsen punktiert, war vorsichtig ins Dickicht seiner Gedanken vorgedrungen. Jetzt war sie bereit. Mit dem Tuch an der Nase – es bestand immer die Gefahr einer Blutung – drängte sie mit pulsierendem, herrischem Willen in sein Gehirn. Esterhazy begann zu würgen, lief rot an, packte mit beiden Händen die Platte des Tisches, hinter dem er saß, als befürchte er, der Tisch werde in wärmere Gegenden davonfliegen – mitsamt dem Bündel Rechnungen, dem Tintenfass und dem Briefbeschwerer in Gestalt einer Nereide, die auf bemerkenswerte Weise mit zwei Tritonen gleichzeitig Kurzweil trieb.

*Ruhig,* befahl Kenna, *es ist nichts, es geschieht nichts. Du hast einfach Lust, uns zu erzählen, was uns interessiert. Du weißt doch, was uns interessiert, und die Worte drängen doch schon aus dir heraus. Also los. Fang an. Du wirst sehen, sobald du anfängst zu reden, wird es im Kopf nicht mehr klingen, in den Schläfen nicht mehr hämmern und in den Ohren nicht mehr stechen. Und der Krampf in der Wange geht auch weg.*

»Bonhart«, sagte Esterhazy mit krächzender Stimme, wobei er den Mund häufiger öffnete, als es die Silbenartikulation erfordert hätte, »war vor vier Tagen hier, am zwölften September. Er hatte ein Mädchen bei sich, das er Falka nannte. Ich hatte mit ihrem Besuch gerechnet, denn zwei Tage vorher hatte ich von ihm einen Brief bekommen ...«

Aus dem linken Nasenloch rann ihm ein dünner Blutfaden.

*Rede,* befahl Kenna. *Rede. Sag alles. Du wirst sehen, dass dir davon leichter wird.*

Der Schwertschmied Esterhazy musterte Ciri neugierig, ohne hinter dem Eichentisch aufzustehen. »Für sie«, erriet er, indes er mit dem Schaft der Feder an den Briefbeschwerer klopfte, der eine sonderbare Figurengruppe darstellte, »ist dieses Schwert, um das du im Brief gebeten hast. Nicht wahr, Bon hart? Dann, dann wollen wir mal schätzen ... Überprüfen, ob es mit dem übereinstimmt, was du geschrieben hast. Größe fünf Fuß und neun Zoll ... Stimmt. Gewicht hundertzwölf Pfund ... Na, wir würden ihr weniger als hundertzwölf geben, aber das ist eine Nebensache. Eine Hand, hast du geschrieben, zu der ein Handschuh Größe fünf passt ... Zeigen wir doch mal die Hand, mein Fräulein ... Na, das stimmt auch.«

»Bei mir stimmt es immer«, sagte Bonhart trocken. »Hast du für sie irgendein anständiges Eisen?«

»In meiner Firma«, erwiderte Esterhazy stolz, »werden andere Eisen als anständige nicht hergestellt und nicht angeboten. Ich verstehe, dass es um ein Schwert für den Kampf geht, nicht fürs Flanieren. Ach ja, das hast du ja geschrieben. Keine Frage, eine Waffe für dieses Fräulein findet sich ohne Schwierigkeiten. Zu dieser Größe und diesem Gewicht passen Schwerter von achtunddreißig Zoll, Standardausführung. Für ihren leichten Körperbau und die kleine Hand braucht sie einen Minibastard mit auf neun Zoll verlängertem Griff und Kugelknauf. Wir könnten auch einen Elfen-Taldaga oder eine serrikanische Saberre anbieten, beziehungsweise einen leichten Viroledaner ...«

»Zeig die Ware, Esterhazy.«

»Wir haben Hummeln im Hintern, was? Na, dann wollen wir... Wir wollen ... Holla, Bonhart? Was ist das, zum Teufel? Warum führst du sie an der Leine?«

»Pass auf deine eigene verrotzte Nase auf, Esterhazy. Stecke sie nicht hinein, wo sie nicht hingehört, denn sonst klemmst du sie dir noch ein!«

Esterhazy, der mit der am Halse hängenden Pfeife spielte, schaute den Kopfgeldjäger ohne Furcht und Respekt an, obwohl er heftig nach oben blicken musste.

Bonhart zwirbelte den Schnurrbart, räusperte sich. »Ich«, sagte er etwas leiser, aber noch immer böse, »mische mich nicht in deine Angelegenheiten und Interessen. Wundert es dich, dass ich von dir das Gleiche erwarte?«

»Bonhart« – der Schwertschmied zuckte mit keiner Wimper-, »wenn du mein Haus und meinen Hof verlässt, wenn du mein Tor hinter dir schließt, dann werde ich deine Privatsphäre achten, die Vertraulichkeit deiner Interessen, die Spezifik deines Berufes. Und ich werde mich nicht in sie einmischen, da kannst du sicher sein. Aber in meinem Haus erlaube ich nicht, dass die Menschenwürde verletzt wird. Hast du mich verstanden? Jenseits meiner Tür kannst du dieses Mädchen mit Pferden schleifen, wenn es dir passt. In meinem Haus nimmst du dieses Halsband ab. Auf der Stelle.«

Bonhart griff nach dem Halsband, löste es, wobei er es sich nicht versagte, so heftig daran zu rucken, dass Ciri beinahe auf die Knie gestürzt wäre.

Esterhazy tat so, als habe er das nicht gesehen, und ließ die Pfeife los. »So ist es besser«, sagte er. »Gehen wir.« Sie gingen durch eine kleine Galerie auf einen anderen, etwas kleineren Innenhof, der an die Hinterfront der Schmiede anschloss und auf einer Seite in einen Obstgarten überging. Unter einer von geschnitzten Pfosten getragenen Überdachung stand hier ein langer Tisch, wo Knechte gerade damit fertig wurden, Schwerter auszulegen. Esterhazy gab mit einer Geste zu verstehen, dass Bonhart und Ciri an die Ausstellung herantreten sollten.

»Bitte, das ist mein Angebot.« Sie gingen hin.

»Hier« – Esterhazy zeigte auf die längere Reihe von Schwertern auf dem Tisch – »haben wir meine Produktion, alle hauptsächlich hier geschmiedet, man sieht übrigens das Hufeisen, meine Punzmarke. Preise im Bereich von fünf bis neun Florin, denn das sind Standardschwerter. Die hingegen, die hier liegen, sind bei mir nur montiert und zugerichtet worden. Größtenteils sind das Importe. Woher, sieht man an den Punzen. Die aus Mahakam sind mit gekreuzten Hämmern gepunzt, die aus Poviss mit einer Krone oder einem Pferdekopf, die aus Viroleda aber mit einer Sonne und der berühmten Firmeninschrift. Die Preise beginnen bei zehn Florin.«

»Und enden?«

»Je nachdem. Also beispielsweise dieser schöne Viroledaner.« Esterhazy nahm ein Schwert von der Tafel, salutierte damit, dann ging er zu einer Fechtposition über, wobei er Hand und Unterarm geschickt in einer komplizierten Finte namens »Angelika« bewegte. »Der kostet fünfzehn. Eine alte Arbeit, der Knauf ein Sammlerstück. Man sieht, dass er auf Bestellung angefertigt wurde. Das auf das Gefäß ziselierte Motiv weist darauf hin, dass er für eine Frau bestimmt war.« Er drehte das Schwert, hielt die Hand in der Terz, mit der fla chen Klinge zu ihnen. »Wie auf jedem Knauf aus Viroleda, die traditionelle Aufschrift: >Nicht ohne Grund aus der Scheide, nicht ohne Ehre zurück<. Ha! In Viroleda werden solche Aufschriften immer noch ziseliert. Aber landauf, landab werden solche Klingen von Gaunern und Dummköpfen gezogen.

Landauf, landab ist die Ehre sehr im Preis gesunken, weil heutzutage kaum jemand diese Ware haben will...«

»Rede nicht so viel, Esterhazy. Gib ihr dieses Schwert, soll sie es in der Hand probieren. Nimm die Waffe, Mädchen.«

Ciri nahm das leichte Schwert, spürte sofort, wie der echsenlederne Griff sicher mit der Handfläche verschmolz und das Gewicht der Klinge den Arm einlud, auszuholen und zuzuschlagen.

»Das ist ein Minibastard«, erinnerte sie Esterhazy. Unnötigerweise. Sie konnte mit dem längeren Griff umgehen, drei Finger auf dem Kugelknauf.

Bonhart wich zwei Schritte zurück, auf den Hof. Er zog sein Schwert aus der Scheide, hieb sausend durch die Luft. »Na los!«, sagte er zu Ciri. »Töte mich. Du hast ein Schwert, und du hast die Gelegenheit. Du hast eine Chance. Nutze sie. Denn eine zweite gebe ich dir nicht so bald.«

»Seid ihr alle wahnsinnig geworden?«

»Halt den Mund, Esterhazy.«

Sie täuschte ihn mit einem Blick zur Seite und einem irreführenden Zucken der Schulter, schlug wie ein Blitz zu, aus einer flachen Sinister. Die Klinge traf tönend auf die Parade, die so stark war, dass Ciri ins Wanken geriet; sie musste zurückspringen, stieß mit der Hüfte gegen den Tisch mit den Schwertern. Beim Versuch, das Gleichgewicht zu halten, senkte sie instinktiv das Schwert – sie wusste, dass er sie in diesem Augenblick, wenn er gewollt hätte, mühelos hätte töten können.

»Seid ihr alle wahnsinnig geworden?« Esterhazy hatte die Stimme gehoben und die Pfeife wieder in die Hand genommen. Diener und Werkleute schauten verblüfft zu.

»Leg das Eisen weg.« Bonhart wandte den Blick nicht von Ciri, den Plattner beachtete er überhaupt nicht. »Leg es weg, sag ich. Sonst haue ich dir die Hand ab!«

Nach kurzem Zögern gehorchte sie.

Bonhart lächelte gespenstisch. »Ich weiß, wer du bist, Schlange. Aber ich werde dich zwingen, es mir selbst zu gestehen. Mit Worten oder mit Taten! Ich werde dich zwingen, zu gestehen, wer du bist. Und dann töte ich dich.« Esterhazy zischte, als habe ihn jemand verwundet.

»Und dieses Schwert« – Bonhart würdigte ihn keines Blickes – »war für dich zu schwer. Darum warst du zu langsam. Du warst langsam wie eine schwangere Schnecke. Esterhazy! Was du ihr gegeben hast, war mindestens vier Unzen zu schwer.«

Der Schwertschmied war bleich. Sein Blick schweifte zwischen ihr und Bonhart hin und her, und sein Gesicht hatte sich seltsam verändert. Schließlich nickte er einem Knecht zu, gab halblaut eine Anordnung.

»Ich habe etwas«, sagte er langsam, »was dich zufriedenstellen sollte, Bonhart.«

»Warum also hast du es mir nicht gleich gezeigt?«, knurrte der Jäger. »Ich habe geschrieben, dass ich etwas Erstklassiges will. Glaubst du vielleicht, ein besseres Schwert könnte ich mir nicht leisten?«

»Ich weiß, was du dir leisten kannst«, sagte Esterhazy mit Nachdruck. »Ich weiß es nicht erst seit heute. Und dass ich es dir nicht gleich gezeigt habe? Ich konnte doch nicht wissen, wen du mir bringen wirst ... an der Leine, mit einem Halsband. Ich konnte nicht ahnen, für wen das Schwert sein und wozu es dienen soll. Jetzt weiß ich schon alles.«

Der Knecht kam zurück und brachte einen länglichen Kasten.

»Komm her, Mädchen«, sagte Esterhazy leise. »Schau.« Ciri kam näher. Sie schaute. Und seufzte laut.

Sie zog das Schwert, mit einer raschen Bewegung. Das Kaminfeuer funkelte blendend auf der wellenförmigen Schweißnaht der Schneide, leuchtete rot auf den Durchbrüchen des Gefäßes.

»Dieses ist es«, sagte Ciri. »Wie du dir sicherlich denken kannst. Nimm es in die Hand, wenn du willst. Aber pass auf, es ist schärfer als ein Rasiermesser. Fühlst du, wie der Griff an der Handfläche festklebt? Er ist aus der Haut von so einem platten Fisch gemacht, der am Schwanz einen giftigen Stachel hat.«

»Ein Rochen.«

»Kann sein. Dieser Fisch hat auf der Haut ganz kleine Zähnchen, darum rutscht der Griff nicht aus der Hand, selbst wenn sie schwitzt. Schau, was auf der Klinge eingeätzt ist.«

Vysogota beugte sich vor, schaute mit zusammengekniffenen Augen hin.

»Ein Elfenmandala«, sagte er nach einer Weile und hob den Kopf. »Ein sogenanntes blathan caerme, eine Schicksalsgirlande: die stilisierten Blüten von Eiche, Spierstrauch und Geißklee. Der Turm, in den der Blitz einschlägt, ist bei den Älteren Rassen ein Symbol von Chaos und Zerstörung ... Und über dem Turm ...«

»Eine Schwalbe«, schloss Ciri. »Zireael. Mein Name.«

»In der Tat, nicht übel«, sagte Bonhart schließlich. »Eine Gnomenarbeit, das sieht man sofort. Nur die Gnomen haben so dunkles Eisen geschmiedet. Nur die Gnomen haben flammenförmig geschärft, und nur die Gnomen haben die Klingen durchbrochen, um das Gewicht zu vermindern ... Gib es zu, Esterhazy. Das ist eine Nachahmung?«

»Nein«, widersprach der Schmied. »Ein Original. Ein echter Gnomen-Gwyhyr. Dieser Knauf ist über zweihundert Jahre alt. Die Fassung ist, versteht sich, viel jünger, aber als Nachahmung würde ich sie nicht bezeichnen. Die Gnomen von Tir Tochair haben sie auf meine Bestellung hin angefertigt. Nach den uralten Techniken, Methoden und Mustern.«

»Verdammt. Das kann ich mir vielleicht tatsächlich nicht leisten. Wie viel willst du denn für diese Klinge haben?« Esterhazy schwieg eine Zeitlang. Sein Gesichtsausdruck war undurchdringlich. »Ich gebe ihn umsonst, Bonhart«, sagte er schließlich tonlos. »Als Geschenk. Damit sich erfüllt, was sich erfüllen muss.«

»Danke«, erwiderte Bonhart sichtlich überrascht. »Ich danke dir, Esterhazy. Ein königliches Geschenk, wahrlich königlich... Ich nehme es an, jawohl. Und ich bin dein Schuldner.«

»Bist du nicht. Das Schwert ist für sie, nicht für dich. Komm her, Mädchen mit dem Halsband. Sieh dir die in die Klinge geätzten Zeichen an. Du verstehst sie nicht, das ist offensichtlich. Aber ich werde sie dir erklären. Schau. Die vom Schicksal vorgezeichnete Linie ist krumm, aber sie führt zu diesem Turm hier. Zum Untergang, zur Vernichtung der bestehenden Werte, der bestehenden Ordnung. Und das da über dem Turm, siehst du? Eine Schwalbe. Das Symbol der Hoffnung. Nimm dieses Schwert. Möge sich erfüllen, was sich erfüllen muss.«

Ciri streckte vorsichtig die Hand aus, strich sacht über die dunkle Klinge mit den wie ein Spiegel glänzenden Rändern.

»Nimm es«, sagte Esterhazy langsam und schaute Ciri aus weit offenen Augen an. »Nimm es. Nimm es in die Hand, Mädchen. Nimm ...«

»Nein!«, schrie Bonhart plötzlich, sprang hinzu, packte Ciri an der Schulter und stieß sie mit Macht beiseite.

»Fort!«

Ciri fiel auf die Knie, der Kies auf dem Hof stach ihr schmerzhaft in die Handflächen, mit denen sie sich abstützte. Bonhart schlug den Kasten zu. »Jetzt noch nicht!«, knurrte er. »Heute noch nicht! Es ist noch nicht so weit.«

»Ganz offensichtlich«, pflichtete ihm Esterhazy bei und schaute ihm in die Augen. »Ja, ganz offensichtlich ist es noch nicht so weit. Schade.«

»Es hat nicht viel genützt, hochwohlgeborenes Tribunal, die Gedanken dieses Schwertschmiedes zu lesen. Wir waren am sechzehnten September dort, drei Tage vor Vollmond. Aber als wir auf dem Rückweg von Fano nach Rocayne waren, holte uns ein Beritt ein, Ola Harsheim und sieben Mann. Herr Ola befahl, was die Pferde hergaben der restlichen Abteilung nachzujagen. Denn am Tag zuvor, am fünfzehnten September, hatte es ein Massaker in Claremont gegeben ... Davon werde ich wohl nicht reden müssen, das hochwohlgeborene Tribunal weiß bestimmt von dem Massaker in Claremont...«

»Bitte auszusagen, ohne sich darum zu kümmern, was das Tribunal weiß.«

»Bonhart war uns um einen Tag zuvorgekommen. Am fünfzehnten September hatte er Falka nach Claremont ge- bracht ...«

»Claremont«, wiederholte Vysogota. »Ich kenne dieses Städtchen. Wohin hat er dich gebracht?«

»Zu einem großen Haus am Markt. Mit Säulen und Arkaden am Eingang. Man sah gleich, dass da ein Reicher wohnte ...«

Die Zimmerwände waren bedeckt mit reichen Gobelins und überaus prunkvollen Wandbehängen, die Szenen aus Religion, Jagd und Dorfleben unter Beteiligung ausgezogener Frauen darstellten. An den Möbeln glänzten Intarsien und Messingbeschläge, und die Teppiche waren derart, dass der Fuß beim Drauftreten bis zum Knöchel einsank. Ciri fand keine Zeit, Einzelheiten zu beobachten, denn Bonhart schritt rasch aus und zog an der Kette.

»Sei mir gegrüßt, Houvenaghel.«

Im regenbogenfarbenen Licht, das durch ein Glasfenster fiel, vor dem Hintergrund eines Wandbehangs mit Jagdszenen stand ein Mann von imposanter Massigkeit, gekleidet in eine goldstrotzende Langjacke und einen bestickten, pelzgefütterten Kaftan. Obwohl in der Blüte seiner Mannesjahre, war er stark kahlköpfig, und die Backen hingen ihm herab wie bei einer Bulldogge.

»Sei gegrüßt, Leo«, sagte er. »Und du, Fräulein ...«

»Kein Fräulein.« Bonhart wies auf Kette und Halsband. »Braucht nicht gegrüßt zu werden.«

»Höflichkeit kostet nichts.«

»Außer Zeit.« Bonhart zog an der Kette, trat näher, klopfte dem Dicken ohne Umschweife auf den Bauch. »Hast ganz schön zugelegt«, stellte er fest. »Also wirklich, Houvenaghel, wenn du im Wege stehst, ist es leichter, über dich hinwegzuspringen, als dich zu umgehen.«

»Das gute Leben«, erklärte Houvenaghel jovial, und seine Backen erzitterten. »Sei mir gegrüßt, Leo, sei gegrüßt. Du bist mir ein lieber Gast, weil ich heute auch allen Grund zur Freude habe. Die Geschäfte gehen erstaunlich gut, dass man geradezu auf Holz klopfen möchte, die Kasse klingelt in einem fort! Erst heute, um das erstbeste Beispiel zu nehmen, hat mir ein Nilfgaarder Rittmeister der Reserve, der sich als Proviantmeister mit Ausrüstungstransporten an die Front befasst, sechstausend Kriegsbögen zukommen lassen, die ich mit zehnfachem Aufschlag en detail an Jäger, Wilderer, Räuber, Elfen und andere Freiheitskämpfer verkaufen werde. Ich habe auch von einem hiesigen Marquis billig ein Schloss gekauft...«

»Was zum Teufel willst du mit einem Schloss?«

»Ich muss repräsentativ wohnen. Nochmals zu den Geschäften: Eins verdanke ich geradezu dir. Ein anscheinend hoffnungsloser Schuldner hat bezahlt. Buchstäblich vor einem Moment. Die Hände haben ihm gezittert, als er bezahlte. Der Typ hatte dich gesehen und gedacht...«

»Ich weiß, was er dachte. Du hast meinen Brief bekommen?«

»Ja.« Houvenaghel setzte sich schwerfällig hin, stieß mit dem Bauch gegen den Tisch, dass die Karaffen und Pokale klirrten. »Und ich habe alles vorbereitet. Hast du die Anschläge nicht gesehen? Dann hat sie der Pöbel sicherlich abgerissen ... Die Leute kommen schon ins Theater. Die Kasse klingelt... Setz dich, Leo. Wir haben Zeit. Lass uns reden, etwas Wein trinken ...«

»Ich will deinen Wein nicht. Der ist bestimmt von einem der Nilfgaarder Transporte gestohlen.«

»Du machst wohl Witze. Das ist ein Est Est aus Toussaint, die Trauben sind gelesen worden, als unser gnädiger Kaiser Emhyr *so* ein kleiner Knirps war, der ins Federbettchen kackte. Ein gutes Jahr war das. Für Weine. Auf deine Gesundheit, Leo.«

Bonhart salutierte schweigend mit dem Becher.

Houvenaghel begann zu schnalzen, während er Ciri überaus kritisch musterte. »Dieses großäugige Rehkitz also«, sagte er schließlich, »soll die im Brief versprochene Unterhaltung garantieren? Mir ist zu Ohren gekommen, dass Windsor Imbra sich schon vor der Stadt befindet. Dass er ein paar tüchtige Halsabschneider dabei hat. Und auch von den hiesigen Haudegen haben ein paar den Anschlag gesehen ...«

»Hat dich meine Ware jemals enttäuscht, Houvenaghel?«

»Nein, stimmt. Aber ich hatte auch lange nichts mehr von dir.«

»Ich arbeite seltener als einst. Ich denke auch daran, mich ganz zur Ruhe zu setzen.«

»Dazu braucht es Kapital, um sich von etwas unterhalten zu können. Ich wüsste da vielleicht eine Möglichkeit... Willst du es hören?«

»In Ermangelung anderer Zerstreuungen.« Bonhart schob mit dem Bein einen Sessel heran, zwang Ciri, sich zu setzen.

»Hast du nicht daran gedacht, nach Norden aufzubrechen? Nach Cintra, auf den Nordfall oder über die Jaruga? Weißt du, dass das Kaiserreich jedem, der dort hinzieht und sich in den eroberten Gebieten ansiedeln will, eine Zuteilung von vier Hufen Land garantiert? Und zehn Jahre Steuerfreiheit?«

»Ich«, erwiderte der Kopfgeldjäger ruhig, »eigne mich nicht zum Bauern. Ich könnte nicht in der Erde graben oder irgendwelches Vieh züchten. Ich bin zu empfindsam. Beim Anblick von Scheiße oder eines Regenwurms kommt mich das Kotzen an.«

»Genau wie mich.« Houvenaghel ließ seine Backen wabbeln. »Von der ganzen Landwirtschaft toleriere ich nur die Schwarzbrennerei. Der Rest ist abstoßend. Es heißt, die Landwirtschaft ist die Grundlage der Ökonomie und garantiert den Wohlstand. Ich halte es jedoch für unwürdig und erniedrigend, dass über meinen Wohlstand etwas entscheiden soll, das nach Dung stinkt. Ich habe in dieser Richtung Anstrengungen unternommen. Es ist nicht Pflicht, das Land zu beackern oder Vieh darauf zu halten. Es genügt, es zu haben. Wenn man ent sprechend viel hat, kann man eine ordentliche Pacht kassieren. Man kann, glaub mir, wirklich ausreichend davon leben. Ja, ich habe in dieser Richtung gewisse Anstrengungen unternommen, daher übrigens meine Frage bezüglich einer Reise nach Norden. Denn siehst du, Bonhart, ich hätte dort für dich eine Beschäftigung. Eine ständige, gut bezahlte, die dich nicht sehr in Anspruch nimmt. Und genau richtig für einen empfindsamen Menschen: keinerlei Scheiße, keinerlei Würmer.«

»Ich bin bereit zu hören. Unverbindlich, versteht sich.«

»Aus den Boden-Losen, die der Kaiser den Ansiedlern garantiert, kann man mit ein bisschen Unternehmergeist und geringem Anfangskapital ganz ordentliche Latifundien zusammenbringen.«

»Ich verstehe.« Der Jäger biss sich auf den Schnurrbart. »Ich verstehe, worauf du hinauswillst. Ich weiß schon, welche Anstrengungen du hinsichtlich deines Wohlstandes unternimmst. Mit Schwierigkeiten rechnest du nicht?«

»Doch. Mit zweierlei. Erstens muss man Leute finden, die man anheuert, damit sie vorgeblich als Siedler in den Norden gehen und von den Lokatoren die Boden-Lose in Empfang nehmen. Pro forma für sich selbst, de facto für mich. Aber damit befasse ich mich. Dich betrifft die andere Schwierigkeit.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Manche von den Siedlern werden den Boden nehmen und keine Lust haben, ihn herzugeben. Sie werden den Vertrag vergessen und das Geld, das sie genommen haben. Du wirst nicht glauben, wie tief Betrug, Gemeinheit und Hundsfötterei in der menschlichen Natur verankert sind.«

»Ich glaub's.«

»Man wird also die Unehrlichen davon überzeugen müssen, dass sich Unehrlichkeit nicht lohnt. Dass sie bestraft wird. Damit wirst du dich befassen.«

»Klingt gut.«

»Es klingt, wie es ist. Ich habe Übung, ich habe so einen Dreh schon gemacht. Nach der förmlichen Einbeziehung Ebbings ins Kaiserreich, als Boden-Lose verteilt wurden. Und später, als das Gesetz über die Stadterhebung in Kraft trat. Solcherart steht Claremont, das hübsche Städtchen, auf meinem Grund und Boden, also gehört es mir. Dieses ganze Gebiet gehört mir. Bis dort zum mit blaugrauen Dunst verhangenen Horizont. Das ist alles meins. Ganze hundertfünfzig Hufen. Kaiserliche Hufen, keine Bauernhufen. Das macht knapp zehntausend Joch. Oder achtzehntausendneunhundert Morgen.«

»O gesetzloses Reich, dem Untergang nahe«, rezitierte Bonhart ironisch. »Fallen muss das Imperium, darin alle stehlen. In Eigennutz und Selbstsucht liegt seine Schwäche.«

»Darin liegt seine Macht und Stärke.« Houvenaghel ließ die Backen wabbeln. »Du, Bonhart, verwechselst Dieberei mit individuellem Unternehmergeist.«

»Allzu oft«, gestand der Kopfgeldjäger gleichmütig.

»Was wird also mit unserer Partnerschaft?«

»Teilen wir nicht den Boden im Norden zu früh auf? Vielleicht sollten wir sicherheitshalber abwarten, bis Nilfgaard diesen Krieg gewonnen hat?«

»Sicherheitshalber? Mach keine Witze. Der Ausgang des Krieges ist vorherbestimmt. Kriege werden mit Geld ge- wonnen. Das Kaiserreich hat welches, die Nordlinge haben keins.«

»Wenn wir schon vom Geld reden ...«

»Ist erledigt.« Houvenaghel kramte in den Dokumenten auf dem Tisch. »Hier ist ein Bankwechsel über hundert Florin. Hier der Vertrag über die Abtretung von Forderungen, auf dessen Grundlage ich von den Varnhagens von Geso die Belohnung für die Köpfe der Banditen einziehen werde. Unterschreib. Danke. Dir steht noch ein Anteil an den Einnahmen der Vorstellung zu, aber die Rechnungen sind noch nicht abgeschlossen, die Kasse klingelt noch. Es besteht großes Interesse, Leo. Wirklich großes. Die Leute in meinem Städtchen leiden grässlich unter Langeweile und Trübsinn.« Er hielt inne, warf einen Blick auf Ciri. »Ich hoffe aufrichtig, dass du dich im Hinblick auf diese Person nicht täuschst. Dass sie für ordentliche Unterhaltung sorgt ... Dass sie im Interesse des gemeinsamen Profits kooperationsbreit ist...«

»Für sie« – Bonhart musterte Ciri gleichgültig – »gibt es dabei keinerlei Profit. Sie weiß das.«

Houvenaghel runzelte die Stirn und entrüstete sich. »Das ist schlecht, zum Teufel, dass sie es weiß! Sie sollte es nicht wissen! Was ist mit dir los, Leo? Und wenn sie nicht unterhaltsam sein will, wenn sie sich als bösartig unzuverlässig erweist? Was dann?«

Bonhart änderte seinen Gesichtsausdruck nicht. »Dann«, sagte er, »lassen wir in der Arena deine Bulldoggen auf sie los. Die waren, soweit ich mich erinnere, immer zuverlässig unterhaltsam.«

Ciri schwieg lange, rieb sich die verunstaltete Wange.

»Ich begann zu verstehen«, sagte sie schließlich. »Ich begann zu verstehen, was sie mit mir machen wollten. Ich spannte mich an, war entschlossen, bei der ersten Möglichkeit zu fliehen ... Ich war zu jedem Risiko bereit. Aber sie gaben mir keine Gelegenheit. Sie bewachten mich gut.« Vysogota schwieg.

»Sie zerrten mich nach unten. Dort warteten Gäste dieses dicken Houvenaghel. Wieder lauter Originale! Woher kommen auf der Welt so viele sonderbare Wundertiere, Vysogota?«

»Sie vermehren sich. Natürliche Auslese.«

Der erste von den Männern war kleinwüchsig und dicklich, er erinnerte eher an einen Halbling als an einen Menschen, er war sogar wie ein Halbling gekleidet – bescheiden, hübsch, adrett und in Pastelltönen. Der andere Mann, obwohl in fortgeschrittenem Alter, hatte Kleidung und Statur eines Soldaten, er trug ein Schwert, und auf der Schulter seiner schwarzen Jacke blitzte eine silberne Spange, die einen Drachen mit Fledermausflügeln darstellte. Die Frau war hellhaarig und dünn, hatte eine leicht hakenförmige Nase und schmale Lippen. Ihr pistazienfarbenes Kleid war stark dekolletiert. Das war kein besonders guter Einfall. Das Dekollete hatte nicht viel zu zeigen, abgesehen von faltiger und pergamenttrockener Haut, die mit einer dicken Schicht von Rouge und Blanche bedeckt war.

»Die hochwohlgeborene Marquise de Nementh-Uyvar«, stellte Houvenaghel vor. »Herr Declan Ros aep Maelchlad, Rittmeister der Reserve der Kavallerie seiner kaiserlichen Majestät, des Imperators von Nilfgaard. Herr Pennycuick, Bürgermeister von Claremont. Und das ist Herr Leo Bonhart, mein Verwandter und langjähriger Mitstreiter.«

Bonhart verneigte sich steif.

»Das ist also die kleine Räuberin, die uns heute unterhalten soll«, stellte die dünne Marquise fest und fixierte Ciri aus blassblauen Augen. Ihre Stimme klang heiser, lasziv vibrierend und entsetzlich verkatert. »Nicht besonders schön, würde ich sagen. Aber nicht übel gebaut ... Ein ganz angenehmes ... Körperchen.«

Ciri ruckte herum, stieß die ausgestreckte Hand fort, erbleicht vor Wut und zischend wie eine Schlange.

»Bitte nicht anfassen«, ließ sich Bonhart kalt vernehmen. »Nicht füttern. Nicht reizen. Ich übernehme keine Verantwortung.«

»Das Körperchen« – die Marquise leckte sich die Lippen, ohne ihn zu beachten – »kann man allemal am Bett festbinden, dann ist es zugänglicher. Ob Ihr sie mir ablassen würdet, Herr Bonhart? Mein Marquis und ich lieben solche Körperchen, aber der Herr Houvenaghel macht uns Vorwürfe, wenn wir uns die hiesigen Hirtinnen und Bauernkinder greifen. Der Marquis kann übrigens schon keine Jagd auf Kinderchen mehr machen. Er kann nicht schnell laufen, und das wegen der Schanker und Kondylome, die bei ihm im Schritt aufgegangen sind ...«

»Genug, genug, Mathilda«, sagte Houvenaghel freundlich, aber schnell, als er auf Bonharts Gesicht den Ausdruck wachsenden Ekels sah. »Wir müssen ins Theater gehen. Dem Herrn Bürgermeister ist soeben gemeldet worden, dass Windsor Imbra mit einer Abteilung von Knechten des Barons Casadei in der Stadt eingetroffen ist. Also ist es Zeit für uns.«

Bonhart zog ein kleines Flakon aus der Tasche, wischte mit dem Ärmel über die Onyxplatte eines Tischchens, schüttete ein winziges Hügelchen weißen Pulvers darauf. Er zog Ciri mit der Kette am Halsband heran.

»Du weißt, wie man das verwendet?« Ciri presste die Zähne zusammen.

»Zieh es durch die Nase ein. Oder mach einen Finger mit Spucke nass und reib es dir ins Zahnfleisch.«

»Nein!«

Bonhart wandte nicht einmal den Kopf. »Du wirst es selbst tun«, sagte er leise, »oder ich tue es, aber auf eine Weise, dass alle Anwesenden ihr Vergnügen haben. Du hast nicht nur im Mund und in der Nase Schleimhäute, kleine Ratte. Auch an ein paar anderen komischen Stellen. Ich rufe Knechte, lasse dich ausziehen und festhalten und mache Gebrauch von diesen komischen Stellen.«

Die Marquise de Nementh-Uyvar lachte kehlig auf und schaute zu, wie Ciri mit zitternder Hand nach dem Narkotikum griff.

»Komische Stellen«, sagte sie und leckte sich die Lippen. »Ein interessanter Einfall. Das sollte man irgendwann einmal ausprobieren! H-he, Mädchen, vorsichtig, verschütte das gute Fisstech nicht! Lass mir ein bisschen übrig!«

Das Narkotikum war viel stärker als das, welches sie bei den Ratten probiert hatte. Wenige Augenblicke nach der Einnahme wurde Ciri von einer blendenden Euphorie erfasst, die Gestalten bekamen schärfere Konturen, Licht und Farben stachen in die Augen, die Gerüche reizten die Nase, die Geräusche wurden unerträglich laut, und alles ringsum wurde unwirklich, flüchtig wie ein Traumgebilde. Da waren Treppen, da waren nach schwerem Staub stinkende Gobelins und Wandbehänge, da war das heisere Lachen der Marquise de Nementh-Uyvar. Da war ein Hof, da waren schnelle Regentropfen auf dem Gesicht, das Rucken am Halsband, das sie noch immer trug. Ein riesiges Gebäude mit einem hölzernen Turm und einer großen, abstoßend kitschigen Malerei an der Vorderfront. Die Malerei stellte Hunde dar, die ein Ungeheuer bissen – einen Drachen, einen Greif oder vielleicht eine Wiewerne. Vor dem Eingang zu dem Gebäude waren Menschen. Einer schrie und gestikulierte.

»Das ist widerwärtig! Widerwärtig und sündhaft, Herr Houvenaghel, einen ehemaligen Tempel für eine derart gottlose, unmenschliche und abscheuliche Prozedur zu missbrauchen! Tiere fühlen auch, Herr Houvenaghel! Sie haben auch ihre Würde! Es ist ein Verbrechen, sie aus Gewinnsucht aufeinanderzuhetzen, dem Pöbel zur Freude!«

»Beruhigt Euch, heiligmäßiger Mann! Und mischt Euch nicht ins private Unternehmertum ein! Und überhaupt, hier werden heute keine Tiere aufeinandergehetzt. Kein einziges Tier! Ausschließlich Menschen!«

»Ja, dann entschuldigt.«

Das Innere des Gebäudes war voller Menschen, die auf Bankreihen saßen, welche ein Amphitheater bildeten. In seinem Zentrum befand sich eine im Erdboden ausgehobene Grube, eine kreisrunde Vertiefung von etwa dreißig Fuß Durchmesser, die Wände mit groben Balken abgestützt und von einer Balustrade umgeben. Der Gestank und der Lärm waren betäubend. Wieder fühlte Ciri einen Ruck an dem Halsband, jemand packte sie unter die Achseln, jemand gab ihr einen Stoß. Unvermittelt fand sie sich am Boden der mit Balken gesicherten Grube wieder, auf festgetretenem Sand.

In der Arena.

Die schlagartige Anfangswirkung war vorüber, jetzt hob das Narkotikum nur noch die Stimmung und schärfte die Sinne. Ciri hielt sich die Ohren zu – die auf den Bänken des Amphitheaters wimmelnde Menge lärmte, tobte, pfiff, der Krach war unerträglich. Sie bemerkte, dass sich um ihr rechtes Handgelenk und den Unterarm ein enger Lederschutz spannte. Sie konnte sich nicht erinnern, wann er ihr angelegt worden war.

Sie hörte die bekannte verkaterte Stimme, sah die dünne pistaziengrüne Marquise, den Nilfgaarder Rittmeister, den pastellfarbenen Bürgermeister, Houvenaghel und Bonhart, die eine über der Arena emporragende Loge einnahmen. Wieder hielt sie sich die Ohren zu, denn jemand schlug plötzlich einen metallenen Gong.

»Schaut, Leute! Heute haben wir in der Arena keinen Wolf, keinen Gobiin, keine Endriage! Heute haben wir in der Arena die Mörderin Falka aus der Rattenbande! Wetten nimmt die Kasse am Eingang an! Geizt nicht mit den Groschen, Leute!

Kurzweil kann man nicht essen und nicht trinken, und wer daran spart, macht nichts gut, sondern büßt ein!«

Die Menge brüllte und klatschte. Das Narkotikum wirkte. Ciri zitterte vor Euphorie, ihre Sinne registrierten alles, jede Einzelheit. Sie hörte das dröhnende Lachen Houvenaghels, das verkaterte der Marquise, den kalten Bass Bonharts, das Geschrei des Priesters, der die Tiere verteidigt hatte, das Kreischen von Frauen, das Weinen von Kindern. Sie sah die dunklen Blutflecke auf den Balken, die die Arena eingrenzten, das darin klaffende vergitterte, stinkende Loch. Die schweißglänzenden, viehisch verzerrten Visagen über der Balustrade.

Plötzlich Bewegung, erhobene Stimmen, Flüche. Bewaffnete, die die Menge auseinanderschoben, aber steckenblieben, als sie auf die Mauer einer mit Partisanen bewaffneten Wache trafen. Einen von diesen Leuten hatte sie schon gesehen, sie erinnerte sich an das dunkle Gesicht und das schwarze Schnurrbärtchen, das wie ein mit Holzkohle aufgetragener Strich auf der nervös zuckenden Oberlippe aussah.

»Herr Windsor Imbra?« Die Stimme Houvenaghels. »Aus Geso? Der Seneschall des hochwohlgeborenen Barons Casadei? Willkommen, unser Willkommen den ausländischen Gästen. Nehmt eure Plätze ein, das Spektakel wird gleich beginnen. Aber vergesst bitte nicht, am Eingang zu bezahlen!«

»Ich bin nicht zum Vergnügen hier, Herr Houvenaghel! Ich bin dienstlich hier! Bonhart weiß, wovon ich spreche!«

»Tatsächlich? Leo? Du weißt, wovon der Herr Seneschall spricht?«

»Keine Späßchen! Wir sind hier unser fünfzehn! Wir wollen Falka holen! Gebt sie uns, sonst gibt es Ärger!«

»Ich verstehe nicht, wieso du dich so aufregst, Imbra.« Houvenaghel zog die Brauen zusammen. »Aber ich weise dich darauf hin, hier ist nicht Geso und nicht das Land eures Herrn Barons. Wenn ihr Geschrei macht oder ausfallend werdet, dann lasse ich euch mit Ochsenziemern davonjagen.«

»Nichts für ungut, Herr Houvenaghel!«, lenkte Windsor Imbra ein. »Aber das Recht ist auf unserer Seite! Der hier anwesende Bonhart hat Falka dem Baron Casadei versprochen. Er hat sein Wort gegeben. Soll er sehen, wie er aus seiner Verpflichtung herauskommt!«

»Leo?« Houvenaghel ließ die Backen wabbeln. »Weißt du, wovon er redet?«

»Ich weiß es und gebe ihm recht.« Bonhart stand auf, winkte wegwerfend ab. »Ich werde mich nicht widersetzen und keine Einwände erheben. Das Mädchen ist da, wo, können alle sehen. Wer will, soll sie sich nehmen.« Windsor Imbra schaute verdattert drein, seine Lippe zuckte heftig. »Wie das?«

»Das Mädchen«, wiederholte Bonhart und zwinkerte Houvenaghel zu, »ist für den, der es sich aus der Arena holen will. Tot oder lebendig, ganz nach Belieben.«

»Wie das?«

»Verdammt, allmählich verliere ich die Geduld!« Bonhart täuschte geschickt Wut vor. »Wie, wie, nichts als wie! Verdammter Leierkasten! Wie? Na so, wie du willst! Wenn es dir passt, dann wirf ihr vergiftetes Fleisch hin wie einer Wölfin. Aber ich weiß nicht, ob sie es fressen wird. Dumm sieht sie nicht aus, oder? Nein, Imbra. Wer sie kriegen will, muss sich schon selber die Mühe machen. Dort in der Arena. Du willst Falka haben? Dann nimm sie!«

»Du hältst mir diese Falka vor die Nase wie einem Wels einen Frosch an der Angel«, knurrte Windsor Imbra. »Ich traue dir nicht, Bonhart. Ich wittere doch, dass in diesem Köder ein eiserner Haken steckt!«

»Zu der guten Witterung für Eisen kann man gratulieren.« Bonhart stand auf, holte unter der Bank das in Fano erhaltene Schwert hervor, zog es aus der Scheide und warf es in die Arena, so geschickt, dass sich die Klinge senkrecht in den Sand bohrte, zwei Schritt von Ciri entfernt. »Da wäre dann auch das Eisen. Deutlich sichtbar, überhaupt nicht verborgen. Denn ich lege keinen Wert auf dieses Weibsbild; wer will, soll sie nehmen. Wenn er kann.«

Die Marquise de Nementh-Uyvar lachte nervös auf. »Wenn er kann!«, wiederholte sie mit ihrem verkaterten Kontraalt. »Denn jetzt hat das Körperchen schon ein Schwert. Bravo, Herr Bonhart. Mir war der Gedanke zuwider, das Körperchen wehrlos diesen Strolchen zum Fraß vorzuwerfen.«

»Herr Houvenaghel.« Windsor Imbra stemmte die Hände in die Hüften, ohne die dünne Aristokratin auch nur eines Blickes zu würdigen. »Dieses Spektakel findet unter Euren Auspizien statt, denn das Theater gehört ja Euch. Sagt mir doch nur, nach welchen Regeln wir hier spielen sollen, nach Euren oder denen von Bonhart?«

»Nach denen des Theaters«, erwiderte Houvenaghel und lachte brüllend, dass ihm Bauch und Bulldoggenbacken wackelten. »Denn es stimmt zwar, dass das Theater mir gehört, aber unser König ist der Kunde, der bezahlt, der stellt die Forderungen! Der Kunde bestimmt die Regeln. Wir aber, die Kaufleute, müssen uns an diese Regeln halten: Was der Kunde verlangt, muss er bekommen.«

»Der Kunde? Das heißt, diese Leute?« Windsor Imbra deutete mit weit ausholender Geste auf die vollen Sitzbänke. »Alle diese Leute sind gekommen und haben bezahlt, um sich ein Spektakel anzusehen?«

»Geschäft ist Geschäft«, erwiderte Houvenaghel. »Wenn nach etwas Nachfrage besteht, warum sollte man das nicht verkaufen? Die Leute zahlen für einen Wolfskampf? Für Kämpfe zwischen Endriagen und Aardvarken? Wenn Hunde auf einen Dachs in einem Fass oder auf eine Wiewerne gehetzt werden? Was wunderst du dich da, Imbra? Die Leute brauchen Spiele und Spektakel wie das täglich Brot, was sag ich, mehr noch. Viele von denen, die hierher gekommen sind, haben es sich vom Munde abgespart. Aber schau, wie ihnen die Augen glänzen. Sie können es nicht abwarten, dass das Spektakel losgeht.«

»Und dafür«, setzte Bonhart mit giftigem Lächeln hinzu, »muss wenigstens der Anschein von Sportlichkeit gewahrt werden. Der Grimbart, ehe ich ihn, den Mistkerl, aus dem Fass herausziehe, kann beißen, so ist es sportlich. Und das Mädchen hat eine Klinge. Soll es auch hier sportlich zugehen. Was, gute Leute? Habe ich recht?«

Die guten Leute bestätigten durcheinander, aber laut und freudig, dass Bonhart vollauf recht hatte.

»Dem Baron Casadei«, sagte Windsor Imbra langsam, »wird das nicht gefallen, Herr Houvenaghel, ich sage Euch, es wird ihm nicht gefallen. Ich weiß nicht, ob es sich für Euch lohnt, mit ihm Streit anzufangen.«

»Geschäft ist Geschäft«, wiederholte Houvenaghel und bewegte die Backen. »Baron Casadei weiß das gut, eine Menge Geld hat er sich von mir zu niedrigen Zinsen geborgt, und wenn er kommt, um noch mehr zu borgen, dann werden wir unseren Streit irgendwie beilegen. Aber kein ausländischer Herr Baron wird sich in meine private und individuelle Unternehmertätigkeit einmischen. Hier sind Wetten abgeschlossen worden, und die Leute haben Eintritt bezahlt. In diesen Sand, dort in der Arena, muss Blut sickern.«

»Muss?«, brüllte Windsor Imbra. »Einen Scheißdreck muss es! Ich hätte große Lust, Euch zu zeigen, dass gar nichts muss! Ich gehe einfach meiner Wege und reite weg, schau mich nicht mal um. Dann könnt Ihr Euer eigenes Blut hier versickern lassen! Mir wird schon bei dem Gedanken übel, mich für die Belustigung des Pöbels herzugeben!«

»Soll er gehen.« Aus der Menge trat plötzlich ein bis an die Augen zugewachsener Typ in einem Wams aus Pferdeleder. »Soll er gehen, wenn ihm übel ist. Mir wird da nicht übel. Es hieß, wer die Ratten erledigt, kriegt 'ne Belohnung. Ich melde mich und gehe in die Arena.«

»Kommt nicht in Frage!«, schrie plötzlich einer von Imbras Leuten los, ein nicht besonders großer, aber sehniger und kräftig gebauter Mann. Sein Haar war dicht, zerzaust und zu einem Weichselzopf verfilzt. »Wir waren zuerst da! Nicht wahr, Jungs?«

»Klar doch, war'n wir!«, sekundierte ihm ein zweiter, dünner, mit einem Spitzbärtchen. »Wir sind als Erste dran! Und du sei nicht so ehrpusselig, Windsor! Das Gesindel guckt zu, na und? Falka ist in der Arena, wir brauchen nur die Hand auszustrecken und sie zu nehmen. Und das Pack soll ruhig Glotzaugen machen, ist uns doch egal!«

»Und wir können noch was gutmachen dabei!«, wieherte ein dritter, der ein Doublett von lebhaftem Amarantrot trug. »Wenn schon Sport, dann richtig, nicht wahr, Herr Houvenaghel? Wenn Spektakel, dann richtig! Hier war von einer Belohnung die Rede!«

Houvenaghel lächelte breit und nickte bestätigend, dass stolz und majestätisch seine Backen wabbelten.

»Und wie«, wollte der mit dem Spitzbärtchen wissen, »stehen die Wetten?«

»Vorerst«, sagte der Kaufmann lächelnd, »wird noch nicht auf den Ausgang des Kampfes gesetzt! Vorerst steht es drei gegen eins, dass nicht einer von euch sich in die Absperrung wagen wird.«

»Phuuu!«, brüllte Pferdeleder. »Ich wag es! Ich bin bereit!«

»Verpiss dich, hab ich gesagt«, brüllte Weichselzopf zurück. »Wir waren zuerst da und sind als Erste dran. Na los, worauf warten wir?«

»Zu wie vielen können wir da zu ihr auf den Platz?« Amarantrot rückte den Gürtel zurecht. »Oder dürfen wir bloß einzeln?«

»Ach, ihr Hurensöhne!«, schrie ganz unerwartet der pastell-farbene Bürgermeister auf, mit einer Stimme wie ein Ochse, die gar nicht zu seiner Statur passte. »Wollt ihr vielleicht zu zehnt gegen die eine? Vielleicht zu Pferde? Vielleicht auf Streitwagen? Vielleicht solltet ihr euch im Zeughaus ein Katapult ausborgen, damit ihr von weitem Felsbrocken auf das Mädchen schmeißen könnt? Was?«

»Gut, gut«, unterbrach ihn Bonhart, der sich rasch mit Houvenaghel beraten hatte. »Es soll Sport sein, aber Spaß machen soll es auch. Ihr könnt zu zweit antreten. Als Paar, heißt das.«

»Aber die Belohnung«, warnte Houvenaghel, »wird nicht verdoppelt! Wenn ihr zu zweit seid, müsst ihr teilen.«

»Wieso als Paar? Wieso zu zweit?« Weichselzopf warf mit einer heftigen Bewegung den Mantel von den Schultern. »Schämt ihr euch nicht, Jungs? Das ist doch bloß 'n Mädel! Pfui! Tretet zurück. Ich geh selber und leg sie um. Was soll schon dabei sein?«

»Ich will Falka lebendig haben!«, protestierte Windsor Imbra. »Zum Teufel mit euren Kämpfen und Duellen! Ich mache Bonharts Spektakel nicht mit, ich will das Mädel! Lebendig! Ihr geht zu zweit, du und Stavro. Und holt sie dort heraus.«

»Für mich«, wiederholte Stavro, der mit dem Spitzbärtchen, »ist es eine Zumutung, zu zweit auf so ein dürres Ding loszugehen.«

»Der Baron wird dir diese Zumutung mit Florins versüßen. Aber nur für die Lebendige!«

»Also ist der Baron ein Geizhals.« Houvenaghel lachte laut, dass Bauch und Bulldoggenbacken zitterten. »Und Sportsgeist hat er nicht die Bohne. Und keine Lust, so etwas bei anderen zu belohnen! Ich hingegen unterstütze den Sport. Und hiermit erhöhe ich die Belohnung. Wer allein in diese Arena geht und sie allein, auf eigenen Füßen wieder verlässt, dem zahle ich mit dieser Hand hier, aus diesem Beutel hier nicht zwanzig, sondern dreißig Florin.«

»Worauf warten wir dann noch?«, schrie Stavro. »Ich gehe als Erster!«

»Langsam!«, rief der kleine Bürgermeister abermals mit Donnerstimme. »Das Mädchen hat nur dünnes Leinen auf dem Buckel! Also zieh auch du diesen Lederpanzer aus, Soldat. Das ist sportlich!«

»Hol euch die Pest!« Stavro warf die mit Eisen besetzte Jacke ab, worauf er sich das Hemd über den Kopf zog und Schultern und Brust entblößte, dünn und wie bei einem Pavian behaart. »Hol euch die Pest, ihr Herren, mitsamt eurem beschissenen Sport! So werde ich gehen, mit bloßer Haut! Ach! Soll ich die Hose auch noch ausziehen?«

»Zieh auch die Beinkleider aus!«, krächzte die Marquise de Nementh-Uyvar lasziv. »Dann zeigt sich, ob du nicht nur mit dem Mund ein Mann bist!«

Mit donnerndem Applaus belohnt, zog der bis zum Gürtel nackte Stavro die Waffe, warf ein Bein über die Balken der Barriere, wobei er Ciri aufmerksam im Blick behielt. Ciri kreuzte die Hände vor der Brust. Sie tat nicht einmal einen Schritt zu dem in den Sand gespießten Schwert hin. Stavro zögerte.

»Tu es nicht«, sagte Ciri sehr leise. »Zwing mich nicht ... Ich lasse mich nicht anrühren.«

»Nichts für ungut, Mädel.« Stavro sprang über die Barriere. »Ich habe nichts gegen dich. Aber Geschäft ist Geschäft...«

Er sprach nicht zu Ende, denn Ciri war schon bei ihm, hatte schon Schwalbe in der Hand – so nannte sie in Gedanken den Gnomen-Gwyhyr. Sie verwendete den einfachsten, geradezu kinderleichten Ausfall, eine Finte namens »drei Schrittchen« – doch Stavro fiel darauf herein. Er tat einen Schritt nach hinten und hob instinktiv das Schwert, und schon war er ihr ausgeliefert – er stand mit dem Rücken an den die Arena abgrenzenden Balken, und die Schneide von Schwalbe hatte er einen Zoll vor der Nasenspitze.

»Dieses Kunststückchen«, erklärte Bonhart der Marquise, wobei er das Gebrüll und die Bravorufe überschrie,

»heißt >drei Schrittchen, Finte und Ausfall in der Terz<. Eine billige Nummer, ich hatte von dem Mädchen etwas Raffinierteres erwartet. Aber man muss zugeben – wenn sie wollte, wäre der Typ schon nicht mehr am Leben.«

»Töte ihn! Töte ihn!«, schrien die Zuschauer, während Houvenaghel und der Bürgermeister den nach unten gekehrten Daumen zeigten. Aus Stavros Gesicht wich das Blut, auf den Wangen traten hässliche Pickel und Pockennarben hervor.

»Ich habe dir gesagt, zwing mich nicht«, zischte Ciri. »Ich will dich nicht töten! Aber ich lasse mich nicht anrühren. Geh zurück, woher du gekommen bist.«

Sie trat zurück, drehte sich um, senkte das Schwert und schaute zu der Loge hinauf. »Ihr spielt mit mir?«, rief sie mit brechender Stimme. »Ihr wollt mich zum Kampf zwingen? Zum Töten? Ihr zwingt mich nicht. Ich werde nicht kämpfen!«

»Hast du gehört, Imbra?«, erklang in der Stille Bonharts spöttische Stimme. »Reiner Profit! Und keinerlei Risiko! Sie wird nicht kämpfen. Man kann sie also aus der Arena holen und lebendig zu Baron Casadei schaffen, damit er sich nach Belieben mit ihr vergnügt. Ihr könnt sie ohne Gefahr nehmen! Mit bloßen Händen!«

Windsor Imbra spuckte aus. Stavro, den Rücken noch immer an die Balken gepresst, atmete schwer, hielt krampfhaft das Schwert in der Hand.

Bonhart lächelte. »Aber, Imbra, ich wette Brillanten gegen Nüsse, dass es euch nicht gelingen wird.«

Stavro atmete heftig aus. Es hatte den Anschein, dass das Mädchen, das mit dem Rücken zu ihm stand, abgelenkt war, unkonzentriert. Er brüllte auf vor Wut, Scham und Hass. Und hielt es nicht aus. Er griff an. Schnell und heimtückisch.

Das Publikum sah nicht, wie sie auswich und zurückschlug. Es sah nur, wie sich Stavro auf Falka stürzte, plötzlich ballettreif hochsprang, worauf er auf wenig ballettmäßige Art vornüber in der Sand fiel und der Sand sich augenblicklich voll Blut sog.

»Die Instinkte setzen sich durch!«, überschrie Bonhart die Menge. »Die Reflexe funktionieren! Was, Houvenaghel? Hab ich's nicht gesagt? Du wirst sehen, die Bulldoggen werden nicht notwendig sein!«

»Was für ein schönes und einträgliches Schauspiel.« Houvenaghel kniff vor Vergnügen sogar die Augen zusammen.

Stavro erhob sich auf die vor Anstrengung zitternden Arme, warf den Kopf hin und her, schrie auf, röchelte, spuckte Blut und fiel auf den Sand zurück.

»Wie hieß dieser Hieb, Herr Bonhart?«, krächzte die Marquise de Nementh-Uyvar lasziv und rieb die Knie aneinander.

»Das war eine Improvisation.« Unter den Lippen des Kopfgeldjägers, der die Marquise keines Blickes würdigte, blitzten die Zähne hervor. »Eine schöne, schöpferische und, wie ich sagen würde, geradezu viszerale Improvisation. Ich habe von einem Ort gehört, wo sie solch improvisiertes Bauchaufschlitzen lehren. Ich wette, dass unser Fräulein diesen Ort kennt. Ich weiß schon, wer sie ist.«

»Zwingt mich nicht!«, schrie Ciri, und in ihrer Stimme erklang ein wahrlich gespenstischer Ton. »Ich will nicht! Versteht ihr? Ich will nicht!«

»Dieses Weib stammt aus der Hölle!« Amarantrot sprang geschickt über die Barriere, umkreiste sofort die Arena, um Ciri von dem auf der anderen Seite hereinspringenden Weichselzopf abzulenken. Hinter Weichselzopf setzte Pferdeleder über die Barriere.

»Unfaires Spiel!«, schrie der halblinggroße, für sauberes Spiel empfängliche Bürgermeister Pennycuick auf, und mit ihm brüllte die Menge. »Drei gegen eine! Unfaires Spiel!«

Bonhart lächelte. Die Marquise leckte sich die Lippen und begann heftiger die Beine hin und her zu bewegen.

Der Plan der drei war einfach – das zurückweichende Mädchen gegen die Balken zu drängen, und dann würden zwei sie blockieren, der dritte sie töten. Es wurde nichts daraus. Aus einem einfachen Grunde. Das Mädchen wich nicht zurück, sondern griff an.

Sie glitt mit einer tänzerischen Pirouette zwischen ihnen hindurch, so fließend, dass sie kaum den Sand berührte. Den Weichselzopf schlug sie im Vorübergehen, genau dort, wo sie hinschlagen musste. An der Halsschlagader. Der Hieb war so leicht, dass sie nicht aus dem Rhythmus kam; sie ging elegant in die entgegengesetzte Drehung über, so schnell, dass kein einziger Tropfen von dem Blut auf sie fiel, das in fast ellenlangem Strahl aus dem Hals von Weichselzopf spritzte. Amarantrot, der sich hinter ihr befand, wollte ihr ins Genick schlagen, doch der heimtückische Hieb stieß klingend auf die Parade des über den Rücken geschwungenen Schwertes. Ciri drehte sich federnd weg, schlug beidhändig zu, gab dem Hieb mit einer scharfen Hüftbeugung noch mehr Kraft. Die dunkle Gnomenklinge war wie ein Rasiermesser, sie schlitzte zischend und schmatzend den Bauch auf. Amarantrot heulte auf, stürzte zusammengekrümmt in den Sand. Pferdeleder sprang heran, versuchte einen Stich auf die Gurgel des Mädchens zu, sie jedoch wich mit einer Drehung aus, wandte sich fließend um und versetzte ihm einen kurzen Hieb mit der Mitte der Klinge ins Gesicht, spaltete Auge, Nase, Mund und Kinn.

Das Publikum brüllte, pfiff, trampelte und heulte. Die Marquise de Nementh-Uyvar legte beide Hände zwischen die zusammengepressten Schenkel, leckte sich die glänzenden Lippen und lachte in verkatertem, nervösem Kontraalt. Der Nilfgaarder Rittmeister der Reserve war bleich wie Velinpapier. Eine Frau versuchte, einem Kind die Augen zuzuhalten, das sich loszureißen versuchte. Ein grauhaariger Alter in der ersten Reihe übergab sich heftig und geräuschvoll, den Kopf zwischen die Knie gesenkt.

Pferdeleder schluchzte, die Hände am Gesicht, unter seinen Fingern quoll mit Schleim und Speichel vermischtes Blut hervor. Amarantrot wälzte sich und quiekte wie ein Schwein. Weichselzopf hörte auf, über die Balken zu kratzen, die glitschig waren von dem Blut, das im Takt des Herzschlages aus ihm herausspritzte.

»Zu Hiilfeee!«, heulte Amarantrot und hielt krampfhaft die aus seinem Bauch hervorquellenden Eingeweide fest.

»Ka-meraaaden! Zu Hiilfeee!«

»Phyyy ... bbuuu ... bhyyy ...« Pferdeleder spuckte und rotzte Blut.

»Tö-te-ihn! Tö-te-ihn!«, skandierte das Publikum und trampelte den Takt dazu. Den kotzenden Alten hatten sie von der Bank und mit Fußtritten an die Galerie gedrängt.

»Brillanten gegen Nüsse«, ertönte inmitten des Trubels Bonharts spöttischer Bass, »dass es niemand mehr wagt, in die Arena zu gehen. Brillanten gegen Nüsse, Imbra! Ach, was sag ich – sogar Brillanten gegen taube Nüsse!«

»Tö-ten!« Gebrüll, Getrampel, Klatschen. »Tö-ten!«

»Fräulein!«, schrie Windsor Imbra und winkte seine Untergebenen herbei. »Lass uns die Verwundeten holen! Lass uns in die Arena kommen und sie wegtragen, ehe sie verbluten und sterben! Sei doch ein Mensch, Fräulein!«

»Ein Mensch«, zwang sich Ciri zu wiederholen, während sie spürte, dass jetzt das Adrenalin in ihr zu sprudeln begann. Sie beherrschte sich rasch, indem sie mehrmals ausatmete, wie sie es gelernt hatte.

»Kommt herein und holt sie«, sagte sie. »Aber kommt ohne Waffen. Seid auch ihr Menschen. Wenigstens dies eine Mal.«

»Nein!«, brüllte und skandierte die Menge. »Tö-ten! Töten!«

»Ihr niederträchtiges Vieh!« Ciri wandte sich geschmeidig um, ließ den Blick über die Tribünen und Bänke schweifen. »Ihr nichtswürdigen Schweine! Ihr Kanaillen! Ihr räudigen Hurensöhne! Ihr wollt Blut? Kommt her, kommt 'runter, schmeckt es und riecht es! Leckt es auf, ehe es getrocknet ist! Viehzeug! Vampire!«

Die Marquise stöhnte, begann zu zittern, verdrehte die Augen und lehnte sich weich an Bonhart, ohne die Hand zwischen den Schenkeln wegzunehmen. Bonhart runzelte die Stirn und schob sie weg, keineswegs um Feingefühl bemüht. Die Menge heulte. Jemand warf eine angebissene Wurst in die Arena, ein anderer einen Stiefel, noch jemand warf eine Gurke nach Ciri. Sie hieb die Gurke mit dem Schwert mittendurch, was mit noch größerem Geschrei quittiert wurde.

Windsor Imbra und seine Leute hoben Amarantrot und Pferdeleder an. Als man ihn bewegte, begann Amarantrot zu brüllen, Pferdeleder indes wurde ohnmächtig. Weichselzopf und Stavro gaben bereits keinerlei Lebenszeichen mehr von sich. Ciri hatte sich so zurückgezogen, dass sie möglichst entfernt stand, soweit es die Arena erlaubte. Auch Imbras Leute bemühten sich, Distanz zu ihr zu halten.

Windsor Imbra stand reglos da. Er schaute Ciri unter gesenkten Lidern hervor an, die Hand aber lag am Griff des Schwertes, das er entgegen dem Versprechen nicht abgelegt hatte, als er die Arena betrat.

»Nein«, warnte sie ihn, fast ohne die Lippen zu bewegen. »Zwing mich nicht. Bitte.« Imbra war bleich. Die Menge trampelte, brüllte und heulte.

»Hör nicht auf sie!« Wieder überschrie Bonhart den Lärm. »Zieh das Schwert! Sonst erfährt die Welt, dass du ein Feigling und Hosenscheißer bist! Von der Alba bis zur Jaruga wird man hören, dass Windsor Imbra vor einem minderjährigen Mädchen davongelaufen ist, mit eingezogenem Schwanz wie ein Köter!«

Imbras Klinge glitt einen Zoll weit aus der Scheide. »Nein«, sagte Ciri. Die Klinge glitt zurück.

»Feigling!«, schrie jemand aus der Menge. »Memme! Hasenfuß!«

Imbra ging mit steinernem Gesicht zum Rande der Arena. Ehe er die ihm herabgestreckten Hände der Kameraden ergriff, wandte er sich noch einmal zurück.

»Du weißt wohl schon, was dich erwartet, Mädchen«, sagte er leise. »Du weißt wohl schon, wer Leo Bonhart ist. Du weißt wohl schon, wozu Leo Bonhart imstande ist. Was ihn erregt. Man wird dich in Arenen stoßen. Du wirst zum Vergnügen solcher Schweine und Lumpen töten, wie diese hier. Und noch schlimmer. Und wenn es ihnen keinen Spaß mehr macht, dass du tötest, wenn Bonhart die von dir verübte Gewalt langweilig wird, dann wird er dich töten. Er wird so viele in die Arena schicken, dass du den Rücken nicht decken kannst. Oder er hetzt Hunde auf dich. Die Hunde werden dich zerreißen, und der Pöbel wird Blut riechen und applaudieren. Und du verreckst auf dem dreckigen Sand. So wie heute diejenigen, die du erledigt hast. Du wirst an meine Worte denken.« Seltsam, erst jetzt bemerkte sie den kleinen Wappenschild auf seinem emaillierten Ringkragen.

Ein aufgerichtetes silbernes Einhorn im schwarzen Feld. Ein Einhorn.

Ciri senkte den Kopf. Schaute auf die durchbrochene Schwertklinge. Plötzlich wurde es sehr still.

»Bei der Großen Sonne«, ließ sich plötzlich Declan Ros aep Maelchlad vernehmen, der Nilfgaarder Rittmeister der Reserve, der bisher geschwiegen hatte. »Nein. Tu das nicht, Mädchen. Ne tuv'en que'ss, luned!«

Ciri drehte Schwalbe langsam in der Hand herum, stützte den Knauf auf den Sand. Sie beugte das Knie. Mit der rechten Hand die Klinge haltend, zielte sie mit der linken die Spitze präzise unters Brustbein. Die Schneide durchstieß augenblicklich die Kleidung, stach sie.

Nur nicht anfangen zu weinen, dachte Ciri, während sie immer stärker gegen das Schwert drückte. Nur nicht weinen, es gibt nichts, weswegen ich weinen müsste oder worum. Eine heftige Bewegung, und alles ist vorbei...

»Du bringst es nicht fertig«, erklang in der vollkommenen Stille Bonharts Stimme. »Du bringst es nicht fertig, Hexerin. In Kaer Morhen haben sie dir beigebracht zu töten, also tötest du wie eine Maschine. Instinktiv. Um sich

selbst zu töten, braucht es Charakter, Kraft, Entschlossenheit und Mut. Aber das konnten sie dir nicht beibringen.«

»Wie du siehst, hatte er recht«, brachte Ciri mit Mühe hervor. »Ich habe es nicht fertiggebracht.«

Vysogota schwieg. Er hielt einen Nutriapelz. Reglos. Schon lange. Er hatte diesen Pelz beim Zuhören beinahe vergessen.

»Ich habe gekniffen. Ich war feige. Und ich habe dafür bezahlt. So, wie jeder Feigling bezahlt. Mit Schmerz, Schande, widerwärtiger Unterwerfung. Und entsetzlicher Abscheu vor mir selbst.«

Vysogota schwieg.

Wenn sich in jener Nacht jemand zu der Hütte mit dem eingesackten Strohdach geschlichen hätte, wenn er durch einen Spalt in einem Fensterladen gelugt hätte, so hätte er im spärlich erhellten Inneren einen graubärtigen Greis und ein aschblondes Mädchen erblickt, die am Kamin saßen. Er hätte bemerkt, dass beide schwiegen, den Blick auf die rubinrot glühenden Kohlen gerichtet.

Doch niemand konnte das sehen. Die Hütte mit dem eingesackten und moosbewachsenen Strohdach war gut in Nebel und Dunst verborgen, inmitten grenzenlosen Röhrichts, in den Sümpfen des Pereplut, wohin sich niemand wagte.

5

*Wer Menscbenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden.*

*Genesis* 9,6

*Viele, die leben, verdienen den Tod. Und manche, die sterben, verdienen das Leben. Kannst du es ihnen geben? Dann sei auch nicht so rasch mit einem Todesurteil bei der Hand. Denn selbst die ganz Weisen können nicht alle Absichten erkennen.*

John Ronald Reuel Tolkien

*Wahrlich, es bedarf großen Hochmutes und großer Blindheit, um das Blut, das vom Schafott fließt, Gerechtigkeit zu nennen.*

Vysogota von Corvo

»Was suchte in Hexer auf meinem Gebiet?« , wiederholte Fulko Artevelde, der Präfekt von Riedbrune, schon sichtlich ungeduldig ob des andauernden Schweigens. »Wo kommt der Hexer her? Wohin will er? Zu welchem Zweck?«

Das wäre dann das Ende des Vergnügens mit den guten Taten, dachte Geralt, während er das von verdickten Narben gezeichnete Gesicht des Präfekten betrachtete. So endet es, wenn man aus Barmherzigkeit für eine Bande verdreckter Hinterwäldler den edlen Hexer spielt. So endet der Wunsch nach Luxus und Übernachtung in Herbergen, in denen sich immer ein Spitzel findet. Das sind die Folgen, wenn man mit einem tratschsüchtigen Verseschmied reist. So sitze ich nun in einem an eine Zelle erinnernden Raum ohne Fenster, auf einem harten, am Boden befestigten Stuhl für Verhöre, und an der Lehne dieses Stuhls, wie man nicht umhinkommt zu bemerken, sind Klammern und Lederriemen. Um die Hände zu fesseln und den Hals zu fixieren. Vorerst werden sie nicht verwendet, aber sie sind da.

Und wie, zum Kuckuck, soll ich mich jetzt aus dieser Bredouille herauswinden?

Als sie nach fünf Tagen Reise mit den Zeidlern aus dem Flussland endlich aus der Wildnis heraus- und in durchnässtes Gebüsch kamen, hörte es auf zu regnen, der Wind trieb den Dunst und den feuchten Nebel auseinander, die Sonne drang durch die Wolken. Und in der Sonne blitzten schneeweiße Berggipfel.

Wenn noch vor gar nicht langer Zeit der Fluss Jaruga für sie eine deutliche Zäsur war, eine Grenze, deren Überschreitung den offensichtlichen Übergang zur nächsten, ernsteren Etappe des Expedition bildete, so fühlten sie jetzt erst recht, dass sie sich einer Schranke näherten, einer Barriere, einem Ort, von dem man nur noch zurückweichen konnte. Ein jeder spürte es, allen voran Geralt – es konnte nicht anders sein, da sie von früh bis spät die mächtige, gezackte, mit Schnee und Gletschern blinkende Gebirgskette vor sich hatten, die sich im Süden erhob und den Weg versperrte. Die Amellberge. Und den sogar über die Sägekontur des Amells aufragenden, be- drohlich majestätischen, wie die Schneide eines Misericordes scharfkantigen Obelisken der Gorgo, des Teufelsberges. Sie sprachen nicht darüber, diskutierten nicht, doch Geralt spürte, was alle dachten. Denn wenn er auf die Amellkette und die Gorgo schaute, erschien auch ihm der Gedanke, weiter nach Süden zu marschieren, wie blanker Wahnsinn.

Zum Glück stellte sich plötzlich heraus, dass sie nicht weiter nach Süden mussten.

Die Nachricht brachte ihnen jener zottelhaarige Zeidler aus der Wildnis, dessentwegen sie die letzten fünf Tage als bewaffnete Eskorte eines Trecks aufgetreten waren. Jener Gatte und Vater der schönen Hamadryaden, in deren Gesellschaft er aussah wie ein Keiler neben Stuten. Der versucht hatte, sie zu belügen, indem er behauptete, die Druiden seien auf den Nordfall abgewandert.

Das geschah einen Tag nach ihrer Ankunft in der Kleinstadt Riedbrune, die, geschäftig wie ein Ameisenhaufen, das Ziel der Zeidler und Fallensteller aus dem Flussland war. Es geschah einen Tag, nachdem sie sich von den eskortierten Zeidlern verabschiedet hatten, die den Hexer nicht mehr brauchten und von denen er daher nicht erwartete, noch einen zu Gesicht zu bekommen. Umso größer war seine Verwunderung.

Der Zeidler nämlich begann damit, dass er Geralt wortreich dankte und ihm einen Beutel voll Kleingeld überreichte, sein Hexerhonorar. Er nahm es an, wobei er die etwas spöttischen Blicke von Regis und Cahir spürte, bei denen er sich während des Marsches mehr als einmal über die menschliche Undankbarkeit beklagt und betont hatte, wie sinnlos, ja dumm uneigennütziger Altruismus sei.

Und da schrie der aufgeregte Zeidler endlich die Neuigkeit heraus: »Also, die Mistelschneider, das heißt die Druiden, sitzen, lieber Herr Hexer, also die sitzen in den Eichenwäldern am See Loc Monduirn, und dieser See befindet sich, also, fünfunddreißig Meilen in westlicher Richtung.«

Diese Nachrichten hatte der Zeidler in der Aufkaufstelle für Honig und Wachs in Riedbrune von einem Verwandten gehört, und der Verwandte hatte sie seinerseits von einem Bekannten, der Diamantensucher war. Als aber der Zeidler von den Druiden erfahren hatte, war er, was das Zeug hielt, herbeigelaufen, um es mitzuteilen. Und jetzt strahlte er vor Glück, Stolz und Wichtigkeit wie jeder Lügner, dessen Lüge sich zufällig als wahr erweist.

Geralt hatte ursprünglich vor, unverzüglich zum Loc Monduirn aufzubrechen, doch seine Gefährten protestierten lebhaft. Im Besitz des Geldes von den Zeidlern, erklärten Regis und Cahir, dazu in einer Stadt, wo mit allem gehandelt wurde, sollten sie Ausrüstung und Proviant auffüllen. Und noch Pfeile kaufen, fügte Milva hinzu, denn von ihr werde andauernd Wildbret verlangt, und sie habe nicht vor, mit angespitzten Stöcken zu schießen. Wenigstens eine Nacht in einem Bett in einer Herberge schlafen, setzte Rittersporn hinzu, und vor dem Zubettgehen baden und sich einen hübschen Bierrausch antrinken.

Die Druiden, meinten alle im Chor, würden nicht weglaufen.

»Obwohl es reiner Zufall ist«, fügte der Vampir Regis mit sonderbarem Lächeln hinzu, »ist unsere Mannschaft auf dem absolut richtigen Wege und zielt in die absolut richtige Rich tung. Es ist uns folglich offensichtlich und unweigerlich vorherbestimmt, auf die Druiden zu treffen; ein, zwei Tage Verspätung spielen keine Rolle.

Was hingegen die Eile angeht«, merkte er philosophisch an, »so ist der Eindruck, dass die Zeit fürchterlich drängt, für gewöhnlich ein Alarmsignal, das es nahelegt, das Tempo zu verlangsamen, in Ruhe zu handeln und mit der angebrachten Überlegung.«

Geralt widersprach nicht und sperrte sich nicht. Er brachte auch nichts gegen die Philosophie des Vampirs vor, obwohl die Albträume, die ihn nachts heimsuchten, eher zur Eile gemahnten. Abgesehen davon, dass er außerstande war, sich nach dem Erwachen an den Inhalt dieser Träume zu erinnern.

Es war der siebzehnte September, Vollmond. Bis zum Herbstäquinoktium blieben sechs Tage.

Milva, Regis und Cahir übernahmen es, Einkäufe zu machen und die Ausrüstung zu vervollständigen. Geralt und Rittersporn hingegen wollten auf Kundschaft ausgehen und im Städtchen Riedbrune eine Zunge ausfindig machen.

Riedbrune, in einer Schleife des Flusses Newi gelegen, war eine kleine Stadt, wenn man von der Menge der gemauerten und hölzernen Gebäude ausging, die innerhalb des Ringes von palisadengekrönten Erdwällen lagen. Doch die von den Wällen eingeschlossene Bebauung bildete gegenwärtig nur das Stadtzentrum, und wohnen konnte hier höchstens ein Zehntel der Bevölkerung. Neun Zehntel indes lebten in dem lärmenden Meer aus Hütten, Katen, Buden, Verschlagen, Schuppen, Zelten und Wohnwagen.

Als Cicerone diente dem Hexer und dem Dichter der Verwandte des Zeidlers, ein junger, geriebener, arroganter Mann, ein typisches Exemplar eines städtischen Pflastertreters, der im Rinnstein geboren worden war, in so manchem Rinnstein gebadet und in so manchem seinen Durst gelöscht hatte. Im Lärm, Gedränge, Schmutz und Gestank der Stadt fühlte sich dieser junge Mann wie eine Forelle in einem kristallklaren Gebirgsbach, und die Gelegenheit, jemanden durch seinen abstoßenden Ort zu führen, freute ihn sichtlich. Ohne sich etwas aus der Tatsache zu machen, dass niemand ihn fragte, lieferte der Straßenjunge begeistert Erklärungen. Er erklärte, dass Riedbrune eine wichtige Etappe für die Nilfgaarder Siedler sei, die nach Norden zogen, um das vom Kaiser versprochene Land zu erhalten: vier Hufen oder rund fünfzig Morgen. Und dazu noch zehn Jahre Steuerfreiheit. Riedbrune liege nämlich an der Mündung des Tales Dol Newi, das die Amellberge den Theodula-Pass entlang durchschneide, der den Nordfall und das Flussland mit Mag Turga, Geso, Metinna und Maecht verbinde, Ländern, die schon seit langem Nilfgaard Untertan seien. Die Stadt Riedbrune, erklärte er, sei für die Siedler die letzte Stadt, in der man noch auf etwas mehr zählen könne als auf sich selbst, sein Weib und was man auf dem Wagen habe. Deshalb lagere auch der Großteil der Siedler ziemlich lange vor der Stadt, schöpfe Atem für den letzten Sprung an die Jaruga und über sie hinweg. Und viele von ihnen, setzte er mit dem Stolz des Rinnsteinpatrioten hinzu, bleibe für immer in der Stadt, denn die Stadt, oho, das sei Kultur, nicht irgend so ein nach Dung stinkendes Kuhdorf.

Die Stadt Riedbrune stank kräftig, unter anderem auch nach Dung.

Geralt war vor Jahren einmal hier gewesen, erkannte sie aber nicht wieder. Zu viel hatte sich verändert. Früher waren nicht so viele Kavalleristen in schwarzen Panzern und Mänteln zu sehen gewesen, mit silbernen Emblemen an den Schulterstücken. Früher war nicht überall die Nilfgaarder Sprache erklungen. Früher hatte es nicht gleich bei der Stadt einen Steinbruch gegeben, in dem abgerissene, schmutzige, ausgemergelte und blutbeschmierte Menschen Steinblöcke zu Quadersteinen und Kleinpflaster zerklopften, von schwarzgekleideten Aufsehern mit Peitschen geschlagen.

Hier sei viel Nilfgaarder Militär stationiert, erklärte ihr Führer, aber nicht auf Dauer, nur für die Pausen auf den Märschen und auf der Jagd nach den Partisanen von der Organisation »Freier Nordfall«. Eine starke Nilfgaarder Besatzung werde man herschicken, wenn sich anstelle der alten Holzbefestigung eine große gemauerte Festung erheben werde. Eine Festung aus den im Steinbruch behauenen Steinen. Die da Steine klopften, seien Kriegsgefangene. Aus Lyrien, aus Aedirn, neuerdings aus Sodden, Brügge, Angren. Und aus Temerien. Hier in Riedbrune seien an die vierhundert Gefangene bei der Arbeit. Gut fünfhundert arbeiteten in den Bergwerken und Tagebauen in der Gegend von Belhaven, und über tausend bauten Brücken und eine glatte Straße am Theodula- Pass.

Auf dem Marktplatz des Städtchens hatte auch zu Geralts Zeiten ein Schafott gestanden, aber ein wesentlich bescheideneres. Es hatte darauf nicht so viele Vorrichtungen gegeben, die widerwärtige Assoziationen weckten, und an Galgen, Pfählen, Gabeln und Stangen hatten nicht so viele ekelerregende und nach Fäulnis stinkende Dekorationen gehangen.

Das mache Herr Fulko Artevelde, der vor kurzem zum Militärpräfekten ernannt worden sei, erklärte der Straßenjunge mit Blick auf das Schafott und die Fragmente menschlicher Anatomie, die es schmückten. Da habe Herr Fulko wieder jemanden dem Henker übergeben. Mit Herrn Fulko sei nicht zu spaßen, fügte er hinzu. Ein strenger Herr sei das.

Der Diamantensucher, der Bekannte des Straßenjungen, den sie in einer Schenke fanden, machte auf Geralt keinen guten Eindruck. Er befand sich nämlich in jenem zitternd-bleichen halb nüchternen, halb betrunkenen, halb wirklichen Zustand nahe dem Traum, in den ein Mensch gerät, wenn er etliche Tage und Nächte ohne Unterbrechung durchtrinkt. Dem Hexer sank sogleich der Mut. Es sah danach aus, dass die sensationellen Nachrichten über die Druiden ihren Ursprung in einem gewöhnlichen Delirium tremens hatten.

Der verkaterte Diamantensucher beantwortete die Fragen jedoch bei Bewusstsein und sinnvoll. Rittersporns Vorwurf, er sehe nicht wie ein Diamantensucher aus, parierte er witzig, indem er sagte, wenn er auch nur einen Diamanten fände, würde er so aussehen. Den Aufenthaltsort der Druiden am See Monduirn beschrieb er konkret und genau, ohne malerische Ausschmückungen und aufgeblasen-mythomanisches Getue. Er erlaubte sich die Frage, was die Reisenden bei den Druiden suchten, und mit verachtungsvollem Schweigen bedacht, warnte er, zu den Eichen der Druiden zu gehen sei der sichere Tod, da die Druiden Eindringlinge zu fangen pflegten, sie in

»Weidenpuppen« sperrten und unter Gebeten, Gesängen und Anrufungen bei lebendigem Leibe verbrannten. Das grundlose Gerücht und der finstere Aberglaube wanderten, wie sich zeigte, mit den Druiden mit und hielten wacker Schritt, ohne auch nur einen Pfeilschuss weit zurückzubleiben.

Das weitere Gespräch wurde von neun mit Partisanen bewaffneten Soldaten in schwarzen Uniformen unterbrochen, die auf den Schulterstücken das Zeichen der Sonne trugen.

»Seid Ihr«, fragte der die Soldaten befehligende Unteroffizier, wobei er sich mit einem Eichenstock gegen die Wade schlug, »der Hexer namens Geralt?«

»Ja«, erwiderte Geralt nach kurzem Zögern. »Sind wir.«

»Dann wollt uns bitte folgen.«

»Woher die Gewissheit, dass ich das will? Bin ich verhaftet?«

Der Soldat schaute ihn einen endlos scheinenden Moment lang an, und das irgendwie ohne Respekt. Es stand außer Zweifel, dass seine achtköpfige Eskorte ihm die Dreistigkeit dazu verlieh.

»Nein«, sagte er schließlich. »Ihr seid nicht verhaftet. Es ist nicht befohlen, Euch zu verhaften. Wenn es befohlen wäre, hätte ich Euch anders gefragt, mein Herr. Ganz anders.«

Geralt rückte den Schwertgürtel zurecht, ziemlich demonstrativ. »Und ich«, erwiderte er kalt, »hätte anders geantwortet.«

»Na, na, die Herren.« Rittersporn hatte sich entschlossen einzuschreiten, wobei er auf sein Gesicht etwas legte, was er für das Lächeln eines mit allen Wassern gewaschenen Diplomaten hielt. »Wozu dieser Ton? Wir sind anständige Leute, brauchen die Obrigkeit nicht zu fürchten, ja, wir helfen der Obrigkeit bereitwillig. Soweit sich dazu Gelegenheit bietet, versteht sich. Und dafür ist uns auch die Obrigkeit etwas schuldig, nicht wahr, Herr Militär? Und sei es so eine Kleinigkeit wie die Erklärung der Gründe, aus denen sie unsere bürgerlichen Freiheiten einzuschränken gedenkt.«

»Es ist Krieg, mein Herr«, entgegnete der Soldat, von dem Redefluss keineswegs beeindruckt. »Freiheiten, wie der Name schon sagt, sind etwas für Friedenszeiten. Was aber die Gründe angeht, die wird Euch der Herr Präfekt erklären. Ich führe Befehle aus und keine Diskussionen.«

»Wo er recht hat, hat er recht«, räumte der Hexer ein und zwinkerte dem Troubadour leicht zu. »Also führt mich zur Präfektur, Herr Soldat. Du, Rittersporn, geh zu den anderen zurück und sag ihnen, was geschehen ist. Tut, was zu tun ist. Regis wird schon wissen, was.«

»Was tut ein Hexer auf dem Nordfall? Was sucht er hier?«

Der die Frage gestellt hatte, war ein breitschultriger, dunkelhaariger Mann mit einem narbenbedeckten Gesicht und einer Lederklappe über der linken Augenhöhle. In einer dunklen Gasse konnte der Anblick dieses zyklopischen Gesichts so mancher Brust einen Laut des Entsetzens entlocken. Durchaus zu Unrecht, wenn man bedachte, dass es das Gesicht von Herrn Fulko Artevelde war, des Präfekten von Riedbrune, des ranghöchsten Hüters von Recht und Ordnung in der ganzen Gegend.

»Was sucht ein Hexer auf dem Nordfall?«, wiederholte der ranghöchste Hüter des Rechts in der ganzen Gegend. Geralt seufzte, zuckte mit den Schultern, täuschte Gleichgültigkeit vor. »Ihr kennt doch die Antwort auf Eure Frage, Herr Präfekt. Dass ich Hexer bin, könnt Ihr doch nur von den Zeidlern aus dem Flussland erfahren haben, die mich zum Schutz ihres Marsches hierher angestellt haben. Und als Hexer suche ich auf dem Nordfall oder anderswo in der Regel Möglichkeiten, Geld zu verdienen. Ich wandre in die Richtung, die mir meine Auftraggeber weisen.«

»Logisch.« Fulko Artevelde nickte. »Zumindest dem Anschein nach. Von den Zeidlern habt Ihr Euch vor zwei Tagen getrennt. Aber Ihr habt vor, weiter nach Süden zu marschieren, in etwas sonderbarer Gesellschaft. Mit welchem Ziel?«

Geralt schaute nicht zu Boden, hielt dem sengenden Blick des einen Auges des Präfekten stand. »Bin ich verhaftet?«

»Nein. Vorerst nicht.«

»Dann sind Ziel und Richtung meines Marsches meine Privatangelegenheit. Wie ich annehme.«

»Ich würde jedoch Ehrlichkeit und Offenheit empfehlen. Und sei es nur, um zu beweisen, dass Ihr Euch keiner Schuld bewusst seid und weder das Recht noch die zu seinem Schutz angetretene Obrigkeit fürchtet. Ich will versuchen, die Frage zu wiederholen: Welches Ziel verfolgt Eure Reise, Hexer?«

Geralt zögerte kurz. »Ich versuche, zu den Druiden zu gelangen, die früher in Angren gelebt haben, jetzt aber in diese Gegend gezogen sein sollen. Das war ohne Schwierigkeiten von den Zeidlern zu erfahren, die ich eskortiert habe.«

»Wer hat Euch gegen die Druiden angeheuert? Haben die Naturschützer womöglich eine Person zu viel in der Weidenpuppe verbrannt?«

»Märchen, Gerüchte, Aberglaube, sonderbar bei einem gebildeten Menschen. Ich suche bei den Druiden Informationen, nicht ihr Blut. Aber wirklich, Herr Präfekt, es scheint mir, dass ich schon gar zu offen war, um zu beweisen, dass ich mir keiner Schuld bewusst bin.«

»Es geht nicht um Eure Schuld. Zumindest nicht nur. Es wäre mir jedoch lieb, wenn in unserem Gespräch Töne gegenseitigen Entgegenkommens dominieren würden. Entgegen dem Anschein ist nämlich der Zweck dieses Gesprächs – unter anderem –, dir und deinen Gefährten das Leben zu bewahren.«

Geralt antwortete nicht gleich. »Ihr habt mich außerordentlich neugierig gemacht, Herr Präfekt. Unter anderem. Ich werde mit wahrlich großer Aufmerksamkeit Eure Erklärungen hören.«

»Zweifellos. Wir werden zu diesen Erklärungen kommen, aber schrittweise. In Etappen. Habt Ihr schon einmal, Herr Hexer, von der Einrichtung des Kronzeugen gehört? Wisst Ihr, was das ist?«

»Ich weiß. Jemand, der sich der Verantwortung entziehen will, indem er die Kumpels verpfeift.«

»Eine starke Vereinfachung«, erklärte Fulko Artevelde ohne ein Lächeln, »übrigens typisch für die Nordlinge. Ihr überdeckt oft Bildungslücken mit sarkastischer und karikierender Vereinfachung, die ihr witzig findet. Hier auf dem Nordfall, Herr Hexer, gilt das Recht des Imperiums. Genauer gesagt, hier wird das Recht des Imperiums gelten, wenn die hier herrschende Gesetzlosigkeit mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist. Das beste Mittel, Gesetzlosigkeit und Banditentum auszumerzen, ist das Schafott, das Ihr sicherlich auf dem Marktplatz gesehen habt. Aber manchmal eignet sich auch die Einrichtung des Kronzeugen.«

Er machte eine Kunstpause. Geralt unterbrach sie nicht.

»Unlängst«, fuhr der Präfekt fort, »ist es uns gelungen, eine Bande jugendlicher Verbrecher in einen Hinterhalt zu locken. Die Banditen leisteten Widerstand und sind umgekommen ...«

»Aber nicht alle, nicht wahr?«, vermutete Geralt ohne Umschweife; ihn begann die ganze Schönrednerei schon ein wenig zu langweilen. »Einen habt ihr lebendig ergriffen. Ihm wurde Begnadigung versprochen, wenn er Kronzeuge wird. Das heißt, wenn er jemanden belastet. Und belastet hat er mich.«

»Wie kommt Ihr darauf? Hattet Ihr irgendwelche Kontakte zur hiesigen Verbrecherwelt? Jetzt oder früher?«

»Nein. Hatte ich nicht. Weder jetzt noch früher. Verzeiht daher, Herr Präfekt, aber diese ganze Angelegenheit ist entweder ein totales Missverständnis oder Schwindel. Oder eine gegen mich gerichtete Provokation. In letzterem Fall würde ich vorschlagen, keine Zeit zu verlieren, sondern zur Sache zu kommen.«

»Der Gedanke an eine gegen Euch gerichtete Provokation scheint Euch nicht loszulassen«, bemerkte der Präfekt und rieb sich die von einer Narbe verunstalteten Brauen. »Ob Ihr vielleicht doch entgegen allen Versicherungen Gründe habt, das Recht zu fürchten?«

»Nein. Stattdessen beginne ich zu fürchten, dass der Kampf gegen das Verbrechen hier schnell, in Bausch und Bogen und ohne große Einzelheiten geführt wird, ohne langwierige Prüfung, ob jemand schuldig ist oder nicht. Aber vielleicht ist das nur eine karikierende Vereinfachung, typisch für einen dummen Nordling. Wobei besagter Nordling immer noch nicht versteht, auf welche Weise der Präfekt von Riedbrune ihm das Leben retten wird.« Fulko Artevelde betrachtete ihn eine Zeitlang schweigend. Dann klatschte er in die Hände. »Bringt sie herein«, befahl er dem gerufenen Soldaten.

Geralt beruhigte sich mit ein paar Atemzügen, denn plötzlich hatte ein bestimmter Gedanke bei ihm Herzklopfen und verstärkten Adrenalinausstoß bewirkt. Kurz darauf musste er die nächsten paar Atemzüge machen, musste sogar – ein beispielloser Vorgang – mit der unterm Tisch verborgenen Hand ein *Zeichen* ausführen. Die Wirkung – auch dies beispiellos – war gleich null. Ihm wurde heiß. Und kalt.

Denn die Wachposten stießen Ciri ins Zimmer.

»Oh, sieh da«, sagte Ciri, gleich nachdem man sie auf den Stuhl gesetzt und ihr die Hände nach hinten gedreht hatte, hinter die Lehne. »Sieh da, was hier der Wind hergeweht hat!«

Artevelde machte eine kurze Geste. Einer der Wachposten, ein großer Kerl mit dem Gesicht eines nicht besonders aufgeweckten Kindes, holte in aller Ruhe aus und haute Ciri eine runter, dass der Stuhl wackelte.

»Verzeiht ihr, Euer Gnaden«, sagte der Posten entschuldigend und überraschend sanft. »Sie ist jung, dumm. Leichtsinnig.«

»Angouleme«, sagte Artevelde langsam und deutlich. »Ich habe versprochen, dass ich dich anhöre. Aber das heißt, dass ich mir deine Antworten auf meine Fragen anhören werde. Deine Possen gedenke ich mir nicht anzuhören. Du wirst dafür bestraft. Hast du verstanden?«

»Ja, Onkelchen.«

Eine Geste. Ein Schlag. Der Stuhl wackelte.

»Ist jung«, murmelte der Posten und rieb sich die Hand an der Hüfte. »Leichtsinnig ...«

Aus der hochgereckten Nase des Mädchens – Geralt sah schon, dass es nicht Ciri war, und konnte sich über seine Verwechslung nur wundern – rann ein dünner Faden Blut. Das Mädchen zog heftig die Luft durch die Nase und lächelte raubtierhaft.

»Angouleme«, wiederholte der Präfekt. »Hast du mich verstanden?«

»Jawohl, Herr Fulko.«

»Wer ist das, Angouleme?«

Das Mädchen zog abermals die Luft ein, neigte den Kopf, starrte Geralt aus großen Augen an. Nussbraunen, nicht grünen. Dann schüttelte sie den unordentlichen Schopf strohblonder Haare, die ihr in fürwitzigen Strähnen auf die Stirn fielen.

»Den habe ich noch nie gesehen.« Sie leckte sich das Blut ab, das ihr auf die Lippe gelaufen war. »Aber ich weiß, was das für einer ist. Ich habe Euch das doch schon gesagt, Herr Fulko, jetzt seht Ihr, dass ich nicht gelogen habe. Er heißt Geralt. Ist Hexer. So vor zehn Tagen hat er die Jaruga überquert und ist nach Toussaint unterwegs. Stimmt das, weißhaariges Onkelchen?«

»Ist jung ... leichtsinnig ...«, sagte der Posten rasch und schaute ein wenig beunruhigt zum Präfekten.

Doch Fulko Artevelde runzelte nur die Stirn und schüttelte den Kopf. »Du wirst noch auf dem Schafott Witzchen machen, Angouleme. Schön, weiter im Text. Mit wem, meinst du, ist dieser Hexer Geralt unterwegs?«

»Das habe ich Euch auch gesagt! Mit einem Schönling namens Rittersporn, der ist Troubadour und hat eine Laute dabei. Mit einer jungen Frau, die hat dunkelblonde Haare, die im Nacken abgeschnitten sind. Ihren Namen weiß ich nicht. Und mit einem Mann, ohne Beschreibung, der Name ist auch nicht gefallen. Zusammen sind es vier.« Geralt stützte das Kinn auf die Fäuste, musterte mit Interesse das Mädchen.

Angouleme senkte den Blick nicht. »Du hast vielleicht Augen«, sagte sie. »So was von komisch!«

»Weiter, weiter, Angouleme«, drängte sie mit gerunzelter Stirn der Präfekt. »Wer gehört noch zur Gesellschaft dieses Hexers?«

»Niemand. Ich hab doch gesagt, es sind vier. Hast du keine Ohren, Onkelchen?«

Eine Geste, ein Schlag, das Blut floss wieder. Der Wachposten massierte sich die Hand an der Hüfte und enthielt sich jeder Bemerkung über den Leichtsinn der Jugend.

»Du lügst, Angouleme«, sagte der Präfekt. »Wie viele sind es, frage ich nochmals?«

»Wie Ihr wollt, Herr Fulko. Wie Ihr wollt. Wie's beliebt. Es sind zweihundert. Dreihundert! Sechshundert!«

»Herr Präfekt!« Geralt kam einem Befehl zum Schlagen schnell und scharf zuvor. »Lassen wir das, wenn möglich. Das, was sie gesagt hat, ist so präzise, dass von Lüge keine Rede sein kann, eher von unvollständiger Informiertheit. Aber woher hat sie die Information? Sie hat selbst zugegeben, dass sie mich zum ersten Mal im Leben sieht. Ich sehe sie auch zum ersten Mal. Das versichere ich Euch.«

»Danke« – Artevelde sah ihn scheel an – »für die Hilfe bei den Ermittlungen. Welchen Wert sie auch haben mag. Wenn ich beginne, Euch zu verhören, werdet Ihr hoffentlich ebenso redselig sein. Angouleme, hast du gehört, was der Herr Hexer gesagt hat? Rede. Und lass dich nicht bitten.«

»Es hieß« – das Mädchen leckte das aus der Nase rinnende Blut weg –, »wenn man der Obrigkeit ein geplantes Verbrechen meldet, wenn man verrät, wer eine Gaunerei plant, dann wird man begnadigt. Na, ich rede doch, oder? Ich weiß von einem ausgeheckten Verbrechen, ich will die Untat verhindern. Hört, was ich sage: Nachtigall und seine Hanse warten in Belhaven auf diesen Hexer hier und sollen ihn dort kaltmachen. Den Auftrag hat ihnen ein Halbelf gegeben, ein Fremder, weiß der Teufel woher, niemand kennt ihn. Alles hat dieser Halbelf gesagt: wer, wie er aussieht, woher er eintrifft, wohin er abreisen wird, in welcher Gesellschaft. Er hat gewarnt, dass das ein Hexer ist, nicht irgendein Weichei, sondern ein Schlaukopf, dass sie nicht die Helden spielen sollen, sondern ihm einen Stich in den Rücken verpassen, ihn mit der Armbrust erschießen oder am besten vergiften, wenn er in Belhaven etwas isst oder trinkt. Der Halbelf hat Nachtigall dafür Geld gegeben. Viel Geld. Und nach Erledigung hat er mehr versprochen.«

»Nach Erledigung«, bemerkte Fulko Artevelde. »Also ist dieser Halbelf immer noch in Belhaven? Mit der Bande von Nachtigall?«

»Vielleicht. Das weiß ich nicht. Es ist schon über zwei Wochen her, dass ich von Nachtigalls Hanse weggelaufen bin.«

»Das wäre also der Grund, aus dem du ihn verpfeifst?« Der Hexer lächelte. »Persönliche Rechnungen?«

Die Augen des Mädchens verengten sich, die geschwollenen Lippen verzogen sich abstoßend. »Einen Scheißdreck gehen dich meine Rechnungen an, Onkelchen! Und wenn ich sie verpfeife, rette ich dir das Leben, oder? Könntest dich bedanken!«

»Ich danke.« Wieder kam Geralt einem Befehl zum Schlagen zuvor. »Ich wollte nur anmerken, dass, wenn es um Abrechnungen geht, deine Glaubwürdigkeit sinkt, Kronzeugin. Leute verpfeifen andere, um ihre Haut und ihr Leben zu retten, aber sie lügen, wenn sie sich rächen wollen.«

»Unsere Angouleme hat keinerlei Chancen, ihr Leben zu retten«, fiel ihm Fulko Artevelde ins Wort. »Aber die Haut, das ja, die will sie retten. Für mich ist das ein absolut glaubwürdiger Beweggrund. Was, Angouleme? Du willst deine Haut retten, nicht wahr?«

Das Mädchen presste die Lippen zusammen. Und erbleichte sichtlich.

»Banditenmut«, sagte der Präfekt voller Verachtung. »Und Hosenscheißermut. In der Überzahl angreifen, die Schwachen ausrauben, die Wehrlosen umbringen, das ja. Dem Tod in die Augen zu sehen, das ist schon schwerer. Das könnt ihr nicht mehr.«

»Das werden wir noch sehen«, knurrte sie.

»Wir werden es sehen«, bestätigte Fulko ernst. »Und hören. Die Lunge wirst du dir auf dem Schafott ausschreien, Angouleme.«

»Ihr habt Gnade versprochen.«

»Und ich halte mein Versprechen. Wenn sich das, was du gestanden hast, als wahr erweist.«

Angouleme ruckte auf dem Stuhl herum, schien mit ihrem ganzen schmächtigen Körper auf Geralt zu zeigen.

»Und das«, schrie sie, »was ist das? Nicht die Wahrheit? Soll er doch leugnen, dass er Hexer ist und Geralt heißt! Der sagt mir hier noch, dass ich unglaubwürdig bin! Dann soll er doch nach Belhaven reiten, da gibt es einen besseren Beweis, dass ich nicht lüge! Seine Leiche werdet ihr im Rinnstein finden. Bloß dass ihr dann sagt, ich habe das Verbrechen nicht verhindert, und nichts ist mit Gnade! Ja? Schwindler seid ihr, verdammich! Nichts als Schwindler!«

»Schlagt sie nicht«, sagte Geralt. »Bitte.«

In seiner Stimme lag etwas, das die halberhobenen Hände des Präfekten und des Postens aufhielt.

Angouleme zog Luft die Nase hoch und schaute ihn durchdringend an. »Danke, Onkelchen«, sagte sie. »Aber Schlagen ist weiter nichts, wenn sie wollen, sollen sie schlagen. Ich bin von klein auf geschlagen worden, hab mich dran gewöhnt. Wenn du gut sein willst, dann bestätige, dass ich die Wahrheit sage. Damit sie Wort halten. Sollen sie mich, verdammich, aufhängen.«

»Bringt sie weg«, befahl Fulko und gebot mit einer Geste Geralt, der protestieren wollte, Schweigen.

»Wir brauchen sie nicht mehr«, erklärte er, als sie allein waren. »Ich weiß alles und werde Euch Erklärungen geben. Und dann bitte ich um Gegenseitigkeit.«

»Zuerst« – die Stimme des Hexers war kalt – »erklärt, worum es in diesem lärmenden Finale ging. Das mit der sonderbaren Bitte endete, aufgehängt zu werden. Als Kronzeugin hat das Mädchen doch das Seine getan.«

»Noch nicht.«

»Wie das?«

»Homer Straggen, genannt Nachtigall, ist ein ausnehmend gefährlicher Gauner. Grausam und dreist, gewieft und nicht dumm, dazu hat er noch Glück. Die Tatsache, dass er straflos davonkommt, stachelt andere an. Ich muss damit Schluss machen. Darum habe ich mich auf eine Übereinkunft mit Angouleme eingelassen. Ich habe versprochen, dass, wenn im Ergebnis ihres Geständnisses Nachtigall gefasst und seine Bande zerschlagen wird, wir Angouleme hängen.«

»Wie bitte?« Der Hexer übertrieb die Verwunderung nicht. »So also sieht hier die Einrichtung des Kronzeugen aus? Für Zusammenarbeit mit der Obrigkeit – der Strick? Und für die Verweigerung der Zusammenarbeit was?«

»Der Pfahl. Mit vorangehendem Ausstechen der Augen und Aufreißen der Brust mit glühenden Zangen.« Der Hexer sagte kein Wort.

»Das nennt man ein abschreckendes Beispiel«, fuhr Fulko Artevelde nach einer Weile fort. »Absolut unerlässlich im Kampf mit dem Banditenunwesen. Was ballt Ihr die Fäuste, dass ich beinahe die Knöchel knacken höre? Seid Ihr vielleicht ein Anhänger des humanen Tötens? Ihr könnt Euch diesen Luxus leisten, denn Ihr kämpft ja hauptsächlich gegen Wesen, die, so lächerlich es klingen mag, auch human töten. Ich kann mir solchen Luxus nicht leisten. Ich habe Händlerkarawanen und Häuser gesehen, die von Nachtigall und seinesgleichen ausgeraubt wurden. Ich habe gesehen, was man Menschen angetan hat, damit sie Verstecke verraten oder die magischen Schlüsselwörter für Schatullen und Kassen. Ich habe Frauen gesehen, bei denen sich Nachtigall mit dem Messer vergewissert hat, ob sie nicht Wertgegenstände versteckt hatten. Ich habe Menschen gesehen, denen noch Schlimmeres angetan wurde, nur damit die Räuber ihren Spaß hatten. Angouleme, deren Schicksal Euch so bewegt, hat sich an derlei Spaßen beteiligt, das ist sicher. Sie war lange genug bei der Bande. Und wäre nicht der reine Zufall gewesen, dass sie von der Bande fortgelaufen ist, hätte niemand von dem Hinterhalt in Belhaven erfahren, und Ihr hättet sie auf andere Weise kennengelernt. Vielleicht wäre sie es gewesen, die Euch mit der Armbrust in den Rücken geschossen hätte.«

»Ich mag dieses Was-wäre-wenn nicht. Kennt Ihr den Grund, aus dem sie von der Bande geflohen ist?«

»Ihr Geständnis war in dieser Frage nebelhaft, und meine Leute wollten sich damit nicht verzetteln. Aber alle wissen, dass Nachtigall zu den Männern gehört, die Frauen auf ihre, ich würde sagen, primär natürliche Rolle reduzieren. Wenn es ihm nicht anders gelingt, zwingt er der Frau diese Rolle mit Gewalt auf. Hinzu sind sicherlich noch Generationskonflikte gekommen. Nachtigall ist ein reifer Mann, aber die übrigen Kumpane Angoulemes sind solche Grünschnäbel wie sie selbst. Aber das sind Spekulationen, im Grunde kümmert mich das nicht. Und Euch, erlaube ich mir zu fragen, warum kümmert Euch das? Warum weckt Angouleme auf den ersten Blick bei Euch so lebhafte Emotionen?«

»Eine seltsame Frage. Das Mädchen meldet einen Anschlag auf mich, den ihre ehemaligen Kumpane im Auftrag irgendeines Halbelfs planen. Das ist schon an sich sensationell, denn ich habe keinerlei alte Händel mit irgendwelchen Halbelfen. Das Mädchen weiß zudem, in wessen Gesellschaft ich reise. Mit solchen Einzelheiten wie denen, dass der Troubadour Rittersporn heißt und die Frau einen abgeschnittenen Zopf hat. Just wegen dieses Zopfes übrigens vermute ich hinter alledem Lüge oder eine Provokation. Es wäre keine Kunst, sich jemanden von den Zeidlern zu greifen, mit denen ich die letzte Woche unterwegs war, und ihn auszufragen. Und dann in szeniert man ...«

»Genug!« Artevelde hieb mit der Faust auf den Tisch. »Ihr kommt mir hier gar zu sehr in Fahrt, mein Herr. Ich also sollte hier etwas inszenieren? Und zu welchem Zweck? Um Euch zu betrügen, ins Garn zu locken? Und wer seid dann Ihr, dass Ihr solche Angst vor einer Provokation habt? Nur dem Verbrecher brennt die Mütze, Herr Hexer. Nur dem Verbrecher!«

»Gebt mir eine andere Erklärung.«

»Nein, Ihr werdet sie mir geben.«

»Tut mir leid. Ich habe keine.«

»Ich könnte etwas vorsagen.« Der Präfekt lächelte boshaft. »Aber wozu? Stellen wir die Dinge klar. Mich interessiert nicht, wer Euch tot sehen will und warum. Es kümmert mich nicht, woher dieser Jemand über Euch so hervorragende Informationen hat, bis hin zur Farbe und Länge der Haare. Ich will noch mehr sagen: Ich hätte dir überhaupt nichts von dem Anschlag zu erzählen brauchen, Hexer. Ich hätte deine Gesellschaft in aller Ruhe als nichtsahnenden Köder für Nachtigall benutzen können. Euch beobachten, abwarten, bis Nachtigall Haken, Schnur, Gewicht und Schwimmer verschluckt hat. Und ihn dann fassen. Denn um ihn geht es mir, an ihm bin ich interessiert. Und dass ihr da schon ins Gras gebissen hättet? Ha, ein notwendiges Übel, Selbstkosten!«

Er verstummte. Geralt gab keinen Kommentar ab.

»Ihr sollt wissen, mein Herr Hexer«, fuhr der Präfekt nach kurzer Pause fort, »dass ich mir geschworen habe, dass auf diesem Terrain das Recht herrschen soll. Um jeden Preis und mit allen Mitteln, *per fas et nefas.* Denn das Recht ist nicht die Jurisprudenz, kein dickes Buch voller Paragraphen, das sind keine philosophischen Traktate, keine zusammengefaselten Hirngespinste von Gerechtigkeit, keine abgedroschenen Phrasen von Moral und Ethik. Das Recht sind sichere Wege und Landstraßen. Das sind Gassen in der Stadt, durch die man sogar nach Einbruch der Dunkelheit spazieren kann. Das sind Herbergen und Schenken, in denen man, wenn man auf den Abort geht, seinen Säckel auf dem Tisch und seine Frau am Tisch lassen kann. Das Recht ist der ruhige Schlaf von Leuten, die sich sicher sind, dass sie vom Hahnenschrei geweckt werden und nicht vom roten Hahn! Und für die, die das Recht brechen – Strick, Beil und glühendes Eisen! Eine Strafe, die andere abschreckt. Diejenigen, die das Recht brechen, muss man ergreifen und bestrafen. Mit allen verfügbaren Mitteln und Methoden ... He, Hexer! Bezieht sich die Missbilligung, die sich auf deinem Gesicht malt, auf das Ziel oder auf die Methoden? Ich denke, auf die Methoden! Denn die Methoden zu kritisieren ist leicht, aber in einer gefahrlosen Welt würdest du leben wollen, was? Na, antworte!«

»Da gibt es nichts zu sagen.«

»Ich denke doch.«

»Mir, Herr Fulko«, erklärte Geralt ruhig, »gefällt die Welt nach deiner Vision und deiner Vorstellung sogar.«

»Wirklich? Deine Miene zeugt von etwas anderem.«

»Eine Welt nach deiner Vorstellung ist eine Welt, genau richtig für einen Hexer. Es wird darin niemals an Arbeit für den Hexer mangeln. Anstatt von Gesetzesbüchern, Paragraphen und zusammengefaselten Phrasen von Gerechtigkeit bringt deine Welt Rechtlosigkeit, Anarchie, Willkür und Eigennutz der kleinen Könige und Selbstherrscher, den Übereifer von Karrieristen, die sich bei ihren Vorgesetzten lieb Kind machen wollen, die blinde Rachsucht von Fanatikern, die Grausamkeit der Selbstjustiz, Revanche und sadistische Rache. Deine Vision ist eine Welt der Angst, in der sich die Leute fürchten, nach Einbruch der Dunkelheit aus dem Hause zu gehen, nicht aus Furcht vor Banditen, sondern vor den Hütern des Rechts, denn große Jagden auf Banditen führen allemal dazu, dass die Banditen en bloc in die Reihen der Gesetzeshüter eintreten. Deine Vision ist eine Welt der Bestechung, der Epressung und der Provokation, eine Welt der Kronzeugen und der falschen Zeugen. Eine Welt des Spitzeltums und der erzwungenen Geständnisse. Der Denunziation und der Furcht vor Denunziation. Und unweigerlich kommt der Tag, da in deiner Welt den Falschen mit Zangen die Brust aufgerissen wird, da Unschuldige gehängt oder gepfählt werden. Und dann wird es eine Welt des Verbrechens sein. Kurzum«, schloss er, »eine Welt, in der sich ein Hexer wie ein Fisch im Wasser fühlen würde.«

»Bitte«, sagte nach kurzem Schweigen Fulko Artevelde, während er sich die von der Lederklappe verdeckte Augenhöhle rieb. »Ein Idealist! Ein Hexer. Ein Profi. Der berufsmäßig tötet. Und dennoch ein Idealist. Und ein Moralist. Das ist in deinem Beruf gefährlich, Hexer. Es ist ein Zeichen, dass du allmählich aus deinem Beruf herauswächst. Eines Tages wirst du zögern, ob du die Striege erschlagen sollst – womöglich ist es eine unschuldige Striege? Womöglich ist das blinde Rache und blinder Fanatismus? Ich wünsche dir nicht, dass es so weit kommt. Wenn aber ... Auch das wünsche ich dir nicht, aber es ist ja möglich. Wenn jemand auf grausame und sadistische Weise eine dir nahestehende Person verletzen würde, dann würde ich gern auf unser Gespräch zurückkommen, auf die Problematik einer Strafe, die der Schuld angemessen ist. Wer weiß, ob sich unsere Ansichten auch dann so sehr unterscheiden würden? Aber heute, hier und jetzt, wird das kein Thema sein, das wir erwägen oder diskutieren. Heute werden wir von konkreten Dingen sprechen. Und das Konkrete bist du.«

Geralt zog leicht eine Braue hoch.

»Obwohl du dich spöttisch über meine Methoden und über meine Vision von der Welt des Rechts geäußert hast, wirst du, mein lieber Hexer, der Verwirklichung dieser Vision dienen. Ich wiederhole: Ich habe mir geschworen, dass die, die das Recht brechen, erhalten, was ihnen gebührt. Alle. Von dem kleinen Gauner, der auf dem Markt die Gewichte fälscht, bis zu dem, der irgendwo auf der Landstraße einen Transport von Bögen und Pfeilen fürs Heer ausgeraubt hat. Räuber, Beutelschneider, Diebe, Banditen. Die Terroristen von der Organisation >Freier Nordfall<, die sich lauthals Freiheitskämpfer nennen. Und Nachtigall. Vor allem Nachtigall. Nachtigall muss seine Strafe erhalten, die Methode ist gleichgültig.

Hauptsache schnell. Bevor die Amnestie verkündet wird und er sich eins ins Fäustchen lacht ... Hexer, ich warte seit Monaten auf etwas, das mir erlaubt, ihm um einen Zug zuvorzukommen. Das mir erlaubt, ihn zu lenken, dafür zu sorgen, dass er einen Fehler macht, den einen entscheidenden Fehler, der sein Verderben ist. Muss ich weiterreden, oder hast du es erraten?«

»Ich habe es erraten, aber redet.«

»Der geheimnisvolle Halbelf, anscheinend der Initiator und Anstifter des Anschlags, hat Nachtigall vor dem Hexer gewarnt, hat Vorsicht empfohlen, von Sorglosigkeit, Arroganz und Großtuerei abgeraten. Ich weiß, dass er Grund dazu hatte. Die Warnung wird jedoch nichts nützen. Nachtigall wird einen Fehler machen. Er wird den Hexer angreifen, der gewarnt und zur Verteidigung bereit ist. Er wird den Hexer angreifen, der den Angriff erwartet. Und das wird das Ende des Räubers Nachtigall sein. Ich will ein Abkommen mit dir schließen, Geralt. Du wirst mein Kronhexer sein. Unterbrich mich nicht. Das Abkommen ist einfach, jede Seite geht eine Verpflichtung ein, jede hält ihre Verpflichtung. Du erledigst Nachtigall. Ich meinerseits ...«

Er verstummte für einen Augenblick, lächelte listig.

»Ich frage nicht, wer ihr seid, woher ihr kommt, wohin und wozu ihr unterwegs seid. Ich frage nicht, warum einer von euch mit kaum merklichem Nilfgaarder Akzent spricht und warum vor dem anderen manchmal Hunde und Pferde scheuen. Ich lasse dem Troubadour Rittersporn nicht den Tubus mit den Aufzeichnungen wegnehmen, überprüfe nicht, wovon diese Aufzeichnungen handeln. Und die kaiserliche Spionageabwehr informiere ich über euch erst, wenn Nachtigall tot ist oder bei mir im Knast sitzt. Sogar später, wozu die Eile? Ich gebe euch Zeit. Und eine Chance.«

»Eine Chance wozu?«

»Nach Toussaint zu gelangen. In jenes lächerliche Fürstentum aus dem Märchen, dessen Grenzen nicht einmal die Nilfgaarder Spionageabwehr zu verletzen wagt. Danach aber kann sich vieles ändern. Es wird eine Amnestie geben. Vielleicht die Ausdehnung über die Jaruga hinweg. Vielleicht sogar einen dauernden Frieden.«

Der Hexer schwieg lange. Das verunstaltete Gesicht des Präfekten war reglos, sein Auge funkelte.

»Einverstanden«, sagte Geralt schließlich.

»Ohne Handel? Ohne Bedingungen?«

»Mit zweien.«

»Ja freilich. Ich höre.«

»Ich muss vorher für ein paar Tage nach Westen reiten. An den See Monduirn. Zu den Druiden, denn ...«

»Hältst du mich zum Narren?«, fiel ihm Fulko Artevelde heftig ins Wort. »Willst du mich hereinlegen? Was für ein Westen? Wohin dein Weg führt, wissen alle! Darunter auch Nachtigall, der just auf deinem Weg seinen Hinterhalt legt. Im Süden, in Belhaven, an der Stelle, wo das Newi-Tal vom Tal Sansretour gekreuzt wird, das nach Toussaint führt.«

»Soll das heißen ...«

»... dass die Druiden nicht am Loc Monduirn sind. Seit fast einem Monat. Sie sind durchs Tal Sansretour nach Toussaint gezogen, unter die Fittiche der Fürstin Anarietta von Beauclair, die eine Schwäche für alle möglichen Sonderlinge, Spinner und Wundertiere hat. Die solchen Leuten bereitwillig Asyl in ihrem kleinen Märchenreich gewährt. Das weißt du doch, Hexer. Halt mich nicht zum Narren. Versuch nicht, mich zu übertölpeln!«

»Ich werde es nicht versuchen«, sagte Geralt langsam. »Ich gebe mein Wort, dass ich es nicht tue. Morgen breche ich nach Belhaven auf.«

»Hast du nicht etwas vergessen?«

»Nein, habe ich nicht. Meine zweite Bedingung: Ich will Angouleme. Du ziehst die Amnestie für sie vor und lässt sie aus dem Kerker. Der Kronhexer benötigt deinen Kronzeugen. Schnell, bist du einverstanden oder nicht?«

»Einverstanden«, erwiderte fast augenblicklich Fulko Artevelde. »Mir bleibt keine Wahl. Angouleme gehört dir. Ich weiß ja, dass du nur ihretwegen mit mir zusammenarbeitest.«

Der Vampir ritt Seite an Seite mit Geralt. Er hörte aufmerksam zu, unterbrach nicht. Der Hexer täuschte sich nicht in seinem Scharfblick.

»Wir sind fünf, nicht vier«, fasste er rasch zusammen, sobald Geralt seine Erzählung beendet hatte. »Wir reisen seit Ende August zu fünft, zu fünft haben wir die Jaruga überquert. Den Zopf hat sich Milva aber erst im Flussland abgeschnitten. So vor einer Woche. Dein blonder Schützling weiß von Milvas Zopf. Kam aber beim Zählen nicht auf fünf. Seltsam.«

»Ist das das Seltsamste bei der ganzen Geschichte?«

»Keineswegs. Das Seltsamste ist Belhaven. Ein Städtchen, in dem uns ein Hinterhalt gelegt worden sein soll. Ein Städtchen, das weit in den Bergen liegt, im Verlauf des Newi-Tals und des Theodula-Passes ...«

»Wohin wir niemals reiten wollten«, schloss der Hexer und trieb Plötze an, die zurückzubleiben begann. »Vor drei Wochen, als jener Räuber Nachtigall von irgendeinem Halbelf den Auftrag angenommen hat, mich zu ermorden, waren wir in Angren, wollten zum Caed Dhu und fürchteten die Ysgith-Sümpfe. Wir wussten nicht einmal, dass wir die Jaruga würden überqueren müssen. Zum Teufel, wir wussten noch heute Morgen nicht, dass ...«

»Wir wussten es«, unterbrach ihn der Vampir. »Wir wussten, dass wir die Druiden suchen. Heute Morgen wie vor drei Wochen. Dieser geheimnisvolle Halbelf organisiert einen Hinterhalt auf dem Weg, der zu den Druiden führt, er ist sich sicher, dass wir genau diesen Weg nehmen werden. Er weiß einfach ...«

»... besser als wir, wo dieser Weg entlangführt.« Der Hexer revanchierte sich dafür, dass Regis ihm ins Wort gefallen war. »Woher weiß er das?«

»Danach wird man ihn fragen müssen. Ebendarum bist du auf das Angebot des Präfekten eingegangen, nicht wahr?«

»Freilich. Ich rechne damit, dass es mir gelingt, mit diesem Herrn Halbelf ein wenig zu plaudern.« Geralt lächelte widerwärtig. »Ehe es aber so weit kommt, drängt sich da nicht eine Erklärung auf? Bietet sie sich nicht von selbst an?«

Der Vampir betrachtete ihn eine Zeitlang schweigend.

»Es gefällt mir nicht, was du sagst, Geralt«, sagte er schließlich. »Es gefällt mir nicht, was du denkst. Ich halte diesen Gedanken für unschön. Für übereilt gefasst, ohne Überlegung. Entstanden aus Vorurteilen und Ressentiments.«

»Wie erklärt sich demnach ...«

»Wie auch immer.« Regis unterbrach ihn in einem Ton, den Geralt bei ihm noch nie gehört hatte. »Wie auch immer, nur nicht so. Ziehst du nicht, zum Beispiel, die Möglichkeit in Betracht, dass dein blonder Schützling einfach lügt?«

»Na, na, Onkelchen!«, rief Angouleme, die hinter ihnen auf dem Maultier namens Draakul ritt. »Wirf mir keine Lügen vor, wenn du es nicht beweisen kannst!«

»Ich bin nicht dein Onkelchen, liebes Kind.«

»Und ich bin nicht dein liebes Kind, Onkelchen!«

»Angouleme« – der Hexer wandte sich im Sattel um –, »sei still.«

»Wie du willst.« Angouleme beruhigte sich augenblicklich. »Du kannst befehlen. Du hast mich aus dem Knast geholt, mich dem Herrn Fulko aus den Klauen gerissen. Auf dich höre ich, du bist jetzt der Anführer der Hanse ...«

»Sei still, bitte.«

Angouleme murmelte etwas vor sich hin, trieb Draakul nicht weiter an und fiel zurück, zumal Regis und Geralt das Tempo erhöhten und Rittersporn, Cahir und Milva einholten, die vor ihnen ritten. Sie ritten auf die Berge zu, am Ufer des Flusses Newi entlang, dessen Wasser, nach den jüngsten Regenfällen trübe und gelbbraun, über Steine und Schwellen schoss. Sie waren nicht allein. Ziemlich oft begegneten sie Nilfgaarder Schwadronen, einzelnen Reitern, Wagen von Siedlern und Karawanen von Kaufleuten.

Im Süden, immer näher und immer bedrohlicher, erhoben sich die Amellberge. Und die spitze Nadel der Gorgo, des Teufelsbergs, die in Wolken versank, mit denen sich rasch der ganze Himmel bezog.

»Wann sagst du es ihnen?«, fragte der Vampir und wies mit dem Blick auf die drei vor ihnen Reitenden.

»Beim Biwak.«

Rittersporn war der Erste, der sich zu Wort meldete, als Geralt zu Ende erzählt hatte. »Berichtige mich, wenn ich mich irre«, sagte er. »Dieses Mädchen, das du bereitwillig und ohne Umstände in unsere Mannschaft aufgenommen hast, ist eine Kriminelle. Um sie vor der Strafe zu bewahren, die sie übrigens verdient hat, hast du dich zur Kollaboration mit den Nilfgaardern entschlossen. Du hast dich anheuern lassen. Was sag ich, nicht nur dich selbst, uns alle. Wir alle sollen den Nilfgaardern helfen, irgendeinen hiesigen Räuber zu ergreifen oder zu Tode zu bringen. Kurzum: Du, Geralt, bist ein Nilfgaarder Söldner geworden, ein Kopfgeldjäger, ein gedungener Mörder. Und wir sind zur Rolle deiner Akoluthen aufgestiegen ... oder auch Famuli...«

»Du hast ein unglaubliches Talent zur Vereinfachung, Rittersporn«, murmelte Cahir. »Oder hast du etwa wirklich nicht begriffen, worum es geht? Redest du nur, um zu reden?«

»Schweig, Nilfgaarder. Geralt?«

»Beginnen wir damit« – der Hexer warf einen Zweig ins Feuer, mit dem er seit längerem gespielt hatte –, »dass mir bei dem, was ich vorhabe, niemand zu helfen braucht. Ich kann das allein erledigen. Ohne Akoluthen und Famuli.«

»Du hast Schneid, Onkelchen«, ließ sich Angouleme vernehmen. »Aber die Hanse von Nachtigall, das sind vierundzwanzig Mann mit Schneid, die fürchten sich sogar vor einem Hexer nicht so leicht, und wenn es um den Schwertkampf geht, da kann noch so wahr sein, was man über die Hexer sagt, aber einer allein hält keinen zwei Dutzend stand. Du hast mir das Leben gerettet, also werde ich es dir mit Gleichem vergelten. Indem ich dich warne. Und dir helfe.«

»Was ist, zum Teufel, eine Hanse?«

»Aen hanse«, erklärte Cahir, »ist in unserer Sprache eine bewaffnete Mannschaft, aber eine, die von Freundschaften zusammengehalten wird ...«

»Eine verschworene Gemeinschaft?«

»So ungefähr. Das Wort ist, wie ich sehe, in den hiesigen Jargon eingegangen ...«

»Eine Hanse ist eine Hanse«, fiel ihm Angouleme ins Wort. »Oder, wie wir sagen, eine Meute oder eine Clique. Was gibt's da zu reden. Ich meine es ernst mit der Warnung. Einer gegen eine ganze Hanse hat keine Chance. Noch dazu, wenn er weder Nachtigall noch sonst jemanden in Belhaven und der Umgegend kennt, weder die Feinde noch Freunde oder Verbündete. Der die Wege nicht kennt, die zur Stadt führen, und da gibt es verschiedene. Ich sag so: Der Hexer schafft es allein nicht. Ich weiß nicht, was bei euch für Bräuche herrschen, aber ich werde den Hexer nicht im Stich lassen. Er hat mich, wie das Onkelchen Rittersporn gesagt hat, bereitwillig und ohne Umstände in eure Mannschaft aufgenommen, obwohl ich eine Kriminelle bin ... Denn mir stinken die Haare ja immer noch nach Zuchthaus, da kann ich sie noch so sehr waschen ... Der Hexer und niemand sonst hat mich da 'rausgeholt. Wofür ich ihm dankbar bin. Darum werde ich ihn nicht im Stich lassen. Ich führe ihn nach Belhaven, zu Nachtigall und diesem Halbelf. Ich gehe zusammen mit ihm.«

»Ich auch«, sagte Cahir sofort.

»Und ich ebenfalls!«, erklärte Milva heftig.

Rittersporn presste den Tubus mit den Manuskripten an die Brust, von dem er sich in letzter Zeit keinen Augenblick lang getrennt hatte. Man sah, dass er mit seinen Gedanken kämpfte. Und dass die Gedanken am Gewinnen waren.

»Meditiere nicht, Dichter«, sagte Regis sanft. »Da gibt's ja nichts zu schämen. Zur Teilnahme an einem blutigen Kampf auf Schwerter und Messer eignest du dich noch weniger als ich. Man hat uns nicht gelehrt, unsere Nächsten mit Eisen zu verkrüppeln. Außerdem ... Also ich bin außerdem ...« Er richtete die blitzenden Augen auf den Hexer und Milva. »Ich bin ein Feigling«, gestand er kurz. »Wenn ich nicht muss, möchte ich so etwas wie damals auf dem Prahm und auf der Brücke nicht mehr durchmachen. Niemals. Darum bitte ich, mich aus der Kampfgruppe, die nach Belhaven geht, auszunehmen.«

»Von diesem Prahm und der Brücke«, antwortete Milva tonlos, »hast du mich auf dem Rücken heruntergetragen, als mir die Schwäche die Beine wegknicken ließ. Wenn dort an deiner Stelle irgendein Feigling gewesen wäre, dann hätte der mich alleingelassen und wäre geflohen. Aber da war kein Feigling. Da warst nur du, Regis.«

»Gut gesagt, Tante«, sagte Angouleme überzeugt. »Ich verstehe nicht recht, wovon die Rede ist, aber es war gut gesagt.«

»Ich bin für dich keine Tante!« Milvas Augen funkelten drohend. »Pass auf, Fräulein! Wenn du mich noch mal so nennst, dann wirst du sehn!«

»Was werde ich sehn?«

»Ruhe!«, blaffte der Hexer scharf. »Genug davon, Angouleme! Euch alle muss ich, wie ich sehe, auch zur Ordnung rufen. Die Zeit des Herumwanderns aufs Geratewohl, ins Blaue hinein, nur weil da im Blauen etwas sein könnte, ist vorbei. Es ist die Zeit zu konkreten Taten gekommen. Die Zeit, Gurgeln durchzuschneiden. Denn endlich gibt es jemanden, dem man sie durchschneiden kann. Diejenigen, die es noch nicht erfasst haben, sollten verstehen – endlich haben wir in Reichweite einen konkreten Feind. Einen Halbelf, der unseren Tod will, also ein Agent der uns feindlichen Kräfte ist. Dank Angouleme sind wir gewarnt, und Gefahr erkannt – Gefahr gebannt, wie das Sprichwort sagt. Ich muss diesen Halbelf erwischen und aus ihm herausquetschen, auf wessen Befehl er handelt. Hast du endlich verstanden, Rittersporn?«

»Anscheinend«, erklärte der Dichter ruhig, »verstehe ich mehr und besser als du. Ganz ohne Erwischen und Ausquetschen kann ich mir denken, dass jener geheimnisvolle Halbelf auf Befehl Dijkstras handelt, den du auf Thanedd vor meinen Augen lahm gemacht hast, indem du ihm das Fußgelenk zertrümmert hast. Nach dem Bericht von Hofmarschall Vissegerd hält uns Dijkstra ohne Zweifel für Nilfgaarder Spione. Und nach unserer Flucht vom Korps der lyrischen Partisanen hat Königin Meve der Liste unserer Verbrechen garantiert ein paar Punkte hinzugefügt...«

»Irrtum, Rittersporn«, warf Regis leise ein. »Das ist nicht Dijkstra. Auch nicht Vissegerd. Auch nicht Meve.«

»Wer also?«

»Jedes Urteil, jede Schlussfolgerung wäre verfrüht.«

»Stimmt«, beschied ihn der Hexer kalt. »Darum muss der Fall an Ort und Stelle untersucht werden. Und die Schlussfolgerung aus der Autopsie gezogen werden.«

»Ich aber«, beharrte Rittersporn, »halte diesen Gedanken weiterhin für dumm und riskant. Es trifft sich gut, dass wir vor dem Hinterhalt gewarnt wurden, dass wir von ihm wissen. Wenn wir es wissen, machen wir einen großen Bogen darum. Soll dieser Elf oder Halbelf nach Belieben auf uns warten, wir aber werden zügig unseren Weg fortsetzen ...«

»Nein«, unterbrach ihn der Hexer. »Ende der Erörterungen, meine Lieben. Ende der Anarchie. Es ist an der Zeit, dass unsere ... Hanse ... endlich einen Anführer bekommt.«

Alle, Angouleme nicht ausgenommen, schauten ihn erwartungsvoll an.

»Ich, Angouleme und Milva«, sagte er, »reiten nach Belhaven. Cahir, Regis und Rittersporn biegen ins Tal Sansretour ab und reiten nach Toussaint.«

»Nein«, sagte Rittersporn rasch und umklammerte seinen Tubus fester. »Um keinen Preis. Ich kann nicht...«

»Halt den Mund. Das ist keine Erörterung. Das war ein Befehl des Anführers der Hanse! Ihr reitet nach Toussaint, du, Regis und Cahir. Dort wartet ihr auf uns.«

»Toussaint bedeutet für mich den Tod«, erklärte der Troubadour ohne Nachdruck. »Wenn ich in Beauclair erkannt werde, auf dem Schloss, bin ich erledigt. Ich muss euch offenbaren ...«

»Musst du nicht«, schnitt ihm der Hexer das Wort ab. »Zu spät. Du konntest dich zurückziehen, du wolltest nicht. Du bist in der Mannschaft geblieben. Um Ciri zu retten. Nicht wahr?«

»Ja.«

»Also reitest du mit Regis und Cahir durchs Tal Sansretour. Ihr werdet in den Bergen auf uns warten, die Grenze von Toussaint vorerst nicht überschreiten. Aber wenn ... Aber wenn es sich als notwendig erweist, müsst ihr sie überschreiten. Denn in Toussaint sind anscheinend die Druiden, die vom Caed Dhu, die Regis kennt. Wenn es sich als notwendig erweist, werdet ihr von den Druiden die Information beschaffen und Ciri suchen gehen ... allein.«

»Was heißt: allein? Rechnest du damit...«

»Ich rechne nicht damit, ich ziehe die Möglichkeit in Betracht. Für alle Fälle. Den äußersten Notfall, wenn du so willst. Vielleicht geht alles gut, und wir brauchen uns nicht in Toussaint blicken zu lassen. Aber im Fall des Falles

... Wichtig ist, dass euch die Nilfgaarder nicht nach Toussaint verfolgen werden.«

»Stimmt, werden sie nicht«, warf Angouleme ein. »Es ist seltsam, aber Nilfgaard respektiert die Grenzen von Toussaint. Ich habe mich dort auch einmal vor Verfolgern versteckt. Aber die Ritter dort sind nicht besser als die Schwarzen! Vornehm, reden höflich, sind aber schnell mit Lanze und Schwert bei der Hand. Und an der Grenze patrouillieren sie ununterbrochen. Sie werden >fahrende Ritter< genannt. Sie reiten allein, zu zweit oder zu dritt. Und sie vernichten das Gesindel. Also uns. Hexer, eins wäre in deinen Plänen zu ändern.«

»Was?«

»Wenn wir nach Belhaven reiten und uns mit Nachtigall anlegen sollen, reiten mit mir du und Herr Cahir. Und mit den anderen soll die Tante reiten.«

»Und warum?« Geralt beruhigte Milva mit einer Handbewegung.

»Für diese Sache braucht man Kerle. Was hast du denn, Tante? Ich weiß, was ich sage! Wenn es so weit kommt, werden wir vielleicht mehr Furcht einflößen als Gewalt einsetzen müssen. Und keiner von Nachtigalls Hanse fürchtet sich vor drei Leuten, wenn auf einen Kerl zwei Weiber kommen.«

»Mit uns reitet Milva.« Geralt umklammerte mit den Fingern die Schulter der Bogenschützin, die fuchsteufelswild war. »Milva, nicht Cahir. Mit Cahir will ich nicht reiten.«

»Und wieso nicht?«, fragten fast gleichzeitig Angouleme und Cahir.

»In der Tat«, sagte Regis langsam. »Wieso nicht?«

»Weil ich ihm nicht traue«, erklärte der Hexer kurz.

Die Stille, die eintrat, war unangenehm, schwer, fast klebrig. Vom Wald her, wo eine Händlerkarawane und eine Gruppe anderer Reisender kampierten, drangen erhobene Stimmen, Rufe und Gesang herüber.

»Erklär das«, sagte Cahir schließlich.

»Jemand hat uns verraten«, sagte der Hexer trocken. »Nach dem Gespräch mit dem Präfekten und nach den Mitteilungen Angoulemes besteht daran kein Zweifel. Und wenn man gut überlegt, kommt man zu der Schlussfolgerung, dass sich der Verräter unter uns befindet. Um zu erraten, wer es ist, braucht man aber überhaupt nicht lange zu überlegen.«

»Wie mir scheint« – Cahir zog die Brauen zusammen –, »hast du dir die Andeutung erlaubt, der Verräter sei ich?«

»Ich verhehle nicht« – die Stimme des Hexers war kalt –, »dass mir dieser Gedanke gekommen ist, ja doch. Vieles weist darauf hin. Vieles würde dadurch erklärt. Sehr vieles.«

»Geralt«, sagte Rittersporn. »Gehst du nicht ein bisschen zu weit?«

»Soll er reden.« Cahir schürzte die Lippen. »Soll er reden. Soll er sich keine Gewalt antun.«

»Wir haben uns gewundert« – Geralt ließ den Blick über die Gesichter der Gefährten schweifen –, »wie es zu dem vermeintlichen Rechenfehler kommen konnte. Ihr wisst, wovon die Rede ist. Dass wir fünf sind und nicht vier. Wir dachten, jemand habe sich einfach geirrt: der geheimnisvolle Halbelf, Nachtigall oder Angouleme. Aber wenn man die Version mit dem Irrtum verwirft? Dann drängt sich die nächste Version auf: Zur Mannschaft gehören fünf Personen, aber Nachtigall soll nur vier umbringen. Denn die fünfte ist ein Komplize der Attentäter. Jemand, der sie ständig über die Bewegungen der Mannschaft informiert. Von Anfang an, von dem Augenblick, als sich nach dem Essen der berühmten Fischsuppe die Mannschaft formiert hat. Wobei sie in ihren Reihen einen Nilfgaarder aufnahm. Einen Nilfgaarder, der Ciri in seine Gewalt bringen, sie Kaiser Emhyr übergeben muss, denn davon hängen sein Leben und seine weitere Karriere ab ...«

»Ich habe mich also nicht geirrt«, sagte Cahir langsam. »Ich bin ein Verräter. Ein heimtückischer, doppelzüngiger Verräter?«

»Geralt«, meldete sich wieder Regis zu Wort. »Verzeih die Offenheit, aber deine Version ist löchrig wie ein altes Sieb. Und deine Denkweise, das habe ich dir schon gesagt, ist unschön.«

»Ich bin ein Verräter«, wiederholte Cahir, als habe er die Worte des Vampirs nicht gehört. »Soweit ich jedoch verstanden habe, gibt es keinerlei Beweise für meinen Verrat, es sind nur nebelhafte Verdachtsmomente und die Vermutungen eines Hexers. Soweit ich verstanden habe, fällt auf mich die Bürde, meine Unschuld zu beweisen. Ich werde beweisen müssen, dass ich kein Pferd bin. Ja?«

»Ohne Pathos, Nilfgaarder«, knurrte Geralt, der vor Cahir stand und ihn fixierte. »Wenn ich einen Beweis für deine Schuld hätte, würde ich keine Zeit auf Gerede verschwenden, sondern dich in Stücke schneiden wie einen Hering! Kennst du das Prinzip *cui bono?* Dann sag mir: Wer außer dir hätte auch nur den geringsten Grund, uns zu verraten? Wer, außer dir, hätte vom Verrat einen Nutzen?«

Von der lagernden Händlerkarawane her ertönte ein lautes, anhaltendes Krachen. Am schwarzen Himmel explodierte Sterne sprühend ein rot-goldener Schwärmer, Feuerwerkskörper schossen als Schwärm goldener Bienen auf, sanken als bunter Regen herab.

»Ich bin kein Pferd«, sagte der junge Nilfgaarder mit klingender, kräftiger Stimme. »Beweisen kann ich das leider nicht. Ich kann etwas anderes tun. Das, was sich für mich gehört, das, was ich tun muss, wenn man mich beschimpft und beleidigt, wenn meine Ehre befleckt und meine Würde in den Schmutz getreten wird.«

Seine Bewegung war blitzschnell, dennoch hätte er den Hexer nicht überrascht, wäre nicht dessen schmerzendes, Bewegungen erschwerendes Knie gewesen. Es gelang Geralt nicht vollends, auszuweichen, und die Faust in dem Reiterhandschuh traf ihn mit solcher Wucht auf die Wange, dass er zurück und mitten ins Lagerfeuer fiel, dass die Funken stoben. Er sprang auf, wegen des Schmerzes im Knie wieder zu langsam. Cahir war schon bei ihm. Und diesmal konnte der Hexer sich überhaupt nicht wegducken, die Faust donnerte ihm seitlich gegen den Kopf, und vor seinen Augen flammte buntes Feuerwerk auf, sogar noch schöner als das bei den Kaufleuten. Geralt fluchte unflätig und warf sich auf Cahir, umschlang ihn mit den Armen und warf ihn zu Boden; sie wälzten sich im Kies und bearbeiteten sich mit den Fäusten, dass es krachte.

Und das alles im gespenstischen und unnatürlichen Licht der am Himmel explodierenden künstlichen Feuer.

»Aufhören!«, brüllte Rittersporn. »Aufhören, ihr verdammten Idioten!«

Cahir schlug Geralt, der aufzustehen versuchte, geschickt die Füße weg, hieb ihm auf die Zähne. Und legte nach, dass es geradezu dröhnte. Geralt warf sich herum, spannte sich und trat ihn, in den Schritt traf er nicht, aber an die Hüfte. Wieder wälzten sie sich herum, einer über den anderen, schlugen aufeinander ein, wie es gerade kam, geblendet von den Hieben und von Staub und Sand in den Augen.

Und plötzlich trennten sie sich, rollten sich in verschiedene Richtungen weg, zusammengekrümmt und die Hände über die Köpfe erhoben, um sich vor den pfeifend herabsausenden Schlägen zu schützen.

Milva, die den breiten Ledergürtel von den Hüften gelöst, die Schnalle erfasst, den Gürtel noch einmal um die Hand geschlungen hatte, war auf die Kampfhähne losgegangen und hatte begonnen, sie zu verprügeln, weit ausholend, mit ganzer Kraft, wobei sie weder den Riemen noch den Arm schonte. Der Gürtel pfiff und traf mit

trockenem Klatschen auf Hände, Schultern, Rücken und Arme, bald bei Cahir, bald bei Geralt. Als sie sich getrennt hatten, sprang Milva wie ein Heupferd zwischen ihnen hin und her und versengte sie weiter gerecht, so dass keiner mehr oder weniger abbekam als der andere.

»Ihr dämlichen Dämlacks!«, schrie sie und zog Geralt krachend eins über den Rücken. »Ihr blöden Blödmänner! Euch bring ich zur Vernunft, alle beide!«

»Genug?«, schrie sie noch lauter, während sie Cahir eins über die Hände gab, mit denen er den Kopf bedeckte.

»Seid ihr fertig? Habt ihr euch beruhigt?«

»Fertig!«, heulte der Hexer auf. »Genug!«

»Genug!«, stimmte Cahir ein, zusammengekrümmt. »Es reicht!«

»Es reicht«, sagte der Vampir. »Es reicht wirklich, Milva.«

Die Bogenschützin atmete schwer, rieb sich mit der Hand und dem darumgeschlungenen Gürtel die Stirn.

»Bravo«, ließ sich Angouleme vernehmen. »Bravo, Tante.«

Milva drehte sich auf dem Absatz um und hieb ihr den Gürtel mit ganzer Kraft über die Schulter. Angouleme schrie auf, setzte sich und begann zu weinen.

»Ich hab gesagt«, stieß Milva schwer atmend hervor, »dass du mich nicht so nennen sollst. Ich hab's gesagt!«

»Es ist nichts passiert!«, beruhigte Rittersporn mit etwas zittriger Stimme die Kaufleute und Reisenden, die von den benachbarten Lagerfeuern herbeigelaufen kamen. »Nur ein kleines Missverständnis unter Kameraden. Eine Meinungsverschiedenheit unter Freunden. Schon beigelegt!«

Der Hexer berührte mit der Zunge einen locker gewordenen Zahn, spuckte Blut aus, das aus seiner aufgeplatzten Lippe floss. Er fühlte, wie ihm auf Rücken und Armen schon die Striemen anschwollen, wie das vom Riemen getroffene Ohr anwuchs, scheinbar bis zu den Ausmaßen eines Blumenkohls. Neben ihm arbeitete sich ganz unelegant Cahir vom Boden hoch, wobei er sich die Wange hielt. Auf seinem entblößten Unterarm wuchsen und schwollen zusehends rote Schwielen.

Ein nach Schwefel stinkender Regen fiel zu Boden, die Asche des letzten Feuerwerks.

Angouleme hielt sich die Schulter und schluchzte zum Erbarmen. Milva ließ den Gürtel fallen, kniete sich nach kurzem Zögern bei ihr hin und drückte sie wortlos an sich.

»Ich schlage vor«, ließ sich mit kalter Stimme der Vampir vernehmen, »dass ihr euch die Hände reicht. Ich schlage vor, niemals, absolut niemals auf diese Sache zurückzukommen.«

Unerwartet begann von den Bergen her ein Wind zu wehen und zu pfeifen, in dem, so schien es, irgendwelche gespenstischen Schreie, Rufe und Wehklagen erklangen. Die am Himmel einherjagenden Wolken nahmen phantastische Formen an. Die Mondsichel färbte sich rot wie Blut.

Vor Tagesanbruch wurden sie von dem wütenden Chor und dem Flügelrauschen von Ziegenmelkern geweckt.

Sie brachen auf, gleich nachdem die Sonne aufgegangen war, die später mit blendend hellem Feuer den Schnee auf den Berggipfeln aufflammen ließ. Sie brachen auf, lange bevor sich die Sonne über den Gipfeln zeigen konnte. Bevor es dazu kam, hatte sich der Himmel übrigens mit Wolken bezogen.

Sie ritten durch Wälder, und die Straße führte immer höher und höher, was an der Veränderung im Baumbestand zu merken war. Eichen und Hainbuchen hörten plötzlich auf, sie ritten ins Dunkel von Rotbuchengehölzen, wo der Boden mit Falllaub gepolstert war und es nach Schimmel, Spinnweben und Pilzen roch. Pilze gab es im Überfluss. Das nasse Ende des Sommers hatte eine wahre Pilzschwemme hervorgebracht. Die Buchenstämme verschwanden stellenweise geradezu unter den Hüten von Steinpilzen, Reizkern und Fliegenpilzen.

Die Buchengehölze waren still, es sah so aus, als ob die meisten Singvögel fortgezogen seien. Nur durchnässte Krähen krächzten an den Rändern der Gebüsche.

Dann hörten die Buchen auf, und Fichten erschienen. Es begann nach Harz zu riechen.

Immer öfter trafen sie auf kahle Anhöhen und Kuppen, zwischen denen der Wind über sie herfiel. Der Fluss Newi schäumte über Schwellen und Kaskaden, sein Wasser war trotz des Regens kristallklar geworden.

Am Horizont ragte die Gorgo auf. Immer näher.

Von den kantigen Flanken des mächtigen Bergs flossen das ganze Jahr über Gletscher und Schnee herab, wodurch die Gorgo immer wie in weiße Schals eingehüllt aussah. Den Gipfel des Teufelsberges umgaben, als seien es Kopf und Hals einer geheimnisvollen Braut, ständig Wolkenschleier. Manchmal aber schüttelte die Gorgo wie eine Tänzerin kurz ihr weißes Kleid – ein schöner, aber todbringender Anblick: Dann gingen Lawinen die steilen Berghänge hinab und fegten auf ihren Wegen alles hinweg, bis hin zu den Geröllhalden des Bergfußes und weiter ins Tal, den Hang entlang, bis zu den höchsten Fichtenriegeln über dem Theodula-Pass, über dem Newi-Tal und dem Sansretour, über den schwarzen Augen der Bergseen.

Die Sonne, die schließlich doch noch durch die Wolken drang, ging viel zu schnell unter – sie verschwand einfach hinter den Bergen im Westen, die sie in purpur-goldenem Flammenschein erglühen ließ.

Sie übernachteten. Die Sonne ging auf. Und es wurde Zeit, sich zu trennen.

Er wand sich sorgfältig Milvas Seidentuch um den Kopf. Er stülpte die Kapuze von Regis über. Zum wiederholten Male prüfte er den Sitz des Sihills auf dem Rücken und der beiden Stilette in den Stiefelschäften.

Nebenan schärfte Cahir sein langes Nilfgaarder Schwert. Angouleme wickelte sich ein wollenes Band um die Stirn, steckte das Jagdmesser in den Stiefelschaft, ein Geschenk Milvas. Die Bogenschützin und Regis sattelten ihnen die Pferde. Der Vampir hatte Angouleme seinen Rappen überlassen, war selbst auf das Maultier Draakul umgestiegen.

Sie waren bereit. Nur eins blieb noch zu erledigen.

»Kommt her, alle.« Sie kamen.

»Cahir, Sohn des Ceallach«, begann Geralt und versuchte, nicht pathetisch zu klingen. »Ich habe dich mit einem unberechtigten Verdacht gekränkt und mich dir gegenüber niederträchtig verhalten. Hiermit tue ich Abbitte, vor allen, gesenkten Hauptes. Ich tue Abbitte und bitte dich, mir zu verzeihen. Euch alle bitte ich auch um Verzeihung, denn es war niederträchtig, euch das alles mit ansehen und anhören zu lassen.

Ich habe an Cahir und an euch meinen Zorn, meine Wut und meine Trauer ausgelassen. Die daher rühren, dass ich weiß, wer uns verraten hat. Ich weiß, wer Ciri verraten und entführt hat, die wir retten wollen. Mein Zorn rührt daher, dass die Rede von einer Person ist, die mir einst sehr nahestand.

Wo wir sind, was wir vorhaben, welchen Weg wir gehen und wohin wir wollen – das alles ist mit Hilfe von Ortungs- und Erfassungsmagie ermittelt worden. Es ist nicht allzu schwer für eine Meisterin der Magie, aus der Entfernung eine Person zu orten und zu beobachten, die ihr einst gut bekannt und nahe war, zu der sie einen lang andauernden psychischen Kontakt hatte, der es erlaubte, eine Matrix zu erstellen. Doch die Zauberin und der Zauberer, von denen ich spreche, haben einen Fehler gemacht. Sie haben sich entlarvt. Sie haben sich geirrt, als sie die Mitglieder der Mannschaft zählten, und dieser Irrtum hat sie verraten. Sag es ihnen, Regis.«

»Geralt kann recht haben«, sagte Regis langsam. »Wie jeder Vampir bin ich für eine magische Visions- und Ortungssonde, also für den Erfassungszauber, unsichtbar. Man kann einen Vampir mit analytischem Zauber berechnen, aus der Nähe, hingegen ist es nicht möglich, einen Vampir von weitem mit einem Ortungszauber zu entdecken. Ein Ortungszauber zeigt den Vampir nicht. Dort, wo der Vampir ist, sagt der Erfassungszauber, dass niemand sei. Nur ein Zauberer konnte sich folglich in Bezug auf uns so irren: vier zu erfassen, wo in Wahrheit fünf sind, das heißt, vier Menschen und ein Vampir.«

»Wir werden uns diesen Irrtum der Zauberer zunutze machen«, nahm der Hexer wieder das Wort. »Ich, Cahir und Angouleme werden nach Belhaven reiten und uns mit dem Halbelf unterhalten, der Mörder auf uns ansetzt. Wir werden den Halbelf nicht danach fragen, auf wessen Befehl er handelt, denn das wissen wir schon. Wir werden ihn fragen, wo sich die Zauberer befinden, auf deren Befehl der Halbelf handelt. Wenn wir erfahren, wo das ist, werden wir hinreiten. Und Rache üben.« Alle schwiegen.

»Wir haben aufgehört, die Tage zu zählen, deshalb haben wir nicht einmal bemerkt, dass schon der fünfundzwanzigste September ist. Vor zwei Tagen war die Tagundnachtgleiche. Das Äquinoktium. Ja, das war genau die Nacht, an die ihr denkt. Ich sehe eure Niedergeschlagenheit, sehe, was euch in den Augen steht. Ihr habt ein Signal empfangen, damals, in jener widerwärtigen Nacht, als die neben uns kampierenden Kaufleute sich mit Schnaps, Gesang und Feuerwerk Mut machten. Sicherlich habt ihr das Vorgefühl weniger deutlich wahrgenommen als Cahir und ich, aber ihr könnt es euch ja denken. Ihr habt einen Verdacht. Und ich fürchte, der Verdacht ist berechtigt.«

Die Krähen, die über den baumlosen Fels hinwegflogen, begannen zu krächzen.

»Alles weist darauf hin, dass Ciri nicht mehr lebt. Vor zwei Tagen, beim Äquinoktium, ist sie zu Tode gekommen. Irgendwo weit von hier, einsam, allein unter feindlichen und fremden Menschen.

Und uns bleibt nur die Rache. Eine blutige und grausame Rache, von der noch in hundert Jahren Erzählungen im Umlauf sein werden. Solche Erzählungen, dass die Leute sich fürchten werden, sie nach Einbruch der Dunkelheit zu hören. Und denen, die solch ein Verbrechen gern wiederholen würden, wird die Hand beim Gedanken an unsere Rache erzittern. Geben wir ein abschreckendes Beispiel des Grauens! Mit der Methode von Herrn Fulko Artevelde, des klugen Herrn Fulko, der weiß, wie man Galgenvögel und Lumpen behandeln muss. Das abschreckende Beispiel, das wir geben werden, wird sogar ihn staunen lassen!

Beginnen wir also, und möge die Hölle uns helfen! Cahir, Angouleme, zu den Pferden. Wir reiten die Newi hinan, nach Belhaven. Rittersporn, Milva, Regis, ihr folgt dem Sansretour bis an die Grenze von Toussaint. Ihr könnt den Weg nicht verfehlen, die Gorgo weist ihn euch. Bis bald.«

Ciri streichelte den schwarzen Kater, der, wie es alle Katzen zu tun pflegen, in die Hütte im Sumpfland zurückgekehrt war, als die Freiheitsliebe und das Herumstrolchen von Kälte, Hunger und Unbequemlichkeiten überschattet wurden. Jetzt lag er auf dem Schoß des Mädchens, bot ihr den Hals zum Kraulen dar und schnurrte vor Vergnügen.

Was das Mädchen erzählte, kümmerte den Kater nicht die Bohne.

»Das war das einzige Mal, dass ich von Geralt träumte«, fuhr Ciri fort. »Seit damals, seit wir uns auf der Insel Thanedd getrennt hatten, seit dem Möwenturm hatte ich ihn kein einziges Mal im Traum gesehen. Darum glaubte ich, er sei tot. Und plötzlich tauchte dieser Traum auf, einer von den Träumen, wie ich sie früher gehabt hatte und von denen Yennefer sagte, sie seien prophetisch, präkognitiv, dass sie entweder die Vergangenheit oder die Zukunft zeigten. Es war am Tage vor dem Äquinoktium. In einer kleinen Stadt, deren Namen ich vergessen habe. In einem Keller, in dem mich Bonhart eingeschlossen hatte. Nachdem er mich gefoltert und gezwungen hatte, zu gestehen, wer ich bin.«

»Du hast ihm verraten, wer du bist?« Vysogota hob den Kopf. »Du hast ihm alles gesagt?«

»Für die Feigheit« – sie schluckte – »habe ich mit Unterwerfung und Abscheu vor mir selbst bezahlt.«

»Erzähl von diesem Traum.«

»Ich sah darin einen Berg, groß, steil, kantig wie ein steinernes Messer. Ich sah Geralt. Ich hörte, was er sagte. Genau. Jedes Wort, als sei ich an Ort und Stelle. Ich weiß noch, ich wollte rufen, dass es ganz anders sei, dass das alles nicht wahr sei, dass er sich fürchterlich getäuscht habe ... Dass er alles verwechselt habe! Dass das Äquinoktium ja noch nicht vorbei war, und selbst wenn es so wäre, dass ich zum Äquinoktium sterben würde, er mich nicht vorher für tot erklären dürfte, da ich noch lebte. Und dass er nicht Yennefer anklagen und solche Dinge über sie sagen dürfe ...«

Sie verstummte für einen Moment, streichelte den Kater, schniefte heftig.

»Aber ich fand keine Stimme. Ich konnte nicht einmal atmen ... Es war, als ob ich ertränke. Und ich erwachte. Das Letzte, was ich sah, woran ich mich aus diesem Traum erinnere, waren drei Reiter. Geralt und noch zwei, die eine Schlucht entlanggaloppierten, von deren Wänden Kaskaden herabfielen ...«

Vysogota schwieg.

Wenn sich nach Einbruch der Dunkelheit jemand zu der Hütte mit dem eingesackten Strohdach geschlichen hätte, wenn er durch einen Spalt in einem Fensterladen gelugt hätte, so hätte er im spärlich erhellten Inneren einen graubärtigen Greis erblickt, wie er konzentriert der Erzählung eines aschblonden Mädchens lauschte, dessen Wange von einer hässlichen Narbe entstellt war.

Er hätte einen schwarzen Kater erblickt, der auf dem Schoß des Mädchens lag, faul schnurrte und weiter gestreichelt werden wollte – zur Freude der durch die Hütte tollenden Mäuse.

Doch niemand konnte das sehen. Die Hütte mit dem eingesackten und moosbewachsenen Strohdach war gut im Nebel verborgen, in den grenzenlosen Sümpfen des Pereplut, in die sich niemand wagte.

6

*Kund ist, daß der Hexer, so er Qual, Leiden und Todt zufüget, solcherart similissime Wollust und Wonne empfindet, wie ein gottesfürchtig und normaler Mensch nur dann hat, so mit seinem Ehegemahl verkehret, ibidem cum eiaculatio. Daraus folget sichtbarlich, daß auch in solchem Sinne der Hexer ein der Natur widriges Geschöpf ist, ein unmoralisch und verächtlicher Entarteter, aus dem finstersten und stinkendsten Grunde der Hölle entsprungen, denn aus Leiden und Qual kann fürwahrlich nur der Teufel allein Wonne schöpfen.*

Anonymus, *Das Monstrum, als da ist eine Beschreibung des Hexers*

Sie verließen die Straße, die das Tal der Newi entlangführte, nahmen Abkürzungen durchs Gebirge. Sie ritten so schnell, wie es der Pfad erlaubte, der eng war, gewunden, dicht an phantastisch geformten Felsen vorbeiführte, die von verschiedenfarbigen Moosen und Flechten bedeckt waren. Sie ritten zwischen senkrechten Felshängen, von denen die gestreiften Bänder von Kaskaden und Wasserfällen herabhingen. Sie ritten durch Schluchten und Hohlwege, auf schwankenden kleinen Brücken über Abgründen, an deren Grunde mit weißem Schaum Wasser wirbelte.

Die kantige Klinge der Gorgo schien direkt über ihren Köpfen aufzuragen. Den Gipfel des Teufelsberges konnten sie nicht sehen – er versank in Wolken und Nebel, die den Himmel bedeckten. Das Wetter – wie es in den Bergen vorkommt – war im Laufe weniger Stunden schlechter geworden, es fing an zu nieseln, lästig und widerwärtig.

Als es gegen Abend ging, begannen alle drei ungeduldig und nervös nach einer Hirtenhütte Ausschau zu halten, einem verfallenen Schafstall oder wenigstens einer Höhle. Nach irgendetwas, das sie nachts vor dem vom Himmel tropfenden Wasser schützen würde.

»Es hat anscheinend aufgehört zu regnen«, sagte Angouleme mit Hoffnung in der Stimme. »Es tropft nur noch durch die Löcher im Dach der Hütte. Morgen werden wir zum Glück schon in der Nähe von Belhaven sein, und da kann man immer in irgendeinem Schuppen oder einer Scheune übernachten.«

»Wir reiten nicht in die Stadt?«

»Davon kann gar keine Rede sein. Fremde auf Pferden fallen ins Auge, und Nachtigall hat in der Stadt eine Menge Zuträger.«

»Wir haben den Plan erwogen, uns bewusst als Köder anzubieten ...«

»Nein«, unterbrach sie ihn. »Das ist ein elender Plan. Dass wir zusammen sind, wird Verdacht wecken. Nachtigall ist ein gerissener Hund, und die Nachricht, dass ich gefasst worden bin, hat sich sicherlich schon verbreitet. Wenn aber etwas Nachtigall beunruhigt, dann erfährt der Halbelf davon.«

»Was schlägst du also vor?«

»Wir umgehen die Stadt im Osten, bei der Mündung des Tales Sansretour. Dort sind Erzgruben. In einer von den Gruben habe ich einen Bekannten. Wir werden ihm einen Besuch abstatten. Wer weiß, wenn wir Glück haben, lohnt sich dieser Besuch vielleicht?«

»Kannst du deutlicher reden?«

»Ich sage es morgen. In der Grube. Um es nicht zu berufen.«

Cahir warf noch Birkenzweige ins Feuer. Es hatte den ganzen Tag geregnet, anderes Holz wäre nicht zu verheizen gewesen. Doch das Birkenholz, obwohl es nass war, knisterte nur ein wenig und begann sogleich mit hoher bläulicher Flamme zu brennen.

»Wo kommst du her, Angouleme?«

»Aus Cintra, Hexer. Das ist so ein Land am Meer, an der Jarugamündung.«

»Ich weiß, wo Cintra liegt.«

»Warum fragst du dann, wenn du so viel weißt? Interessiere ich dich so sehr?«

»Sagen wir, ein bisschen.«

Sie schwiegen. Das Feuer knisterte.

»Meine Mutter«, sagte Angouleme schließlich, den Blick in die Flammen gerichtet, »war in Cintra eine Adlige, und das von recht hoher Geburt. Im Wappen hatte ihr Geschlecht eine Meerkatze, ich würde es dir zeigen, denn ich hatte ein Medaillon mit dieser bescheuerten Katze, von der Mutter, aber ich habe es beim Würfeln verloren ... Aber dieses beschissene Geschlecht hat mich ausgestoßen, weil meine Mutter sich angeblich mit jemandem aus dem Pöbel eingelassen haben sollte, wohl einem Stallburschen, und ich sollte ein Bastard sein, eine Schande, eine Schmach, ein Fleck auf der Ehre. Also haben sie mich in irgendeine fern verschwägerte Familie gegeben, die hatten freilich weder eine Katze noch einen Hund noch sonst ein Vieh im Wappen, aber sie waren nicht schlecht zu mir. Haben mich in die Schule geschickt, mich alles in allem wenig geschlagen ... Obwohl sie mir ziemlich oft vorgehalten haben, wer ich bin, was für ein Bankert, im Gebüsch gezeugt. Die Mutter hat mich so drei, vier Mal besucht, als ich klein war. Dann hat sie damit aufgehört. Mir war das übrigens scheißegal ...«

»Wie bist du unter die Verbrecher geraten?«

»Du fragst wie ein Untersuchungsrichter!«, fauchte sie und verzog grotesk das Gesicht. »Unter die Verbrecher, pah! Vom Pfad der Tugend abgekommen, bäh!«

Sie brummte etwas vor sich hin, suchte etwas unter der Jacke, holte etwas hervor, das der Hexer nicht genau sah.

»Der Einäugige Fulko«, sagte sie undeutlich, während sie sich eifrig etwas ins Zahnfleisch rieb und durch die Nase einsog, »ist ja doch ein anständiger Patron. "Was er genommen hat, hat er genommen, aber das Pulver hat er mir gelassen. Nimmst du eine Prise, Hexer?«

»Nein. Es wäre mir lieber, wenn du auch keins nehmen würdest.«

»Warum?«

»Darum.«

»Cahir?«

»Ich benutze kein Fisstech.«

»Da bin ich vielleicht unter Tugendbolde geraten.« Sie schüttelte den Kopf. »Bestimmt werdet ihr mir gleich Moral predigen, dass ich vom Pulver blind, taub und kahl werde? Dass ich ein schwachsinniges Kind kriegen werde?«

»Lass sein, Angouleme. Und erzähl zu Ende.«

Das Mädchen nieste heftig. »Gut, wie du willst. Wo war ich ... Aha. Der Krieg brach aus, du weißt, mit Nilfgaard, die Verwandten verloren ihre ganze Habe und mussten ihr Zuhause verlassen. Sie hatten drei eigene Kinder, und ich wurde für sie zur Last, also gaben sie mich in ein Heim. Das von den Priestern bei irgendeinem Tempel geführt wurde. Ein lustiger Ort war das, wie sich zeigte. Ein gewöhnliches Hurenhaus, ein Bordell, weiter nichts, für Leute, die saftiges Gemüse mit weißer Schale mögen, kapierst du? Kleine Mädchen. Und kleine Jungs auch. Ich war, als ich da hinkam, schon zu alt, für mich fanden sich keine Liebhaber ...«

Ganz unerwartet errötete sie, dass es sogar im Feuerschein zu sehen war. »Fast keine«, presste sie hervor.

»Wie alt warst du damals?«

»Fünfzehn. Ich lernte dort ein Mädchen und fünf Jungen kennen, so alt wie ich und wenig älter. Und wir wurden uns im Handumdrehen einig. Wir kannten ja die Legenden und Erzählungen. Vom Verrückten De'i, von Schwarzbart, von den Gebrüdern Cassini ... Wir wollten auf die Landstraße, in die Freiheit, zum lustigen Räuberleben! Wieso, sagten wir uns, sollen wir, nur weil wir hier zweimal am Tage etwas zu essen kriegen, irgendwelchen Widerlingen auf Bestellung den Arsch hinhalten ...«

»Halte dich bei der Wortwahl zurück, Angouleme. Du weißt, zu viel ist ungesund.«

Das Mädchen krächzte anhaltend, spuckte ins Feuer. »Du bist vielleicht ein Tugendbold! Gut, ich komme zur Sache, weil ich keine Lust zu reden habe. In der Küche des Heims fanden sich Messer, es reichte, sie gut am Stein zu schleifen und am Riemen zu wetzen. Die gedrechselten Beine von einem Stuhl gaben prima Knüppel. Wir brauchten nur noch Pferde und Geld, also warteten wir, bis zwei Lumpen kamen, Stammkunden, steinalt, ha, bestimmt vierzig. Sie kamen, setzten sich hin, tranken ein bisschen Wein, warteten, bis ihnen die Prie ster wie üblich das ausgewählte junge Ding an so einem besonderen raffinierten Möbelstück festbanden ... Aber an diesem Tag kamen sie nicht zu ihrem Fick!«

»Angouleme.«

»Gut, gut. Kurzum: Wir murksten die beiden alten Lumpen ab, drei Priester und einen Pagen, den einzigen, der nicht geflohen war und die Pferde verteidigte. Den Tempelschaffner, der uns die Schlüssel von der Schatulle nicht geben wollte, brannten wir so lange, bis er sie herausrückte, aber wir schenkten ihm das Leben, denn das war ein lieber Alter, immer wohlwollend und gut. Und wir gingen auf Straßenraub. Ergangen ist es uns mal so, mal so, mal oben, mal unten, mal haben wir ausgeteilt, mal eingesteckt. Mal waren wir satt, mal hungrig. Ha, öfter hungrig. Von dem, was kriecht, habe ich im Leben alles gegessen, was sich fangen ließ. Und von dem, was fliegt, habe ich einmal sogar einen Kinderdrachen gegessen, weil er mit Leim aus Mehl zusammengeklebt war.«

Sie verstummte, fuhr sich heftig durch die strohblonden Haare.

»Aber was vorbei ist, ist vorbei. So viel sage ich dir: Von denen, die mit mir aus dem Heim geflohen sind, lebt niemand mehr. Die beiden Letzten, Owen und Abel, haben vor ein paar Tagen die Landsknechte des Herrn Fulko kaltgemacht. Abel hat sich genau wie ich ergeben, aber sie haben ihn trotzdem niedergehauen, obwohl er das Schwert hatte fallen lassen.

Mich haben sie verschont. Glaub nicht, aus Herzensgüte. Sie hatten mich schon kreuzweise auf dem Platz ausgestreckt, als ein Offizier kam und ihnen das Vergnügen verbot. Na, und vor dem Schafott hast du mich gerettet...«

Sie verstummte für einen Augenblick.

»Hexer?«

»Ich höre.«

»Ich weiß, wie ich meine Dankbarkeit beweisen kann. Wenn du nur willst...«

»Wie bitte?«

»Ich schaue nach, was da bei den Pferden los ist«, sagte Cahir rasch und stand auf, schlang den Mantel um sich.

»Ich gehe mir ein wenig die Füße vertreten ...« Das Mädchen nieste, schniefte, räusperte sich.

»Kein Wort davon, Angouleme«, warnte er sie, wirklich böse, wirklich beschämt, wirklich verwirrt. »Kein Wort!« Sie räusperte sich abermals. »Du hast wirklich keine Lust auf mich? Kein bisschen?«

»Von Milva hast du eins mit dem Riemen gekriegt, Rotznase. Wenn du nicht sofort still bist, bekommst du von mir einen Nachschlag.«

»Ich sag ja schon gar nichts mehr.«

»Braves Mädchen.«

In dem mit krummen und verdrehten kleinen Kiefern bewachsenen Hang klafften Gruben und Löcher, mit Stempeln gesichert, mit Brettern verschalt, mit Treppen, Leitern und Gerüsten verbunden. Aus den Löchern ragten, auf gekreuzte Pfosten gestützt, Laufstege. Auf manchen Stegen bewegten Menschen geschäftig Hunte und Schubkarren. Der Inhalt der Hunte und Schubkarren – auf den ersten Blick schmutzige, mit Steinen durchsetzte Erde – wurde von den Stegen in einen großen viereckigen Trog geschüttet, genauer gesagt, in einen Komplex von immer kleineren, mit Brettern abgetrennten Trögen. Durch die Tröge floss ständig und geräuschvoll Wasser, das mit Hilfe hölzerner, auf niedrige Kreuzpfosten gestützter Rinnen von einer bewaldeten Anhöhe herangeleitet wurde. Und anscheinend nach unten auf den Abhang abgeleitet.

Angouleme stieg vom Pferd, gab Geralt und Cahir ein Zeichen, ebenfalls abzusitzen. Sie ließen die Pferde an einem Zaun zurück und gingen auf die Gebäude zu, wobei sie durch den Morast neben undichten Rinnen und Röhren stapften.

»Hier wird Eisenerz gewaschen«, sagte Angouleme und zeigte auf die Vorrichtung. »Dort aus den Stollen der Grube wird das Fördergut herausgebracht, in die Tröge geschüttet und mit dem Wasser aus einem Bach gewaschen. Das Erz setzt sich in den Sinkscheidern ab, dort wird es herausgenommen. Rings um Belhaven gibt es viele Bergwerke und solche Erzwäschen. Das Erz aber wird in die Täler gebracht, nach Mag Turga, dort sind die Hochöfen und Hütten, weil es dort mehr Wald gibt, und für die Erzschmelze braucht man Holz ...«

»Danke für den Vortrag«, unterbrach sie Geralt mit säuerlicher Miene. »Ich habe im Leben schon etliche Erzgruben gesehen und weiß, was man zur Schmelze braucht. Wann wirst du uns endlich verraten, zu welchem Zweck wir hierher geritten sind?«

»Um mit einem von meinen Bekannten zu plaudern. Er ist hier Steiger. Kommt mit. Ha, ich sehe ihn schon! Dort, bei der Tischlerei. Kommt.«

»Dieser Zwerg da?«

»Ja. Er heißt Golan Drosdeck. Er ist, wie gesagt...«

»Steiger. Hast du gesagt. Aber du hast nicht gesagt, worüber du mit ihm plaudern willst.«

»Schaut euch eure Stiefel an.«

Geralt und Cahir blickten gehorsam auf ihr Schuhwerk, das in einem Schlamm von sonderbarer rötlicher Farbe steckte. »Der Halbelf, den ihr sucht«, kam Angouleme einer Frage zuvor, »hatte bei dem Gespräch mit Nachtigall genau solchen rötlichen Dreck an den Latschen. Kapiert ihr?«

»Jetzt ja. Und der Zwerg?«

»Den solltet ihr überhaupt nicht ansprechen. Das Reden übernehme ich. Euch soll er für die Sorte halten, die nicht reden, sondern dreinhauen. Macht finstere Mienen.«

Mit den Mienen brauchten sie sich keine besondere Mühe zu geben. Manche von den Bergknappen, die herschauten, wandten rasch den Blick ab, andere erstarrten mit offenen Mündern. Wer sich auf ihrem Wege befand, ging rasch beiseite. Geralt konnte sich denken, warum. Auf seinem Gesicht und dem Cahirs prangten noch immer blaue Flecke, Blutergüsse, Schrammen und Beulen – die malerischen Spuren der Schlägerei und der Prügel, die ihnen Milva verabreicht hatte. Sie sahen also wie Individuen aus, die Freude daran haben, einander in die Visage zu hauen, und sich auch nicht lange bitten lassen, einer dritten Person die Fresse zu polieren.

Der Zwerg, Angoulemes Bekannter, stand bei einem Gebäude mit der Aufschrift »Tischlerei« und malte etwas auf eine Tafel, die aus zwei gehobelten Brettern zusammengezimmert war. Er bemerkte die drei, legte den Pinsel weg, stellte den Farbkübel beiseite, musterte sie unter gesenkten Brauen hervor. Auf seiner von einem gefleckten Bart verzierten Physiogomie malte sich plötzlich äußerste Verwunderung. »Angouleme?«

»Hallo, Drosdeck.«

»Das bist du?« Der Zwerg riss den bärtigen Mund auf. »Das bist wirklich du?«

»Nein. Das bin nicht ich. Das ist der frisch auferstandene Prophet Majoran. Stell noch irgendeine Frage, Golan. Zur Abwechslung könnte sie etwas klüger sein.«

»Mach keine Spaße, Helle. Ich habe schon nicht mehr damit gerechnet, dich wiederzusehen. Hier war vor fünf Tagen Mauleslin, der hat gesagt, dass sie dich erwischt und in Riedbrune auf den Pfahl gesetzt haben. Er hat geschworen, dass das wahr ist!«

»Es hat alles sein Gutes.« Das Mädchen zuckte mit den Achseln. »Wenn sich jetzt Mauleslin von dir Geld borgen will und schwört, dass er es zurückgibt, dann weißt du, was sein Schwur wert ist.«

»Das habe ich vorher schon gewusst«, erwiderte der Zwerg, zwinkerte rasch und bewegte die Nase ganz wie ein Kaninchen. »Dem würde ich keinen roten Heller leihen, und wenn er sich auf den Kopf stellt. Aber dass du am Leben und heil bist, freut mich, he, das freut mich! Womöglich bezahlst du sogar deine Schulden bei mir?«

»Womöglich. Wer weiß?«

»Und wen hast du da bei dir, Helle?«

»Gute Freunde.«

»Was für Fressen aber auch ... Und wohin führen dich die Götter?«

»Wie üblich auf Abwege.« Ohne sich etwas aus den drohenden Blicken des Hexers zu machen, zog sie eine Prise Fisstech durch die Nase ein und rieb sich den Rest ins Zahnfleisch. »Schnupfst du, Golan?«

»Na ja.« Der Zwerg hielt die Hand hin, zog die geschenkte Prise des Narkotikums in die Nase.

»Also in Wahrheit«, fuhr das Mädchen fort, »werde ich wohl nach Belhaven gehen. Weißt du nicht, ob da nicht irgendwo Nachtigall mit der Hanse liegt?«

Golan Drosdeck hielt den Kopf schief. »Du, Helle, solltest Nachtigall aus dem Weg gehen. Er ist wütend auf dich, heißt es, wie ein Vielfraß, wenn man ihn im Winter weckt.«

»Oha! Und als er hörte, dass sie mich mit zwei Pferden auf einen angespitzten Pfahl gezogen haben, da ist ihm nicht anders zumute geworden? Da habe ich ihm nicht leidgetan? Er hat keine Träne vergossen, sich nicht in den Bart gerotzt?«

»Ganz und gar nicht. Es heißt, er soll gesagt haben: Jetzt hat Angouleme das, was sie längst hätte kriegen müssen

– eine Stange in den Arsch.«

»Na so ein Grobian. Ein vulgärer Dreckskerl. Der Herr Präfekt Fulko würde sagen: Bodensatz der Gesellschaft. Ich sage aber: Bodensatz der Kloake!«

»So etwas solltest du, Helle, lieber hinter seinem Rücken sagen. Und dich nicht in der Gegend von Belhaven herumtreiben, einen Bogen um die Stadt machen. Und wenn du hin musst, dann lieber in Verkleidung ...«

»Du, Golan, lehr den Großvater nicht husten.«

»Würde ich nie wagen.«

»Pass auf, Zwerg.« Angouleme stemmte den Stiefel gegen eine Stufe der Treppe zur Tischlerei. »Ich werde dir eine Frage stellen. Beeil dich nicht mit der Antwort. Überleg erst gut.«

»Frag.«

»Ist dir in letzter Zeit nicht zufällig ein gewisser Halbelf untergekommen? Ein Fremder, nicht von hier?«

Golan Drosdeck sog Luft ein, nieste kräftig, wischte sich die Nase mit der Handwurzel ab. »Ein Halbelf, sagst du? Was für ein Halbelf?«

»Stell dich nicht dumm, Drosdeck. Einer, der Nachtigall für eine bestimmte Sache angeheuert hat. Jemanden umzulegen. Einen gewissen Hexer ...«

»Einen Hexer?« Golan Drosdeck lächelte und hob sein Brett vom Boden auf. »Na sowas! Wir nämlich, merkwürdig, suchen auch gerade einen Hexer, da, solche Schilder malen wir und hängen sie in der Gegend auf. Schau, da: Hexer gesucht, gute Bezahlung, dazu Unterkunft und Verpflegung, Details bei der Leitung der Grube

>Kleine Babette< ... Wie schreibt man eigentlich >Details< – mit >ai< oder mit >ei<?«

»Schreib: >Einzelheiten<. Und wozu braucht ihr in der Grube einen Hexer?«

»Was für 'ne Frage. Wozu, wenn nicht gegen Ungeheuer?«

»Was für welche?«

»Klopfer und Barbegazi. Die haben sich auf den unteren Sohlen schrecklich vermehrt.«

Angouleme warf einen Blick zu Geralt hin, der mit einem Nicken bestätigte, dass er wusste, wovon die Rede war. Und der mit einem bedeutungsvollen Räuspern zu verstehen gab, es sei wünschenswert, wieder zur Sache zu kommen.

»Also, wieder zur Sache.« Das Mädchen hatte augenblicklich verstanden. »Was weißt du von diesem Halbelf?«

»Ich weiß von keinem Halbelf.«

»Ich habe gesagt, du sollst gut überlegen.«

»Genau das habe ich getan.« Golan Drosdeck machte plötzlich eine schlaue Miene. »Und ich habe mir überlegt, dass es sich nicht rechnet, in dieser Angelegenheit etwas zu wissen.«

»Was heißt...?«

»Was heißt, dass es hier unruhig ist. Das Terrain ist unruhig, und die Zeiten sind unruhig. Banden, Nilfgaarder, die Partisanen vom >Freien Nordfall< ... Und verschiedene fremde Elemente, Halbelfen. Jeder Einzelne ist scharf darauf, Ärger zu machen ...«

»Was heißt...?« Angouleme zog ihr Naschen kraus.

»Was heißt, dass du mir Geld schuldest, Helle. Statt es zurückzugeben, willst du neue Schulden aufnehmen. Erhebliche Schulden, denn für das, wonach du fragst, kann man eins vor den Kopf kriegen, und das nicht mit der bloßen Faust, sondern mit einer Spitzhacke. Was habe ich davon? Zahlt es sich für mich aus, etwas über einen Halbelf zu wissen, he? Kriege ich dafür irgendwas? Denn wenn da nur das Risiko ist und überhaupt kein Gewinn ...«

Geralt hatte genug. Das Gespräch langweilte ihn, der Jargon und die Manier reizten ihn. Mit einer blitzschnellen Bewegung packte er den Zwerg am Bart, riss ihn vor und stieß ihn dann zurück. Golan Drosdeck stolperte über den Farbeimer, fiel hin. Der Hexer sprang zu ihm hin, setzte ihm ein Knie auf die Brust und ließ das Messer vor seinen Augen funkeln. »Gewinnen kannst du«, knurrte er, »dass du mit dem Leben davonkommst. Rede.«

Es sah aus, als wollten Golans Augen jeden Moment aus den Höhlen treten und in der Gegend spazieren gehen.

»Rede«, wiederholte Geralt. »Sag, was du weißt. Sonst schneide ich dir so die Gurgel durch, dass du ersäufst, ehe du verblutest...«

»>Rialto<...«, ächzte der Zwerg. »In der Grube >Rialto<...«

Das Bergwerk »Rialto« unterschied sich in wenigen Einzelheiten von der »Kleinen Babette« wie auch von den anderen Bergwerken und Tagebauen, an denen Angouleme, Geralt und Cahir vorbeikamen und die

»Frühlingsmanifest«, »Alterz«, »Neuerz«, »Aprilscherz«, »Dulcinella«, »Gemeinsame Sache« und »Glückliches Loch« hießen. In allen war die Arbeit in vollem Gange, in allen wurde die aus Stollen oder Schächten herausgebrachte schmutzige Erde in Tröge geschüttet und in Sinkscheidern gewaschen. In allen gab es reichlich den charakteristischen roten Schlamm.

»Rialto« war eine große Erzgrube nahe am Gipfel einer Anhöhe. Der Gipfel war abgeschnitten und bildete einen Tagebau. Die eigentliche Erzwäsche befand sich auf einer in die Bergflanke gehauenen Terrasse. Hier, unter einer senkrechten Wand, in der Stollenmünder klafften, befanden sich Tröge, Sinkscheider, Rinnen und das andere Zubehör des Bergbaus. Hier stand auch eine wahre Siedlung aus Holzhäuschen, Buden, Schuppen und rindegedeckten Hütten.

»Ich kenne hier niemanden«, sagte das Mädchen, während es die Zügel an einem Zaun festband. »Aber wir wollen versuchen, mit dem Vorsteher zu reden. Geralt, wenn du kannst, solltest du ihn nicht gleich bei der Gurgel packen und mit dem Messer bedrohen. Lass uns erst reden ...«

»Lehr den Großvater nicht husten, Angouleme.«

Sie kamen nicht zum Reden. Sie kamen nicht einmal dazu, zu dem Gebäude zu gehen, in dem sie den Sitz des Vorstehers vermuteten. Auf einem kleinen Platz, wo Erz auf Wagen geladen wurde, stießen sie auf fünf Reiter.

»Oh verdammt«, sagte Angouleme. »Oh verdammt. Schaut mal, was der Wind da hergeweht hat.«

»Worum geht es?«

»Das sind Leute von Nachtigall. Sie sind gekommen, um die Schutzgelder zu kassieren. Sie haben mich schon gesehen und erkannt... Mist, verdammter! Jetzt sitzen wir in der Tinte ...«

»Kannst du ihnen was vorschwindeln?«, murmelte Cahir.

»Ich glaube kaum.«

»Weil?«

»Ich habe Nachtigall bestohlen, als ich aus der Hanse geflohen bin. Das verzeihen sie mir nicht... Aber ich werd's versuchen. Ihr schweigt. Haltet die Augen offen und seid bereit. Zu allem.«

Die Berittenen kamen näher. Voran ritten zwei – ein langhaariger graumelierter Typ in einem Wolfspelz und ein junger baumlanger Kerl mit einem Bart, den er sich offensichtlich hatte wachsen lassen, um Pickelnarben zu verbergen. Sie taten gleichgültig, doch Geralt bemerkte das verhohlene Aufblitzen von Hass in den Blicken, mit denen sie Angouleme maßen.

»Helle.«

»Novosad. Yirrel. Grüß euch. Schöner Tag heute. Schade nur, dass es regnet.«

Der Graumelierte saß ab, genauer gesagt, sprang aus dem Sattel, wobei er das rechte Bein mit Schwung über den Pferdehals warf. Die anderen saßen ebenfalls ab. Der Graumelierte gab die Zügel der Yirrel genannten Bohnenstange mit dem Bart, er selbst kam näher.

»Bitte«, sagte er. »Unser gesprächiges Gänschen. Wie sich herausstellt, bist du am Leben und bei Gesundheit?«

»Und zapple mit den Beinen.«

»Vorlaute Rotznase! Es ging das Gerücht, dass du zappelst, aber auf dem Pfahl. Es ging das Gerücht, dass der Einäugige Fulko dich erwischt hat. Es ging das Gerücht, dass du auf der Folter gesungen hast wie eine Lerche, alles verraten hast, wonach sie gefragt haben!«

»Es ging das Gerücht«, fauchte Angouleme, »dass deine Mutter, Novosad, von den Kunden nur vier Kreuzer verlangt hat, aber trotzdem niemand mehr als zwei geben wollte.«

Der Räuber spuckte ihr mit verächtlicher Miene vor die Füße.

Abermals fauchte Angouleme, ganz wie eine Katze. »Novosad«, sagte sie dreist und stemmte die Hände in die Hüften. »Ich habe geschäftlich mit Nachtigall zu reden.«

»Interessant. Er mit dir nämlich auch.«

»Halt die Klappe und hör zu, solange ich Lust habe zu reden. Vor zwei Tagen, eine Meile von Riedbrune entfernt, haben ich und diese beiden Freunde von mir den Hexer kaltgemacht, für den Nachtigall den Auftrag hatte. Kapierst du?«

Novosad ließ den Blick vielsagend über seine Kumpane schweifen, dann zog er die Handschuhe zurecht, musterte Geralt und Cahir taxierend. »Deine neuen Freunde«, wiederholte er gedehnt. »Ha, ich sehe an den Visagen, dass das keine Priester sind. Den Hexer haben sie erledigt, sagst du? Und wie? Mit einem Stich in den Rücken? Oder im Schlaf?«

»Das ist ein unwichtiges Detail.« Angouleme verzog das Gesicht wie ein Äffchen. »Ein wichtiges Detail ist dagegen, dass besagter Hexer ins Gras gebissen hat. Ich will mich nicht mit Nachtigall anlegen und ihm auch nicht in die Parade fahren. Aber Geschäft ist Geschäft. Der Halbelf hat euch einen Vorschuss gegeben, von dem rede ich gar nicht, das ist euer Geld, für die Kosten und für die Mühe. Aber die zweite Rate, die der Halbelf nach erledigter Arbeit versprochen hat, steht von Rechts wegen mir zu.«

»Von Rechts wegen?«

»Jawohl!« Angouleme beachtete den sarkastischen Ton nicht. »Denn wir haben den Vertrag erfüllt, den Hexer getötet, wofür wir dem Halbelf Beweise zeigen können. Ich werde nehmen, was mir gehört, und in der blauen und nebligen Ferne verschwinden. Mit Nachtigall, wie gesagt, will ich nicht konkurrieren, denn für mich und für ihn ist auf dem Nordfall zu wenig Platz. Übermittle ihm das, Novosad.«

»Weiter nichts?« Wieder giftiger Sarkasmus.

»Und Küsse«, knurrte Angouleme. »Du kannst ihm an meiner Stelle den Arsch lecken, *per procura.«*

»Mir ist etwas Besseres eingefallen«, verkündete Novosad und schielte nach seinen Kumpanen. »Ich werde ihm deinen Hintern im Original bringen, Angouleme. Ich werde dich, Angouleme, in Fesseln zu ihm bringen, und dann kann er mit dir alles bereden und klären. Und regeln. Alles. Die Frage, wem das Geld aus dem Vertrag mit dem Halbelf Schirrú zusteht. Und die Bezahlung für das, was du gestohlen hast. Und auch, dass für uns zu wenig Platz auf dem Nordfall ist. Auf diese Weise wird alles geregelt. In allen Einzelheiten.«

»Da gibt es ein kleines Problem.« Angouleme ließ die Hände sinken. »Wie willst du mich zu Nachtigall bringen, Novosad?«

»Na so!« Der Bandit streckte die Hand aus. »An der Gurgel!«

Geralt zog mit einer blitzschnellen Bewegung den Sihill und hielt ihn Novosad unter die Nase. »Das rate ich nicht«, knurrte er.

Novosad sprang zurück, zog sein Schwert. Yirrel holte mit einem Zischen einen Krummsäbel aus der Scheide auf seinem Rücken. Die Übrigen folgten ihrem Beispiel.

»Das rate ich nicht«, wiederholte der Hexer.

Novosad fluchte. Er schaute seine Kumpane an. Er war schwach in Arithmetik, doch er kam zu dem Ergebnis, dass fünf wesentlich mehr sind als drei. »Auf sie!«, schrie er und stürzte sich auf Geralt. »Erledigt sie!«

Der Hexer wich mit einer Halbdrehung dem Hieb aus und schlug ihn von unten her an die Schläfe. Noch ehe Novosad fiel, hatte sich Angouleme mit kurzem Ausholen vorgebeugt, ein Messer schwirrte durch die Luft, der angreifende Yirrel wankte, unterm Kinn ragte ihm ein beinerner Griff heraus. Der Räuber ließ den Säbel fallen, riss sich mit beiden Händen das Messer aus dem Hals, dass das Blut sprudelte, Angouleme aber sprang hoch, trat ihm gegen die Brust und warf ihn zu Boden. Inzwischen hatte Geralt einen weiteren Banditen niedergehauen. Cahir versetzte dem nächsten einen mächtigen Schlag mit dem Nilfgaarder Schwert, worauf vom Kopf des Räubers etwas in der Form einer Portion Melone herabfiel. Der letzte Bandit wich zurück, sprang zum Pferd. Cahir warf das Schwert hoch, fasste es an der Klinge und warf es wie einen Speer; er traf den Räuber genau zwischen den Schulterblättern. Das Pferd wieherte und warf den Kopf hin und her, ging in die Knie, begann zu stampfen und zog den Leichnam, dessen Hand im Zügelriemen verkrallt war, durch den roten Morast.

Alles dauerte nicht länger als fünf Herzschläge.

»Leuteee!«, schrie jemand zwischen den Gebäuden. »Leu-teee! Zu Hilfeee! Mord, Mord, sie morden!«

»Armee! Ruft das Militär!«, schrie ein anderer Bergmann und drängte die Kinder zurück, die nach dem uralten Brauch aller Kinder der Welt aus dem Nichts aufgetaucht waren, um zu gaffen und den Leuten im Wege zu stehen.

»Jemand soll laufen, das Militär holen!«

Angouleme hob ihr Messer auf, wischte es ab und steckte es in den Stiefelschaft. »Soll er doch laufen, bittesehr!«, schrie sie zurück, während sie sich umschaute. »Seid ihr blind, ihr Bergknappen, oder was? Das war Notwehr! Sie haben uns angefallen, die Ganoven! Kennt ihr die etwa nicht? Haben sie euch nicht genug Böses zugefügt? Haben sie zu wenig Schutzgeld von euch erpresst?«

Sie nieste heftig. Dann riss sie dem noch zuckenden Novosad den Beutel vom Gürtel, beugte sich über Yirrel.

»Angouleme.«

»Was?«

»Lass das.«

»Warum denn? Das ist Beute! Hast du zu viel Geld?«

»Angouleme ...«

»He, ihr«, erklang plötzlich eine volltönende Stimme. »Kommt doch mal her.«

In der offenen Tür einer Baracke, die als Werkzeuglager diente, standen drei Männer. Zwei waren kurzgeschorene Kraftprotze mit niedrigen Stirnen und zweifellos niedriger Intelligenz. Der dritte – derjenige, der sie angerufen hatte – war ein ungewöhnlich hochgewachsener, dunkelhaariger, stattlicher Mann.

»Ich habe wider Willen das Gespräch mit angehört, das dem Ereignis vorausging«, sagte der Mann. »Ich wollte das mit der Tötung des Hexers nicht recht glauben, ich dachte, das ist leere Prahlerei. Jetzt denke ich das nicht mehr. Kommt hier herein, in die Baracke.«

Angouleme holte hörbar Luft. Sie schaute den Hexer an und nickte kaum merklich.

Der Mann war ein Halbelf.

Der Halbelf Schirrú war hochgewachsen, er maß über sechs Fuß. Die langen dunklen Haare trug er zu einem Pferdeschwanz gebunden, der ihm auf den Rücken fiel. Das Mischblut verrieten die Augen – groß, mandelförmig, grüngelb wie bei einer Katze.

»Ihr habt also den Hexer getötet«, wiederholte er mit ungutem Lächeln. »Und seid Homer Straggen, genannt Nachtigall, zuvorgekommen? Interessant, interessant. Kurzum, euch soll ich fünfzig Florin zahlen. Die zweite Rate. Straggen hat also seine fünfzig umsonst bekommen. Denn ihr nehmt ja wohl nicht an, dass er sie euch abgibt.«

»Wie ich das mit Nachtigall regle, ist meine Sache«, sagte Angouleme, die auf einer Kiste saß und die Beine baumeln ließ. »Aber der Vertrag bezüglich des Hexers ging um die Sache. Und wir haben diese Sache erledigt. Wir, nicht Nachtigall. Der Hexer ist hinüber. Seine Kumpane, alle drei, sind hinüber. Also ist der Vertrag erfüllt.«

»Zumindest behauptet ihr das. Wie ist es abgelaufen?«

Angouleme hörte nicht auf, die Beine baumeln zu lassen. »Wenn ich alt bin«, erklärte sie in ihrem üblichen dreisten Ton, »werde ich die Geschichte meines Lebens schreiben. Darin werde ich schildern, wie das abgelaufen ist, das ganze Drum und Dran. Bis dahin werdet Ihr Euch gedulden müssen, Herr Schirrú.«

»So peinlich ist es euch«, bemerkte der Mischling kalt. »So bösartig und heimtückisch habt ihr das also erledigt.«

»Stört euch das?«, ließ sich Geralt vernehmen. Schirrú sah ihn wachsam an.

»Nein«, sagte er nach einem Moment. »Der Hexer Geralt von Riva hat kein besseres Schicksal verdient. Das war ein Naivling und Dummkopf. Wenn er einen besseren, anständigeren, ehrenvolleren Tod gehabt hätte, würden Legenden entstehen. Er hat aber keine Legende verdient.«

»Ein Tod ist wie der andere.«

»Nicht immer.« Der Halbelf schüttelte den Kopf, wobei er immerzu versuchte, in Geralts Augen zu blicken, die im Schatten der Kapuze verborgen waren. »Ich versichere euch, nicht immer. Ich vermute, du warst es, der den tödlichen Stoß geführt hat.«

Geralt antwortete nicht. Er verspürte ein übermächtiges Verlangen, den Mischling beim Pferdeschwanz zu packen, ihn zu Boden zu werfen, alles aus ihm herauszuholen, was er wusste, und ihm dabei einen Zahn nach dem anderen mit dem Schwertknauf auszuschlagen. Er hielt sich zurück. Der Verstand sagte ihm, dass die von Angouleme erfundene Mystifikation bessere Ergebnisse liefern konnte.

»Wie ihr wollt«, sagte Schirrú, als er vergebens auf Antwort wartete. »Ich werde nicht darauf bestehen, einen Bericht über den Verlauf des Ereignisses zu erhalten. Ganz offensichtlich drängt es euch nicht, darüber zu reden, ganz offensichtlich gibt es da kaum etwas, dessen man sich rühmen könnte. Wenn, versteht sich, euer Schweigen nicht eine ganz andere Ursache hat... Zum Beispiel die, dass überhaupt nichts geschehen ist. Habt ihr vielleicht irgendwelche Beweise für die Wahrheit eurer Worte?«

»Wir haben dem toten Hexer die rechte Hand abgeschnitten«, erwiderte Angouleme gleichmütig. »Aber später hat sie ein Waschbär gestohlen und aufgefressen.«

»Wir haben also nur das.« Geralt nestelte langsam sein Hemd auf und holte das Medaillon mit dem Wolfskopf hervor. »Das trug der Hexer um den Hals.«

»Bitte.«

Geralt zögerte nicht lange.

Der Halbelf wog das Medaillon in der Hand. »Jetzt glaube ich es«, sagte er langsam. »Das Kinkerlitzchen emaniert stark Magie. So etwas konnte nur ein Hexer haben.«

»Und ein Hexer«, schloss Angouleme, »hätte es sich nicht wegnehmen lassen, wenn noch Leben in ihm gewesen wäre. Das heißt, das ist ein unumstößlicher Beweis. Also legt, lieber Herr, das Bare auf den Tisch.«

Schirrú steckte das Medaillon sorgsam weg, holte aus der Jacke ein Bündel Papiere hervor, legte sie auf den Tisch und strich sie mit der Hand glatt. »Bitte.«

Angouleme sprang von der Kiste, trat heran, wobei sie albern mit den Hüften wackelte. Sie beugte sich über den Tisch. Und Schirrú packte sie blitzschnell bei den Haaren, warf sie auf die Tischplatte und hielt ihr ein Messer an die Kehle. Das Mädchen konnte nicht einmal aufschreien.

Geralt und Cahir hatten schon die Schwerter in der Hand. Aber zu spät.

Die Helfer des Halbelfs, die Kraftprotze mit den niedrigen Stirnen, hatten schon eiserne Haken in der Hand. Und sie zögerten nicht, näher zu kommen.

»Schwerter auf den Boden«, knurrte Schirrú. »Beide, die Schwerter auf den Boden. Sonst mache ich dem Mädchen das Lächeln breiter.«

»Hör nicht...«, begann Angouleme und schloss mit einem Aufschrei, denn der Halbelf hatte die in ihre Haare verkrallte Faust gedreht. Und ihr die Haut mit dem Dolchmesser geritzt, denn über den Hals des Mädchens rann ein glänzender roter Faden.

»Schwerter weg! Ich meine es ernst!«

»Aber vielleicht können wir uns irgendwie einigen?« Geralt achtete nicht auf die in ihm hochsteigende Wut, sondern hatte beschlossen, auf Zeit zu spielen. »Wie zivilisierte Menschen?«

Der Halbelf lächelte giftig. »Uns verständigen? Mit dir, Hexer? Ich bin hierher geschickt worden, um dich zu erledigen, nicht zur Verständigung. Ja, ja, du Abirrling. Du hast dich hier verstellt, Possen getrieben, aber ich habe dich sofort erkannt, vom ersten Augenblick an. Man hat dich mir genau beschrieben. Kannst du dir denken, wer dich so genau beschrieben hat? Wer mir genaue Hinweise gegeben hat, wo und in welcher Gesellschaft ich dich finden werde? Ach, du kannst es dir sicherlich denken.«

»Lass das Mädchen los.«

»Aber ich kenne dich nicht nur von der Beschreibung her«, fuhr Schirrú fort, der nicht daran dachte, Angouleme loszulassen. »Ich habe dich schon gesehen. Ich war dir sogar einmal auf der Spur. In Temerien. Im Juli. Ich bin dir bis in die Stadt Dorian nachgeritten. Bis zum Wohnsitz der Juristen Codringher und Fenn. Kannst du dir das vorstellen?«

Geralt drehte das Schwert so, dass Licht von der Klinge dem Halbelf in die Augen fiel. »Ich frage mich«, sagte er kalt, »wie du aus dieser Pattsituation herauszukommen gedenkst, Schirrú. Ich sehe zwei Auswege. Erstens: Du lässt sofort das Mädchen los. Zweitens: Du ermordest das Mädchen ... Und eine Sekunde später ist dein Blut schön über Wände und Decke verteilt.«

»Eure Waffen« – Schirrú riss Angouleme brutal an den Haaren – »haben am Boden zu liegen, ehe ich bis drei zähle. Dann beginne ich das Mädchen aufzuschneiden.«

»Wir werden sehen, wie weit du mit dem Schneiden kommst. Ich denke, nicht weit.«

»Eins!«

»Zwei!«, begann Geralt seine eigene Zählung und schlug mit dem Sihill eine schwirrende Mühle. Von draußen drang Hufgetrappel herein, das Wiehern und Schnauben von Pferden, Rufe.

»Und was nun?« Schirrú lächelte. »Darauf habe ich gewartet. Das ist kein Patt mehr, sondern ein Matt! Meine Freunde sind eingetroffen.«

»Wirklich?«, sagte Cahir, der zum Fenster hinausschaute. »Ich sehe die Uniformen der kaiserlichen leichten Kavallerie.«

»Also ist es ein Matt, aber für dich«, sagte Geralt. »Du hast verloren, Schirrú. Lass das Mädchen los.«

»Von wegen.«

Die Tür der Baracke gab unter Fußtritten nach, herein stürmte ein gutes Dutzend Leute, größtenteils schwarz und gleichartig uniformiert. Es führte sie ein hellhaariger, bärtiger Mann mit einem silbernen Bären auf dem Achselstück.

»Que aen suecc's?«, fragte er drohend. »Was geht hier vor? Wer ist für dieses Gemetzel verantwortlich? Für die Leichen da draußen? Sagt mir das sofort!«

»Herr Anführer ...«

»Glaeddyvan vort! Weg mit den Schwertern!« Sie gehorchten. Denn man zielte mit Armbrüsten auf sie. Angouleme, von Schirrú losgelassen, wollte vom Tisch wegstürzen, doch plötzlich fand sie sich von einem stämmigen, buntgekleideten Kerl gepackt, dessen Augen wie bei einem Frosch hervorquollen. Sie wollte schreien, doch der Kerl drückte ihr die behandschuhte Faust auf den Mund.

»Verzichten wir auf Gewalt«, schlug Geralt kalt dem Anführer mit dem Bären vor. »Wir sind keine Verbrecher.«

»Na so was aber auch.«

»Wir handeln mit Wissen und Zustimmung von Herrn Fulko Artevelde, des Präfekten von Riedbrune.«

»Na so was aber auch«, wiederholte Bär und gab ein Zeichen, dass Geralt und Cahirs Schwerter aufgehoben und fortgenommen wurden. »Mit Wissen und Zustimmung von Herrn Fulko Artevelde. Des ehrenwerten Herrn Artevelde. Habt ihr das gehört, Jungs?«

Seine Leute – die schwarzen wie die bunten – brachen in brüllendes Gelächter aus.

Angouleme warf sich im festen Griff des Froschäugigen hin und her, versuchte vergebens zu schreien. Es war nicht notwendig. Geralt hatte schon verstanden. Noch ehe der lächelnde Schirrú begann, die ihm gereichten Hände zu schütteln. Noch ehe vier schwarze Nilfgaarder Cahir packten und drei andere ihm ihre Armbrüste direkt aufs Gesicht richteten.

Der Froschäugige stieß Angouleme seinen Kumpanen in die Arme. Das Mädchen hing in ihrem Griff wie eine Lumpenpuppe. Sie versuchte nicht einmal, Widerstand zu leisten.

Bär kam langsam auf Geralt zu und hieb ihm plötzlich die Faust im Panzerhandschuh in den Schritt. Geralt krümmte sich, fiel aber nicht. Auf den Beinen hielt ihn kalte Wut.

»Vielleicht freut es dich zu hören«, sagte Bär, »dass ihr nicht die ersten Idioten seid, die der Einäugige Fulko für seine eigenen Zwecke ausgenutzt hat. Ihm sind die einträglichen Geschäfte ein Dorn im Auge, die ich hier mit Herrn Homer Straggen betreibe, den manche Nachtigall nennen. Fulko ist außer sich, dass ich im Rahmen dieser Geschäfte Homer Straggen in den kaiserlichen Dienst genommen und zum Anführer einer Jägerkompanie zum Schutze des Bergbaus ernannt habe. Da er sich also nicht offiziell rächen kann, heuert er ver schiedene Lumpen an.«

»Und Hexer«, warf Schirrú boshaft grinsend ein.

»Draußen«, sagte Bär laut, »liegen fünf Leichen im Regen. Ihr habt Leute ermordet, die im kaiserlichen Dienst standen! Ihr habt die Arbeit im Bergwerk gestört! Ich habe keinen Zweifel: Ihr seid Spione, Diversanten und Terroristen. Auf diesem Territorium gilt das Kriegsrecht. Hiermit verurteile ich euch standrechtlich zum Tode.« Der Froschäugige lachte laut. Er trat zu der von den Banditen festgehaltenen Angouleme, griff ihr mit rascher Bewegung an die Brust. Und drückte fest zu.

»Und nun, Helle?«, quakte er, und seine Stimme erwies sich als noch froschähnlicher als seine Augen. Der Banditenname, falls er ihn sich selbst zugelegt hatte, zeugte von Sinn für Humor. Wenn es aber ein der Tarnung dienender Deckname sein sollte, so war er überaus wirksam.

»Da haben wir uns also wiedergetroffen!«, quakte Nachtigall wieder los und kniff Angouleme in die Brust.

»Freust du dich?«

Das Mädchen stöhnte vor Schmerz.

»Wo hast du Hure die Perlen und Steine, die du mir gestohlen hast?«

»Die hat der Einäugige Fulko in Verwahrung genommen!«, schrie Angouleme und versuchte erfolglos den Eindruck zu erwecken, sie fürchte sich nicht. »Melde dich bei dem, um sie dir abzuholen!«

Nachtigall quakte los und riss die Glotzaugen auf – er sah jetzt wie der reinste Frosch aus, es fehlte nur noch, dass er anfing, mit der Zunge Fliegen zu fangen. Er kniff Angouleme noch kräftiger, dass sie sich hin und her warf und noch schmerzerfüllter stöhnte. Durch den roten Nebel der Wut hindurch, der Geralt vor Augen stand, begann das Mädchen wieder Ciri zu ähneln.

»Packt sie«, befahl Bär, ungeduldig geworden. »Hinaus mit ihnen.«

»Das ist ein Hexer«, sagte einer von den Banditen aus Nachtigalls Kompanie zum Schutze des Bergbaus unsicher.

»Ein gefährlicher Typ! Wie soll man den mit bloßen Händen greifen? Der kann uns mit irgendeinem Zauber belegen oder sonstwas ...«

»Keine Angst.« Schirrú klopfte sich lächelnd auf die Tasche. »Ohne Hexeramulett kann er nicht zaubern, und das Amulett habe ich. Packt ruhig zu.«

Draußen warteten weitere bewaffnete Nilfgaarder in schwarzen Mänteln und bunte Banditen von Nachtigalls Hanse. Auch eine Gruppe von Bergleuten hatte sich zusammengefunden. Die allgegenwärtigen Kinder und Hunde wimmelten herum.

Nachtigall verlor plötzlich die Selbstbeherrschung. Als sei ein Teufel in ihn gefahren. Unter wütendem Gequake verpasste er Angouleme einen Faustschlag, als sie hinfiel, trat er sie mehrmals. Geralt wand sich im Griff der Banditen, wofür er einen Nackenschlag mit etwas Hartem einsteckte.

»Es hieß«, quakte Nachtigall und sprang wie eine wahnsinnig gewordene Kröte vor Angouleme hin und her, »dass sie dich in Riedbrune durch den Hintern auf den Pfahl gesetzt haben, du kleine Nutte! Also war dir der Pfahl vorherbestimmt! Und auf dem Pfahl wirst du krepieren! He, Jungs, seht zu, dass ihr hier irgendwo eine Stange findet, und spitzt sie an. Dalli!«

»Herr Straggen« – Bär runzelte die Stirn –, »ich sehe keine Gründe, sich mit so einer zeitaufwendigen und bestialischen Hinrichtung zu vergnügen. Die Gefangenen gehören einfach gehängt...«

Er verstummte unter dem bösen Blick der Froschaugen.

»Seid nur still, Hauptmann«, quakte der Bandit. »Ich bezahle Euch zu viel, als dass Ihr mir unangebrachte Bemerkungen machen dürftet. Ich habe Angouleme einen üblen Tod versprochen, und jetzt werde ich mit ihr spielen. Wenn Ihr wollt, dann hängt diese beiden. Auf die erhebe ich keinen Anspruch.«

»Aber ich erhebe Anspruch«, mischte sich Schirrú ein. »Ich brauche sie beide. Vor allem den Hexer. Vor allem den. Und da es einige Zeit dauern wird, das Mädchen auf den Pfahl zu setzen, werde auch ich diese Zeit nutzen.« Er trat näher, fixierte Geralt aus seinen Katzenaugen.

»Du sollst wissen, Abirrling«, sagte er, »dass ich es war, der deinen Freund Codringher in Dorian erledigt hat. Ich habe das auf Befehl meines Herrn getan, Meister Vilgefortz, dem ich seit Jahren diene. Ich habe ihn mit dem Messer aufgeschlitzt. Und dieses widerliche kleine Ungeheuer Fenn habe ich inmitten seiner eigenen Papiere angezündet und geröstet. Ich hätte ihn einfach abstechen können, aber ich habe ein wenig Zeit darauf verwendet, mir anzuhören, wie er heulte und quiekte. Und er heulte und quiekte, sage ich dir, wie ein abgestochenes Ferkel. Nichts, absolut nichts Menschliches lag in diesem Geheul.

Weißt du, warum ich dir das alles sage? Denn dich selbst könnte ich auch einfach abstechen oder abstechen lassen. Aber ich werde dir ein wenig Zeit und Mühe widmen. Ich werde mir anhören, wie du heulst. Du hast gesagt, ein Tod sei wie der andere? Du wirst gleich sehen, dass nicht jeder Tod so ist. Jungs, zündet den Teer in der Schmierbüchse an. Und holt irgendeine Kette.«

Etwas zerbarst mit dumpfem Knall an der Ecke der Baracke und explodierte sofort mit Feuer und schrecklichem Getöse.

Das zweite Gefäß mit Steinöl – Geralt erkannte es am Geruch – traf genau in die Schmierbüchse, das dritte barst direkt neben den Männern, die die Pferde hielten. Es knallte, eine Flamme fauchte, die Pferde gerieten in Panik. Es begann ein Gewühl, daraus hervor schoss ein brennender und heulender Hund. Einer von Nachtigalls Banditen breitete plötzlich die Arme aus und platschte mit einem Pfeil im Rücken in den Morast.

»Es lebe der Freie Nordfall!«

Auf dem Gipfel der Anhöhe, auf Gerüsten und Laufstegen huschten Silhouetten in grauen Umhängen und mit pelzbesetzten Mützen einher. Auf Menschen, Pferde und die Baracken der Grube flogen weitere Brandsätze herab, wie Schwärmer, die Zöpfe von Feuer und Rauch nach sich zogen. Zwei fielen in die Werkstatt, auf den mit Hobel- und Sägespänen bedeckten Boden.

»Es lebe der Freie Nordfall! Tod den Nilfgaarder Besatzern!« Gefiederte Pfeile und Bolzen begannen zu schwirren.

Einer der schwarzen Nilfgaarder stürzte unter die Pferde, einer von Nachtigalls Banditen fiel mit durchschossener Kehle, mit einem Bolzen im Genick sackte einer der kurzgeschorenen Kraftprotze zu Boden. Mit einem makabren Ächzen fiel Bär. Ein Pfeil hatte ihn in die Brust getroffen, unterm Brustbein, wohin der Ringkragen nicht reichte. Das war – wenngleich niemand das wissen konnte – ein von einem Militärtransport gestohlener Pfeil, Standardausführung der kaiserlichen Armee, leicht umgearbeitet. Die breite zweischneidige Spitze war an mehreren Stellen angesägt worden, damit sie auseinanderstob.

Die Pfeilspitze stob in Bärs Eingeweiden sehr schön auseinander.

Im roten Morast wälzte sich eines der Kinder, von einem Pfeil glatt durchbohrt, den einer der weniger gut zielenden Freiheitskämpfer abgeschossen hatte. Einer der Männer, die Geralt festhielten, fiel. Und einer von denen, die Angouleme hielten. Das Mädchen riss sich von dem anderen los, zog blitzschnell ein Messer aus dem Stiefelschaft, hieb mit weit ausholender Bewegung zu. In der Eile verfehlte sie die Kehle von Nachtigall, schlitzte ihm aber hübsch die Wange auf, bis fast zu den Zähnen. Nachtigall schrie noch quakender als gewöhnlich auf und machte noch glotzendere Glotzaugen. Er sank auf die Knie, zwischen den Händen, mit denen er sich das Gesicht hielt, sprudelte Blut hervor. Angouleme heulte wie irrsinnig auf, sprang auf ihn zu, um die Sache zu vollenden, doch es gelang ihr nicht, denn zwischen ihr und Nachtigall explodierte die nächste Bombe, versprühte Feuer und stinkende Rauchschwaden.

Ringsum tobten schon fauchend die Flammen, herrschte ein feuriges Pandämonium. Pferde stampften, wieherten und bäumten sich auf. Banditen und Nilfgaarder brüllten. Bergleute rannten wirr durcheinander – die einen flohen, die anderen versuchten, die brennenden Gebäude zu löschen.

Geralt hatte schon den von einem Nilfgaarder losgelassenen Sihill aufheben können. Einer großgewachsenen Frau im Kettenhemd, die nach der gerade aufstehenden Angouleme mit einem Morgenstern ausholte, versetzte er einen kurzen Hieb über die Stirn. Einen schwarzen Nilfgaarder, der mit einem Sponton gelaufen kam, traf er am Oberschenkel. Dem nächsten, der einfach im Wege stand, schlitzte er die Kehle auf.

Gleich neben ihm warf ein durchgehendes, angesengtes, blindlings einherjagendes Pferd ein anderes Kind um und trat es nieder.

»Fang ein Pferd! Fang ein Pferd!« Cahir stand direkt neben ihm, schuf ihnen beiden mit weit ausholenden Schwertstreichen Raum. Geralt hörte nicht, sah nicht hin. Er machte den nächsten Nilfgaarder nieder. Schaute sich nach Schirrú um.

Angouleme, auf den Knien, schoss aus einer aufgehobenen Armbrust, jagte den Bolzen aus drei Schritt Entfernung einem sie angreifenden Banditen aus der Kompanie zum Schutze des Bergbaus in den Unterleib. Dann sprang sie auf und packte die Zügel eines vorbeilaufenden Pferdes.

»Fang irgendeins!«, schrie Cahir. »Und weg hier!«

Der Hexer schlitzte den nächsten Nilfgaarder auf, mit einem Hieb von oben her, vom Brustbein bis zur Hüfte. Mit einer ruckartigen Kopfbewegung schleuderte er Blut von seinen Brauen und Wimpern weg. Schirrú! Wo bist du, Dreckskerl?

Ein Hieb. Ein Schrei. Warme Tröpfchen auf dem Gesicht.

»Gnade!«, heulte ein im Schlamm kniender Bursche in schwarzer Uniform. Der Hexer zögerte.

»Komm zu dir!«, brüllte Cahir, packte ihn an der Schulter und schüttelte ihn kräftig. »Komm zu dir! Hast du den Verstand verloren?«

Angouleme kam im Galopp zurück, zog am Zügel ein anderes Pferd mit sich. Zwei Reiter verfolgten sie. Einer fiel, von einem Pfeil eines Kämpfers für die Freiheit des Nordfalls getroffen. Den anderen fegte Geralts Schwert aus dem Sattel.

Geralt sprang auf. Und da erblickte er im Feuerschein Schirrú, der schreiend die in Panik verfallenen Nilfgaarder sammelte. Neben dem Halbelf quakte und fluchte Nachtigall, der mit der blutigen Fresse wie der reinste menschenfressende Troll aussah.

Geralt brüllte wütend auf, wendete das Pferd, schlug mit dem Schwert eine Mühle.

Neben ihm schrie Cahir und begann zu fluchen, er wankte im Sattel, Blut von der Stirn lief ihm augenblicklich über Augen und Gesicht. »Geralt! Hilf!«

Schirrú hatte eine Gruppe um sich gesammelt, brüllte, befahl, mit Armbrüsten zu schießen. Geralt schlug dem Pferd mit der flachen Klinge auf den Hintern, bereit zu einem selbstmörderischen Angriff. Schirrú musste sterben. Alles andere war bedeutungslos. Zählte nicht. Cahir zählte nicht. Angouleme zählte nicht...

»Geralt!«, schrie Angouleme. »Hilf Cahir!« Er kam zur Besinnung. Und schämte sich. Er hielt Cahir fest, stützte ihn.

Cahir wischte sich mit dem Ärmel über die Augen, doch das Blut floss sofort wieder darüber. »Das ist nichts, eine Schramme ...« Seine Stimme bebte. »Fort hier, Hexer ... Galopp, Angouleme nach ... Galopp!«

Vom Fuß der Anhöhe drang lautes Geschrei herauf, von dort her kam eine mit Äxten, Brecheisen und Hacken bewaffnete Menge gelaufen. Da kamen den Kumpels und Gesellen der Erzgrube »Rialto« die Bergleute von den benachbarten Gruben zu Hilfe – vom »Glücklichen Loch« oder der »Gemeinsamen Sache«. Oder von irgendeiner anderen. Wer konnte das wissen?

Geralt schlug dem Pferd die Fersen in die Flanken. Sie gingen zum Galopp über, zu einem wahnwitzigen *ventre á terre.*

Sie stürmten voran, ohne sich umzublicken, an die Pferdehälse geschmiegt. Das beste Pferd war Angouleme zugefallen, ein kleines, aber feuriges Banditenpferd. Geralts Tier, ein brauner Hengst mit Nilfgaarder Zaumzeug, begann schon zu schnaufen und zu röcheln, hatte Mühe, den Kopf oben zu halten. Cahirs Pferd, ebenfalls vom Militär, war stärker und ausdauernder, doch was nützte das, wenn der Reiter Schwierigkeiten machte, indem er im Sattel wankte, instinktiv die Schenkel zusammenpresste und massenhaft Blut auf Mähne und Hals seines Reittiers versprühte. Doch sie galoppierten weiter.

Angouleme, die die beiden hinter sich gelassen hatte, wartete in einer Biegung auf sie, an einer Stelle, wo die Straße bergab führte, sich zwischen Felsen dahinwand.

»Verfolger ...«, sagte sie keuchend und verschmierte Schmutz im Gesicht. »Sie werden uns nachsetzen, werden uns nicht in Ruhe lassen ... Die Bergleute haben gesehen, wohin wir fliehen. Wir dürfen nicht auf der Straße bleiben ... Wir müssen in die Wälder abtauchen, wo es keine Wege gibt... Sie abhängen ...«

»Nein«, widersprach der Hexer, der beunruhigt hörte, welche Töne aus der Lunge des Pferdes drangen. »Wir müssen auf der Straße bleiben ... Auf dem direkten und kürzesten Weg nach Sansretour ...«

»Warum?«

»Jetzt ist keine Zeit zum Reden. Vorwärts! Holt aus den Pferden alles heraus ...« Sie galoppierten. Der Braune des Hexers röchelte.

Der Braune taugte nicht zum Weiterreiten. Er konnte auf den Beinen, steif wie Stöcke, kaum noch gehen, seine Flanken gingen schwer, die Luft kam mit einem heiseren Röcheln aus ihm heraus. Schließlich fiel er auf die Seite, schlug steif aus, blickte den Reiter an, und in seinem trübe gewordenen Auge lag ein Vorwurf.

Cahirs Pferd war in etwas besserem Zustand, Cahir selbst aber in schlechterem. Vom Sattel fiel er einfach herunter, er rappelte sich auf, aber nur auf alle viere, übergab sich heftig, obwohl er nicht viel in sich hatte.

Als Geralt und Angouleme versuchten, seinen blutüberströmten Kopf anzufassen, schrie er auf.

»Verdammt«, sagte das Mädchen. »Dem haben sie aber die Frisur ruiniert.«

Die Haut über Stirn und Schläfe des jungen Nilfgaarders war in erheblicher Länge vom Schädelknochen abgelöst. Wenn nicht das Blut schon einen klebenden Grind gebildet hätte, wäre der lose Lappen wohl bis zum Ohr heruntergeklappt. Der Anblick war makaber.

»Wie ist das passiert?«

»Sie haben ihm einfach eine Axt an den Kopf geworfen. Und das Komischste ist, es war weder ein Schwarzer noch jemand von Nachtigall, sondern einer von den Bergknappen.«

»Es ist ganz egal, wer es war.« Der Hexer umwickelte Cahirs Kopf eng mit einem abgerissenen Hemdsärmel.

»Wichtig und ein Glück ist, dass es ein miserabler Werfer war, er hat ihn nur skalpiert, hätte ihm aber den Schädel spalten können. Aber der Schädelknochen hat auch so viel abbekommen. Und das Gehirn hat es auch gemerkt. Er wird sich nicht im Sattel halten, sogar wenn das Pferd seine Last tragen könnte.«

»Was machen wir also? Dein Pferd ist hinüber, seins so gut wie, und von meinem tropft der Schweiß nur so ... Und wir werden verfolgt. Wir können hier nicht bleiben ...«

»Wir müssen hier bleiben. Ich und Cahir. Und Cahirs Pferd. Du reit weiter. Scharf. Dein Pferd ist stark, es wird den Galopp aushalten. Und sogar wenn du es zuschanden reiten müsstest... Angouleme, irgendwo im Tal Sansretour warten Regis, Milva und Rittersporn auf uns. Sie wissen von nichts und könnten Schirrú in die Hände fallen. Du musst sie finden und warnen, und dann müsst ihr alle vier, was die Pferde hergeben, nach Toussaint sprengen. Dort wird man euch nicht verfolgen. Hoffentlich.«

»Und du und Cahir?« Angouleme biss sich auf die Lippe. »Was wird aus euch? Nachtigall ist nicht dumm; wenn er den halbtoten Braunen sieht, wird er jedes Loch in der Gegend durchwühlen! Und du kommst mit Cahir nicht weit!«

»Schirrú, denn er ist es, der uns verfolgt, wird dir nachreiten.«

»Glaubst du?«

»Ich bin mir sicher. Reite.«

»Was wird die Tante sagen, wenn ich ohne euch auftauche?«

»Du erklärst es. Nicht ihr, nur Regis. Regis wird wissen, was zu tun ist. Und wir ... Wenn Cahirs Kopfhaut etwas fester am Schädel anklebt, werden wir nach Toussaint wandern. Dort finden wir uns irgendwie. Na, trödel nicht, Mädchen. Aufs Pferd und los. Lass die Verfolger nicht herankommen. Lass sie nicht auf Sichtweite heran.«

»Lehr den Großvater nicht husten! Haltet durch! Bis dann!«

»Bis dann, Angouleme.«

Er entfernte sich nicht allzu weit von der Straße. Er konnte es sich nicht versagen, einen Blick auf die Verfolger zu werfen. Aber im Grunde fürchtete er keinerlei Aktionen ihrerseits, er wusste, dass sie, ohne Zeit zu verlieren, Angouleme folgen würden.

Er täuschte sich nicht.

Die Reiter, die nach weniger als einer Viertelstunde auf den Pass kamen, hielten zwar beim Anblick des liegenden Pferdes an, schrien, stritten sich, durchstöberten das Gebüsch an der Straße, nahmen aber fast sofort die Verfolgung die Straße entlang wieder auf. Sie waren zweifellos zu dem Schluss gelangt, dass von den drei Flüchtigen jetzt zwei auf einem Pferd ritten und sie sie rasch einholen könnten, wenn sie keine Zeit verloren. Geralt sah, dass einige Pferde der Verfolger auch nicht im besten Zustand waren.

Unter den Verfolgern waren recht wenig schwarze Mäntel der Nilfgaarder leichten Kavallerie, es dominierten die bunten Räuber Nachtigalls. Geralt konnte nicht ausmachen, ob Nachtigall selbst an der Verfolgung teilnahm oder ob er zurückgeblieben war und seine aufgeschlitzte Fresse kurierte.

Als das Hufgetrappel in der Ferne verklungen war, stand Geralt aus seinem Versteck im Farnkraut auf, hob den stöhnenden und ächzenden Cahir hoch und hielt ihn fest. »Das Pferd ist zu schwach, um dich zu tragen. Wirst du gehen können?«

Der Nilfgaarder stieß einen Laut aus, der ebenso gut Bestätigung wie Verneinung sein konnte. Oder sonst etwas. Aber er setzte Fuß vor Fuß, und darauf kam es an.

Sie gingen in eine Schlucht hinab, zum Bett eines Baches. Das letzte Dutzend Schritte auf dem glitschigen Hang legte Cahir zurück, indem er ziemlich wüst hinabrutschte. Er kroch zum Bach, trank, goss sich reichlich Wasser über den Kopfverband. Der Hexer drängte ihn nicht zur Eile, er atmete selbst tief durch, sammelte Kraft.

Er ging den Bach hinauf, wobei er Cahir stützte und gleichzeitig das Pferd nach sich zog. Er stapfte durchs Wasser, stieß mit den Füßen gegen Geröll und umgestürzte Stämme. Nach einer Weile verweigerte Cahir die Mitarbeit – er setzte nicht mehr gehorsam Fuß vor Fuß, bewegte sie überhaupt nicht mehr, der Hexer schleifte ihn einfach mit. So konnte er nicht weitergehen, zumal das Bachbett von Schwellen und Wasserfällen unterbrochen wurde. Geralt ächzte, nahm den Verletzten auf den Rücken. Das Pferd, das er hinter sich herzog, erleichterte ihm das Leben auch nicht. Als sie endlich aus der Schlucht herauskamen, ließ sich der Hexer einfach auf den nassen Waldboden fallen und lag schwer atmend, völlig ausgepumpt, neben dem stöhnenden Cahir. Er blieb lange liegen. Im Knie hatte wieder ein wütender Schmerz zu pochen begonnen.

Endlich gab Cahir wieder Lebenszeichen, und kurz darauf – o Wunder – stand er auf, wobei er fluchte und sich den Kopf hielt. Sie gingen. Anfangs ging Cahir zügig. Dann wurde er langsamer. Dann fiel er hin.

Geralt nahm ihn auf den Rücken, schleppte ihn, ächzend, gegen Steine stoßend. Im Knie wütete der Schmerz, vor den Augen schwirrten ihm schwarze und feurige Bienen.

»Noch vor einem Monat ...«, begann auf seinem Rücken Cahir zu stöhnen. »Wer hätte da gedacht, dass du mich auf dem Buckel schleppst...«

»Sei still, Nilfgaarder ... Wenn du redest, wirst du schwerer...«

Als sie endlich die Felsen und Felshänge erreichten, war es schon fast dunkel. Der Hexer suchte weder eine Höhle, noch fand er eine – er ließ sich kraftlos beim erstbesten Loch fallen.

Auf der Höhlensohle lagen menschliche Schädel herum, Rippen, Becken und andere Knochen. Aber – was wichtiger war – hier gab es auch trockene Zweige.

Cahir fieberte, zitterte, zuckte in Krämpfen. Das Annähen des Hautlappens mit Hilfe von Zwirn und einer krummen Nadel hatte er tapfer und bei Bewusstsein ertragen. Die Krisis kam später, in der Nacht. Geralt hatte in der Höhle ein Feuer entfacht, ohne auf Fragen der Sicherheit Rücksicht zu nehmen. Draußen regnete und stürmte es übrigens, es war kaum wahrscheinlich, dass jemand in der Gegend umherstreifte und nach Feuerschein Ausschau hielt. Und Cahir musste sich wärmen.

Er fieberte die ganze Nacht. Zitterte, stöhnte, phantasierte. Geralt fand keinen Schlaf – er hielt das Feuer in Gang. Und sein Knie schmerzte verteufelt.

Ein junger und kräftiger Bursche, kam Cahir am Morgen zu sich. Er war bleich und schweißüberströmt, Geralt spürte die Hitze, die er verströmte. Die Artikulation wurde von den klappernden Zähnen etwas erschwert. Doch es war zu verstehen, was er sagte. Und er sprach bei Bewusstsein. Er beklagte sich über Kopfschmerzen – eine normale Erscheinung bei jemandem, dem eine Axt die Haut mitsamt den Haaren vom Kopf getrennt hatte.

Geralt teilte seine Zeit zwischen unruhigem Dahindämmern und dem Einsammeln des von den Felsen rinnenden Regenwassers in aus Birkenrinde gebastelten Näpfchen. Sowohl ihn als auch Cahir quälte der Durst.

»Geralt?«

»Ja.«

Cahir rückte die Scheite im Feuer mit Hilfe eines gefundenen Schenkelknochens zurecht.

»In dem Bergwerk, als wir gekämpft haben ... Da habe ich Angst bekommen, weißt du?«

»Ich weiß.«

»Einen Moment lang sah es so aus, als ob du begonnen hättest, Amok zu laufen. Als ob nichts mehr für dich zählte ... Außer dem Morden ...«

»Ich weiß.«

»Ich hatte Angst«, schloss Cahir ruhig, »dass du im Mordrausch diesen Schirrú erschlagen würdest. Und aus einem Toten könnten wir ja keine Informationen herausholen.«

Geralt räusperte sich. Der junge Nilfgaarder gefiel ihm immer besser. Er war nicht nur tapfer, sondern auch intelligent.

»Du hast recht daran getan, Angouleme wegzuschicken«, fuhr Cahir fort und klapperte dabei nur leicht mit den Zähnen. »Das ist nichts für Mädchen ... Sogar für solche wie sie. Das erledigen wir selbst, zu zweit. Wir werden den Verfolgern folgen. Aber nicht, um wie die Berserker drauflos zu morden. Was du damals über die Rache gesagt hast... Geralt, sogar Rache muss irgendeine Methode haben. Wir werden diesen Halbelf erwischen ... Werden ihn zwingen, zu sagen, wo sich Ciri befindet...«

»Ciri lebt nicht mehr.«

»Das ist nicht wahr. Ich glaube nicht an ihren Tod ... Und du glaubst es auch nicht. Gib es zu.«

»Ich will es nicht glauben.«

Draußen heulte der Sturm, rauschte der Regen. In der Höhle war es behaglich. »Geralt?«

»Ich höre.«

»Ciri lebt. Ich hatte wieder Träume ... Ja, etwas ist zum Äquinoktium geschehen, etwas Verhängnisvolles ... Ja, kein Zweifel, das habe ich auch gespürt und gesehen ... Aber sie lebt ... Sie lebt unbedingt. Wir müssen uns beeilen ... Aber nicht zu Rache und Mord. Zu ihr.«

»Ja. Ja, Cahir. Du hast recht.«

»Und du? Hast du keine Träume mehr?«

»Doch«, sagte der Hexer bitter. »Aber sehr selten, seit wir die Jaruga überquert haben. Und ich kann mich nach dem Erwachen überhaupt nicht daran erinnern. Etwas in mir hat aufgehört, Cahir. Etwas ist ausgebrannt. Etwas in mir ist abgerissen ...«

»Das macht nichts, Geralt. Ich werde für uns beide träumen.«

Im Morgengrauen brachen sie auf. Es hatte aufgehört zu regnen, es sah sogar danach aus, als versuche die Sonne, irgendein Loch in dem Grau zu finden, das den Himmel überzogen hatte.

Sie ritten langsam, beide auf einem Pferd mit Nilfgaarder Militär-Zaumzeug.

Das Pferd trappelte auf dem Geröll, es ging im Schritt am Ufer des Sansretour entlang, des Flüsschens, das nach Toussaint führte. Geralt kannte den Weg. Er war einmal hier gewesen. Vor sehr langer Zeit, vieles hatte sich seither verändert. Nicht verändert hatte sich jedoch das Tal mit dem Flüsschen Sansretour, das nach und nach immer mehr zum Fluss Sansretour wurde. Nicht verändert hatten sich die Amellberge und die über ihnen aufragende Gorgo, der Teufelsberg.

Bestimmte Dinge hatten es an sich, dass sie sich einfach nicht veränderten.

»Ein Soldat stellt Befehle nicht in Frage«, sagte Cahir und betastete den Verband am Kopf. »Er analysiert sie nicht, er denkt nicht darüber nach, er erwartet nicht, dass man ihm ihren Sinn erklärt. Das ist das Erste, was bei uns einem Soldaten beigebracht wird. Du kannst dir also denken, dass ich keine Sekunde lang über den Befehl nachdachte, der mir erteilt wurde. Die Frage, warum ausgerechnet ich diese cintrische Prinzessin oder Fürstentochter fangen sollte, ging mir nicht einmal flüchtig durch den Kopf. Befehl ist Befehl. Freilich, ich ärgerte mich, denn ich wollte Ruhm gewinnen, mich mit der Ritterschaft schlagen, mit der regulären Armee ... Aber die Arbeit für den Aufklärungsdienst gilt bei uns auch als Auszeichnung. Wenn es sich wenigstens noch um eine schwierigere Aufgabe gehandelt hätte, um irgendeinen wichtigeren Gefangenen ... Aber ein Mädchen?«

Geralt warf das Rückgrat einer Forelle ins Lagerfeuer. Vor dem Abend hatten sie in einem Bach, der in den Sansretour mündete, genug Fische gefangen, um sich sattzuessen. Die Forellen waren in der Laichzeit und leicht zu fangen.

Er hörte Cahirs Erzählung zu, und Neugier kämpfte in ihm mit einem Gefühl tiefen Bedauerns.

»Alles in allem war es ein Zufall«, erzählte Cahir, den Blick ins Feuer gerichtet. »Der reinste Zufall. Wir hatten, wie ich später erfuhr, am Hofe von Cintra einen Spion, einen Kammerjunker. Als wir dabei waren, die Stadt zu erobern, und uns anschickten, das Schloss zu umzingeln, schlich sich dieser Spion heraus und gab zu verstehen, dass versucht werden sollte, die Fürstentochter aus der Stadt zu bringen. Es wurden mehrere solche Gruppen wie meine gebildet. Zufällig stießen die Leute, die Ciri bei sich hatten, auf meine Gruppe.

Es begann eine Jagd durch die Stadt, in Viertel, die schon brannten. Das war eine wahre Hölle. Nichts als das Fauchen der Flammen, Feuerwände. Die Pferde wollten nicht weiter, und die Menschen, was sollte schon groß sein, drängte es auch nicht danach, sie anzutreiben. Meine Untergebenen, es waren vier, begannen zu schimpfen, zu schreien, ich hätte den Verstand verloren, würde sie ins Verderben führen ... Es gelang mir nur mit Mühe, sie unter Kontrolle zu halten.

Wir verfolgten die Ausbrecher weiter durch diesen Feuerkessel und holten sie ein. Plötzlich hatten wir sie genau vor uns – fünf Cintrier. Und es begann das Hauen und Stechen, noch ehe ich rufen konnte, sie sollten auf das Mädchen Acht geben. Das übrigens sofort am Boden landete; derjenige, der sie auf dem Sattelbogen trug, fiel als Erster. Einer von meinen Leuten hob sie auf und zog sie aufs Pferd, doch er kam nicht weit, einer von den Cintriern stach ihm in den Rücken und durch den Körper. Ich sah, wie die Schwertschneide einen Zoll an Ciris Kopf vorbeiging, die wieder in den Straßendreck fiel. Sie war vor Angst halb ohnmächtig, ich sah, wie sie sich an den Erschlagenen presste, wie sie versuchte, unter ihn zu kriechen ... Wie ein Kätzchen bei einer getöteten Katze ...«

Er verstummte, schluckte Speichel. »Sie wusste nicht einmal, dass sie sich an einen Feind schmiegte. An einen verhassten Nilfgaarder.

Wir blieben allein«, fuhr er nach kurzer Pause fort, »ich und sie, und ringsum nichts als Leichen und Feuer. Ciri kroch in die Pfützen, Wasser und Blut fingen aber schon stark zu dampfen an. Ein Haus stürzte ein, ich sah vor Funken und Rauch kaum noch etwas. Das Pferd wollte nicht dorthin gehen. Ich rief sie, forderte sie auf, zu mir zu kommen, wurde heiser beim Versuch, das Fauchen der Brände zu übertönen. Sie sah und hörte mich, reagierte aber nicht. Das Pferd wollte nicht vorwärts, und ich konnte es nicht beherrschen. Ich musste absitzen. Ich konnte sie partout nicht mit einer Hand aufheben, doch mit der anderen musste ich die Zügel halten; das Pferd riss so heftig daran, dass es mich fast umwarf. Als ich sie anhob, begann sie zu schreien. Dann versteifte sie sich und wurde ohnmächtig. Ich wickelte sie in den Mantel, den ich in einer Pfütze nass gemacht hatte, in Morast, Unrat und Blut. Und fort ritten wir. Geradewegs durchs Feuer.

Ich weiß selbst nicht, durch welches Wunder wir dort herausfanden. Doch plötzlich tauchte eine Mauerbresche auf, und wir befanden uns am Fluss. Unglücklicherweise an einer Stelle, die sich gerade die fliehenden Nordlinge ausgesucht hatten. Ich warf den Offiziershelm fort, denn an dem Helm hätten sie mich, obwohl die Flügel verbrannt waren, sofort erkannt. Der Rest meiner Uniform war so angesengt, dass er mich nicht verraten konnte. Doch wenn das Mädchen bei Bewusstsein gewesen wäre, wenn sie geschrien hätte, hätten sie mich niedergemacht. Ich hatte Glück.

Ich ritt eine Viertelmeile mit ihnen, dann blieb ich zurück und verbarg mich im Gebüsch, an einem Fluss, der Leichen mit sich trug.«

Er verstummte, räusperte sich, betastete mit beiden Händen den bandagierten Kopf. Und er errötete. Oder war es vielleicht nur der Widerschein der Flammen?

»Ciri war entsetzlich schmutzig. Ich musste sie ausziehen ... Sie wehrte sich nicht, schrie nicht. Sie zitterte nur, die Augen hielt sie geschlossen. Jedes Mal, wenn ich sie berührte, um sie zu waschen oder abzutrocknen, spannte sie sich an und versteifte sich ... Ich weiß, ich hätte zu ihr sprechen, sie beruhigen sollen ... Doch plötzlich konnte ich keine Worte in eurer Sprache finden ... In der Sprache meiner Mutter, die ich von klein auf kenne. Ich konnte keine Worte finden, wollte sie durch die Berührung beruhigen, durch Sanftheit ... Sie aber erstarrte und wimmerte ... wie ein Vogeljunges ...«

»Das hat sie in Albträumen verfolgt«, flüsterte Geralt.

»Ich weiß. Mich auch.«

»Was war weiter?«

»Sie schlief ein. Und ich auch. Vor Erschöpfung. Als ich erwachte, war sie nicht mehr bei mir. Sie war nirgends. An den Rest erinnere ich mich nicht. Diejenigen, die mich fanden, behaupteten, ich sei im Kreis gelaufen und habe geheult wie ein Wolf. Sie mussten mich fesseln. Als ich mich beruhigt hatte, nahmen sich die Leute von der Aufklärung mich vor, die Untergebenen von Vattier de Rideaux. Es ging ihnen um Cirilla. Wo sie sei, wo und wohin sie geflohen sei, auf welche Weise sie vor mir geflohen sei, warum ich sie habe fliehen las sen. Und von neuem, von Anfang an: Wo sie sei, wohin geflohen ... Vor Wut schrie ich etwas von einem Kaiser, der wie ein Sperber Jagd auf kleine Mädchen macht. Für diesen Schrei saß ich über ein Jahr in der Zitadelle. Aber dann wurde ich begnadigt, denn ich wurde gebraucht. Auf Thanedd wurde jemand benötigt, der die Gemeinsprache beherrschte und wusste, wie Ciri aussieht. Der Kaiser wollte, dass ich nach Thanedd fuhr... Und diesmal nicht versagte. Dass ich ihm Ciri brächte.« Er machte eine Pause.

»Emhyr gab mir eine Chance. Ich konnte ablehnen, auf die Chance verzichten. Das hätte endgültige, totale, lebenslange Ungnade und Vergessenheit bedeutet, doch ablehnen konnte ich, wenn ich gewollt hätte. Aber ich lehnte nicht ab. Denn weißt du, Geralt... Ich konnte sie nicht vergessen.

Ich werde dich nicht belügen. Ich habe sie unablässig im Traum gesehen. Und nicht als das magere Kind, das sie am Fluss war, als ich sie auszog und wusch. Ich habe sie ... Ich sehe sie immer noch als Frau, schön, selbstbewusst, provozierend ... Mit solchen Einzelheiten wie einer feuerroten Rose, in der Leistengegend tätowiert...«

»Wovon redest du?«

»Ich weiß nicht, weiß selber nicht... Aber so war es und ist es immer noch. Ich sehe sie immer noch im Traum, ebenso, wie ich sie damals im Traum gesehen habe ... Darum habe ich mich zu der Mission auf Thanedd bereiterklärt. Darum wollte ich mich euch später anschließen. Ich ... Ich will sie noch einmal ... sehen. Noch einmal ihr Haar berühren, ihr in die Augen schauen ... Ich will sie anschauen. Schlag mich tot, wenn du willst. Aber ich werde mich nicht länger verstellen. Ich glaube ... Ich glaube, dass ich sie liebe. Ich bitte dich, lach nicht.«

»Mir ist gar nicht zum Lachen.«

»Das ist der Grund, warum ich mit euch reite. Verstehst du?«

»Willst du sie für dich oder für deinen Kaiser?«

»Ich bin Realist«, flüsterte er. »Sie wird mich ja nicht wollen. Aber als Gemahlin des Kaisers könnte ich sie wenigstens ab und zu sehen.«

»Als Realist«, schnaubte der Hexer, »musst du sehen, dass wir sie erst einmal finden und retten müssen. Vorausgesetzt, dass deine Träume nicht trügen und Ciri wirklich noch lebt.«

»Das weiß ich. Und wenn wir sie finden? Was dann?«

»Wir werden sehen. Wir werden es sehen, Cahir.«

»Führ mich nicht in die Irre. Sei ehrlich. Du wirst doch nicht erlauben, dass ich sie nehme.« Geralt gab keine Antwort.

Cahir wiederholte die Frage nicht. »Bis dahin«, fragte er kalt, »können wir Freunde sein?«

»Ja, Cahir. Ich bitte nochmals um Verzeihung für das, was passiert ist. Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist. Eigentlich habe ich dich nicht ernstlich verdächtigt, Verrat zu üben oder ein Doppelspiel zu treiben.«

»Ich bin kein Verräter. Ich werde dich niemals verraten, Hexer.«

Sie ritten durch die tiefe Schlucht, die der Fluss Sansretour, nun schon schnell und breit, zwischen die Felsen geschnitten hatte. Sie ritten nach Osten, zur Grenze des Fürstentums Toussaint. Die Gorgo, der Teufelsberg, erhob sich über ihnen. Um zum Gipfel zu blicken, mussten sie die Köpfe zurücklegen. Doch sie blickten nicht hinauf.

Zuerst rochen sie den Rauch, wenig später sahen sie das Lagerfeuer und darüber Ruten, an denen aufgespießte Forellen brieten. Sie erblickten das Individuum, das einsam am Feuer saß.

Noch vor kurzem hätte Geralt jeden verspottet, erbarmungslos ausgelacht und für einen Vollidioten gehalten, der zu behaupten gewagt hätte, er, ein Hexer, werde große Freude beim Anblick eines Vampirs empfinden.

»Oho«, sagte Emiel Regis Rohellec Terzieff-Godefroy, der gerade die Ruten zurechtrückte. »Seht nur, wen da der Wind hergeweht hat.«

7

*Der Klopfer, auch genannt Klopfgeist, Coblynau, Hämmerling, Rübezahl, Karkonosch, Schatzer oder Odner, ist eine Abart des Kobolds, welchselbigen der Klopfer jedoch an Wuchs wie an Kraft bei weitem übertrifft. Auch tragen Klopfer für gewöhnlich gewaltige Barte, wie es der Kobolde Art und Weise nicht ist. Er hauset in Stollen, Schächten, Schrunden, Abgründen, finsteren Gruben, im Innern von Felsen, in allerlei Grotten, Höhlen und Steinschlünden. Wo er lebt, sind unfehlbar in der Erde Schätze verborgen, als da sind Metalle, Erze, Karbon, Salz und Steinöl. Darum auch kann man den Klopfer gar oft in Bergwerken antreffen, insonderheit in verlassenen; doch auch in solchen, darin noch gegraben wird, zeigt er sich gern. Ein boshafter Schalk und Tunichtgut, ein Fluch und wahre Gottesgeißel für die Bergleute und Knappen, welche der übermütige Klopfer in Irrgänge führt und mit Klopfen an den Fels täuschet und ängstiget, so verschüttet er Gänge, stiehlt und verdirbt der Bergleute Werkzeug und was sonst ihr eigen ist, und vermißt sich wohl gar, ihnen hinter einer Ecke hervor einen Knüppel gegen das Haupt zu schlagen. Ist indes möglich, ihn zu bestechen, daß er nicht über die Maßen Schabernack treibe, indem man in einem dunklen Stollen oder Schacht einen Kanten Brot mit Butter hinlegt, ein Stück Ziegen – käse, eine Seite geräucherten Specks, am besten jedoch ein Fläschlein von Schnaps, denn nach selbigem gelüstet es den Klopfer gar schrecklich.*

*Physiologus*

»Die sind außer Gefahr«, versicherte der Vampir, während er das Maultier Draakul antrieb. »Alle drei, Milva, Rittersporn und natürlich Angouleme, die uns rechtzeitig im Tal Sansretour eingeholt und alles erzählt hat, wobei sie nicht mit allerlei farbigen Worten gegeizt hat. Vor den herannahenden Banditen gewarnt, haben wir unverzüglich die Grenze von Toussaint überschritten. Milva war davon freilich nicht begeistert, sie wollte unbedingt euch beiden zu Hilfe eilen. Ich habe es ihr ausreden können. Und Rittersporn, o Wunder, statt sich über das Asyl zu freuen, das die Grenzen des Fürstentums bieten, ließ sichtlich den Kopf hängen ... Wovor fürchtet er sich in Toussaint dermaßen, weißt du das zufällig?«

»Ich weiß es nicht, aber ich kann es mir denken«, erwiderte Geralt säuerlich. »Denn das wäre nicht der erste Ort, wo sich unser Barde unbeliebt gemacht hat. Jetzt ist er etwas gesetzter geworden, weil er sich in anständiger Gesellschaft bewegt, aber in jungen Jahren war ihm nichts heilig. Ich würde sagen, sicher waren vor ihm nur Igel und diejenigen Frauen, die bis in den Wipfel eines hohen Baumes kletterten. Und die Männer der Frauen nahmen das dem Troubadour alle naselang übel, weiß der Teufel, warum. In Toussaint gibt es sicherlich irgendeinen Ehemann, dem beim Anblick von Rittersporn alte Geschichten wieder einfallen könnten ... Aber im Grunde ist das nicht wichtig. Was ist mit den Verfolgern? Ich hoffe, dass...«

»Ich glaube nicht« – Regis lächelte –, »dass sie uns nach Toussaint hinein gefolgt sind. Die Grenze wimmelt von fahrenden Rittern, die sich unmäßig langweilen und Gelegenheiten zum Kampf suchen. Zudem sind wir zusammen mit einer Gruppe Pilger, die wir an der Grenze getroffen haben, sofort in den heiligen Hain Myrkvid geraten. Und dieser Ort weckt Furcht. Sogar die Pilger und die Kranken, die aus allen Ecken der Welt nach Myrkvid kommen, um Heilung zu finden, bleiben in einer Siedlung in der Nähe des Waldrandes und wagen sich nicht ins Innere. Denn es kursieren Gerüchte, wer sich in die heiligen Eichengehölze wage, ende auf dem langsamen Feuer in einer Weidenpuppe.«

Geralt holte tief Luft. »Sollten etwa ...«

»Natürlich.« Der Vampir ließ ihn wieder nicht zu Ende sprechen. »Im Hain Myrkvid leben Druiden. Die, die früher in Angren gewohnt haben, beim Caed Dhu, dann an den See Monduirn gewandert sind und schließlich zum Myrkvid, nach Toussaint. Es war uns vorherbestimmt, auf sie zu treffen. Habe ich schon gesagt, dass uns das vorherbestimmt war?«

Geralt atmete tief aus. Der hinter ihm reitende Cahir ebenfalls. »Ist dein Bekannter unter diesen Druiden?«

Wieder lächelte der Vampir. »Das ist kein Bekannter, sondern eine Bekannte«, erklärte er. »Aber ja, sie ist unter ihnen. Sie ist sogar aufgestiegen. Sie steht dem ganzen Kreis vor.«

»Eine Hierophantin?«

»Eine Flamina. So lautet der höchste Titel bei den Druiden, wenn ihn eine Frau trägt. Nur Männer sind Hierophanten.«

»Stimmt, das hatte ich vergessen. Ich gehe davon aus, dass Milva und die anderen ...«

»Sie stehen jetzt unter dem Schutz der Flamina und des Kreises.« Wie es seine Gewohnheit war, antwortete der Vampir auf die Frage, noch während sie gestellt wurde, worauf er sofort zur Antwort auf noch nicht gestellte Fragen überging. »Ich hingegen habe mich beeilt, euch zu treffen. Denn es ist etwas Rätselhaftes geschehen. Die Flamina, der ich unseren Fall vortragen wollte, ließ mich nicht ausreden. Sie teilte mir mit, sie wisse von alledem. Sie erwarte schon seit einiger Zeit unsere Ankunft...«

»Wie bitte?«

»Ich konnte meinen Unglauben auch nicht verhehlen.« Der Vampir zügelte das Maultier, stellte sich in den Steigbügeln auf, schaute sich um.

»Suchst du jemanden oder etwas?«, fragte Cahir.

»Ich suche nicht, ich habe gefunden. Sitzen wir ab.«

»Ich würde lieber möglichst schnell...«

»Lasst uns absitzen. Ich erkläre dir alles.«

Sie mussten lauter sprechen, um sich im Rauschen eines Wasserfalls verständigen zu können, der aus großer Höhe an der senkrechten Wand eines Felshanges herabfiel. Unten, dort, wo der Wasserfall einen kleinen See ausgewaschen hatte, klaffte in der Felswand die schwarze Öffnung einer Höhle.

»Ja, genau dort«, bestätigte Regis die Vermutung des Hexers. »Ich bin dir entgegengeritten, weil mir aufgetragen ist, dich dorthin zu schicken. Ich habe dir gesagt, die Druiden wussten von dir, sie wussten von Ciri, wussten von unserer Mission. Und erfahren haben sie es von einer Person, die eben dort wohnt. Diese Person, wenn man den Druiden Glauben schenkt, wünscht mit dir zu sprechen.«

»Wenn man den Druiden Glauben schenkt«, wiederholte Geralt ironisch. »Ich bin in dieser Gegend gewesen. Ich weiß, was in den tiefen Höhlen unter dem Teufelsberg wohnt. Dort gibt es alle möglichen Bewohner. Aber mit den weitaus meisten davon kann man sich nicht unterhalten, höchstens mit Hilfe des Schwertes. Was hat deine Druidin noch gesagt? Was soll ich noch glauben?«

»Sie hat mir auf deutliche Weise« – der Vampir fixierte Geralt mit seinen schwarzen Augen – »zu verstehen gegeben, dass sie im Allgemeinen nichts von Individuen hält, die die lebendige Natur vernichten und umbringen, und insbesondere nichts von Hexern. Ich habe erklärt, dass du momentan eher nur dem Namen nach ein Hexer bist. Dass du der lebendigen Natur absolut nichts zuleide tust, sofern Letztere dir nichts zuleide tut. Die Flamina, musst du wissen, ist eine überaus helle Frau, sie hat auf der Stelle angemerkt, dass du das Hexertum nicht wegen weltanschaulichen Umdenkens aufgegeben hast, sondern unter dem Druck der Umstände. >Ich weiß sehr wohl<, sagte sie, >dass ein Unglück eine dem Hexer nahestehende Person getroffen hat. Der Hexer musste daher das Hexertum aufgeben und zu Hilfe eilen ...<«

Geralt enthielt sich eines Kommentars, doch sein Blick war so vielsagend, dass sich der Vampir mit Erklärungen beeilte.

»Sie hat verkündet, ich zitiere: >Der Hexer, der kein Hexer ist, wird beweisen, dass er zu Demut und Aufopferung fähig ist. Er wird in den finsteren Schlund der Erde eintreten. Unbewaffnet. Er wird jede Waffe, jedes scharfe Eisen zurücklassen. Jegliche scharfen Gedanken. Sämtliche Aggressionen, Zorn, Bosheit, Arroganz. Er wird in Demut eintreten. Und dann wird dort, in dem Schlund, der demütige Nichthexer Antworten auf die Fragen finden, die ihn bedrücken. Er wird Antworten auf viele Fragen finden. Wenn aber der Hexer Hexer bleibt, wird er nichts finden.<«

Geralt spuckte in Richtung des Wasserfalls und der Höhle. »Das ist einfach ein Spiel«, teilte er mit. »Ein Spaß! Streiche! Hellseherei, Aufopferung, geheimnisvolle Begegnungen in Grotten, Antworten auf Fragen ... So abgegriffene Wendungen findet man nur bei umherziehenden Märchenerzählern. Hier macht sich jemand über mich lustig. Im günstigsten Falle. Wenn das aber kein Scherz ist...«

»Einen Scherz würde ich es auf gar keinen Fall nennen«, sagte Regis bestimmt. »Auf gar keinen, Geralt von Riva.«

»Was ist es also? Eine von den berühmten Absonderlichkeiten der Druiden?«

»Wir werden es nicht wissen«, meldete sich Cahir zu Wort, »ehe wir uns nicht überzeugen. Komm, Geralt, wir gehen zusammen dort hinein ...«

»Nein.« Der Vampir schüttelte den Kopf. »Die Flamina war in dieser Hinsicht kategorisch. Der Hexer muss allein dort hineingehen. Ohne Waffen. Gib mir dein Schwert. Ich werde es während deiner Abwesenheit hüten.«

»Dass mich der Teufel ...«, begann Geralt, doch Regis unterbrach mit einer raschen Geste seinen Redefluss.

»Gib mir dein Schwert.« Er streckte die Hand aus. »Und wenn du noch irgendeine Waffe hast, lass sie mir auch da. Denke an die Worte der Flamina. Keinerlei Aggression. Aufopferung. Demut.«

»Weißt du, auf wen ich dort treffe? Wer ... oder was mich in dieser Höhle erwartet?«

»Nein, ich weiß es nicht. Alle möglichen Geschöpfe bewohnen die unterirdischen Korridore unter der Gorgo.«

»Mich trifft der Schlag!«

Der Vampir räusperte sich leise. »Das ist nicht auszuschließen«, sagte er ernst. »Aber du musst das Risiko eingehen. Ich weiß doch, dass du es eingehen wirst.«

Er hatte sich nicht getäuscht – wie erwartet, war der Eingang zur Höhle von einem imposanten Haufen Schädel, Rippen, Schienbeine und anderen Knochen versperrt. Es stank jedoch nicht nach Fäulnis. Die Überbleibsel waren ganz offensichtlich sehr alt und dienten dazu, Eindringlinge abzuschrecken. Zumindest glaubte er das.

Er ging ins Dunkel, die Knochen knirschten und knackten unter seinen Füßen. Seine Augen passten sich rasch der Dunkelheit an.

Er befand sich in einer riesigen Höhle, einer Felskaverne, deren Ausmaße das Auge nicht erfassen konnte, denn die Proportionen waren gebrochen und verloren sich in einem Wald von Stalaktiten, die in malerischen Bögen von der Decke herabhingen. Aus der von Feuchtigkeit glänzenden und mit verschiedenfarbigem Kies schillernden Sohle wuchsen weiße und rosa Stalagmiten empor, stämmig und gedrungen an der Basis, nach oben hin schlanker werdend. Manche reichten mit den Spitzen hoch über den Kopf des Hexers. Manche vereinigten sich in der Höhe mit Stalaktiten und bildeten säulenartige Stalagnaten. Niemand rief ihn an. Das einzige hörbare Geräusch waren die klingenden Echos plätschernden und tropfenden Wassers.

Er ging langsam, geradewegs ins Dunkel, zwischen die Säulen der Stalagnaten. Er wusste, dass er beobachtet wurde.

Das Fehlen des Schwertes auf dem Rücken machte sich stark bemerkbar, aufdringlich und deutlich – wie das Fehlen eines vor kurzem ausgebrochenen Zahnes.

Er verlangsamte den Schritt.

Was er eben noch für am Fuße von Stalagmiten liegende runde Felsbrocken gehalten hatte, glotzte ihn jetzt aus großen leuchtenden Pupillen an. In der zusammengedrängten Masse graubrauner, staubbedeckter Fellklumpen öffneten sich riesige Schnauzen und blitzten kegelförmige Hauer.

Barbegazi.

Er ging langsam, setzte die Füße aber vorsichtig – die Barbegazi waren überall, große, mittlere und kleine, sie lagen auf seinem Wege und dachten nicht daran, Platz zu machen. Bisher verhielten sie sich ausgesprochen ruhig, er war sich jedoch nicht sicher, was geschehen würde, wenn er auf einen träte.

Die Stalagnaten glichen einem Wald, er konnte nicht geradeaus gehen, musste Umwege nehmen. Von oben, von der mit Gipsnadeln wie mit Igelstacheln besetzten Decke, tropfte Wasser.

Die Barbegazi – es erschienen immer mehr – begleiteten seinen Marsch, wimmelten über die Höhlensohle. Er hörte ihr monotones Gemurmel und Schnaufen. Er roch ihren scharfen, säuerlichen Geruch.

Er musste stehenbleiben. Auf seinem Weg, zwischen zwei Stalagmiten, an einer Stelle, die er nicht umgehen konnte, lag ein großer Echinops, mit einer Masse langer Stacheln gespickt. Geralt schluckte. Er wusste nur zu gut, dass ein Echinops die Stacheln zehn Fuß weit verschießen kann. Die Stacheln hatten eine besondere Eigenschaft – in den Körper eingedrungen, brachen sie ab, die spitzen Enden aber »wanderten« immer weiter in den Körper, bis sie schließlich irgendein empfindliches Organ erreichten.

»Dummer Hexer!«, hörte er aus der Finsternis. »Der Hexer ist feige! Er hat Angst, ha, ha!«

Die Stimme klang eigenartig und fremd, doch Geralt hatte derlei Stimmen schon mehr als einmal gehört. So sprachen Wesen, die es nicht gewohnt waren, sich mit artikulierter Sprache zu verständigen – daher die seltsamen Betonungen und Artikulationen, die unnatürlich gedehnten Silben.

»Dummer Hexer! Dummer Hexer!«

Er enthielt sich eines Kommentars. Er presste die Lippen zusammen und ging langsam an dem Echinops vorbei. Die Stacheln des Ungeheuers begannen zu wogen wie die Tentakel einer Seeanemone. Doch nur für einen Augenblick, dann erstarrte der Echinops und erinnerte wieder an einen großen Haufen Sumpfgras.

Zwei riesige Barbegazi trotteten ihm über den Weg, plapperten unverständlich. Von oben unter der Decke her drangen das Schlagen von Hautflügeln und ein zischendes Kichern herab, die unfehlbar die Anwesenheit von Blattnasen und Vespertilien anzeigten.

»Er ist hergekommen, der Mörder, der Totschläger! Der Hexer!«, ertönte in der Finsternis dieselbe Stimme, die er zuvor gehört hatte. »Ist hier hereingekommen! Er hat es gewagt! Aber er hat kein Schwert, der Mörder. Wie will er dann töten? Mit dem Blick? Ha, ha!«

»Aber vielleicht«, ertönte eine andere Stimme mit noch unnatürlicherer Artikulation, »dass wir ihn töten? Haaa?« Die Barbegazi plapperten laut durcheinander. Einer, so groß wie ein reifer Kürbis, drängte sich sehr nahe heran und ließ gleich neben Geralts Fersen die Zähne klappen. Der Hexer unterdrückte die Flüche, die ihm auf der Zunge lagen. Er ging weiter. Von den Stalaktiten tropfte Wasser, klang in silbrigem Echo wider.

Etwas packte sein Bein. Er hielt an sich, um nicht heftig zurückzustoßen.

Das Geschöpf war nicht groß, kaum größer als ein Pekinesenhündchen. Es sah einem Pekinesen auch ein wenig ähnlich. Im Gesicht. Der Rest ähnelte einem Äffchen. Geralt hatte keine Ahnung, was das war. Er hatte sein Lebtag nichts dergleichen gesehen.

»Hek-ser!«, brachte der Pekinese schrill, aber durchaus verständlich hervor, während er krampfhaft Geralts Stiefel gepackt hielt. »Hek-ser. Wich-ser!«

»Lass los«, presste Geralt zwischen den Zähnen hervor. »Lass den Stiefel los, sonst tret ich dir in den Arsch.«

Die Barbegazi begannen lauter, heftiger und bedrohlicher zu plappern. In der Finsternis brüllte etwas auf. Geralt wusste nicht, was es war. Es klang wie eine Kuh, doch der Hexer wäre jede Wette eingegangen, dass es keine Kuh war.

»Hek-ser, Wich-ser.«

»Lass meinen Stiefel los«, wiederholte er, um Beherrschung ringend. »Ich bin unbewaffnet gekommen, in Frieden. Du hinderst mich ...«

Er stockte und erstickte fast an einer Welle ekelhaften Gestankes, von dem die Augen tränten und sich die Fingernägel aufrollten.

Das an seinen Unterschenkel geklammerte pekinesenähnliche kleine Geschöpf machte Glotzaugen und entleerte sich direkt auf seinen Stiefel. Der abscheuliche Gestank wurde von noch abscheulicheren Geräuschen begleitet.

Er fluchte der Situation angemessen und stieß das freche Ding mit dem Fuß weg. Viel behutsamer, als es angebracht gewesen wäre. Trotzdem geschah, was er erwartet hatte.

»Er hat den Kleinen getreten!«, brüllte etwas im Dunklen auf, übertönte das geradezu orkanartige Geplapper umd Gewinsel der Barbegazi. »Er hat den Kleinen getreten! Hat einem Schwächeren wehgetan!«

Die nächsten Barbegazi drängten sich direkt an seinen Beinen zusammen. Er fühlte, wie ihre knorrigen und steinharten Pfoten ihn packten und festhielten. Er verteidigte sich nicht, er hatte vollends resigniert. Am Pelz des größten und aggressivsten wischte er sich den beschmutzten Stiefel ab. Er wurde an der Kleidung gezogen und setzte sich.

Etwas Großes kam an einem Stalagnat herabgerutscht, sprang auf die Höhlensohle. Er wusste sofort, was es war. Ein Klopfer. Kräftig, dicklich, haarig, krummbeinig, in den Schultern wohl einen Klafter breit, mit einem roten Bart, der noch breiter war.

Bei der Annäherung des Klopfers bebte der Boden, als käme da kein Klopfer, sondern ein schweres Schlachtross. Die verhornten und breiten Füße des Ungeheuers waren – so albern es klingt – jeder anderthalb Fuß lang.

Der Klopfer beugte sich über ihn und verströmte Fuselgeruch. Die Schufte brennen hier Schnaps, dachte Geralt automatisch.

»Du hast einen Schwächeren geschlagen, Hexer.« Der stinkende Atem schlug ihm ins Gesicht. »Ohne Grund hast du ein kleines, sanftes, unschuldiges Geschöpf angegriffen und ihm wehgetan. Wir wussten, dass man dir nicht trauen kann. Du bist aggressiv. Du hast die Instinkte eines Mörders. Wie viele von unseren hast du umgebracht, Kanaille?«

Er hielt es nicht für angebracht zu antworten.

»Ooooh!« Der Klopfer hauchte noch mehr halbverdauten Alkohol in Geralts Gesicht. »Von klein auf habe ich davon geträumt! Von klein auf! Endlich hat sich mein Traum erfüllt. Schau nach links.«

Er schaute wie ein Idiot nach links. Und bekam eins mit der rechten Faust auf die Zähne, so, dass er eine große Helligkeit erblickte.

»Ooooh!« Der Klopfer bleckte aus dem Dickicht seines stinkenden Bartes große schiefe Zähne. »Von klein auf habe ich davon geträumt! Schau nach rechts.«

»Genug«, ertönte irgendwo aus der Tiefe der Höhle ein lauter und klangvoller Befehl. »Genug von diesen Spielen und Streichen. Bitte lasst ihn durch.«

Geralt spuckte Blut von der aufgeplatzten Lippe. Er spülte den Stiefel in einem Wasserlauf ab, der die Felswand herabrann. Das Stinktier mit der Visage eines Pekinesen grinste ihn spöttisch an, aber aus sicherer Entfernung.

Auch der Klopfer bleckte die Zähne zu einem Grinsen, während er sich die Faust massierte. »Geh, Hexer«, knurrte er. »Geh zu ihm, wenn er dich schon ruft. Ich werde warten. Denn hier musst du ja auf dem Rückweg vorbei.«

Die Höhle, die er betrat, war, o Wunder, voller Licht. Durch Öffnungen in der von Gipsnadeln überzogenen Decke fielen einander kreuzende Bündel von Helligkeit herein, die an den Felsen und den Tropfsteinformationen eine Feerie von Glanz und Farben aufscheinen ließen. In der Luft schwebte überdies eine Licht verströmende magische Kugel, verstärkt von den Reflexen des Quarzes in den Wänden. Trotz all dieser Illumination versank der Rand der Höhle in Finsternis, in der Flucht der Kolonnade von Stalagnaten lauerte schwarzes Dunkel.

Auf einer Wand, die die Natur geradezu für diesen Zweck vorbereitet hatte, entstand gerade eine riesige Felsmalerei. Der Künstler war ein hochgewachsener hellhaariger Elf, gekleidet in einen mit Farbe bekleckerten Umhang. Im magisch-natürlichen Lichtschein wirkte sein Kopf wie von einer Gloriole umgeben.

»Setz dich.« Ohne den Blick von dem Gemälde zu wenden, wies der Elf mit einer Bewegung des Pinsels zu einem Felsblock. »Sie haben dir nichts zuleide getan?«

»Nein. Eher nicht.«

»Du musst es ihnen nachsehen.«

»In der Tat. Ich muss.«

»Sie sind ein bisschen wie Kinder. Sie haben sich schrecklich auf dein Kommen gefreut.«

»Das habe ich bemerkt.«

Erst jetzt schaute ihn der Elf an. »Setz dich«, wiederholte er. »Ich werde jeden Moment zu deiner Verfügung stehen. Ich bin gleich fertig.«

Das, womit der Elf gerade fertig wurde, war ein stilisiertes Tier, wahrscheinlich ein Bison. Fertig war vorerst nur sein Umriss – von den imponierenden Hörnern bis zu dem nicht weniger großartigen Schwanz. Geralt setzte sich auf den ihm gewiesenen Felsblock und gelobte sich, geduldig und demutsvoll zu sein – bis zur Grenze des Möglichen.

Der Elf pfiff leise durch die zusammengepressten Zähne, tauchte den Pinsel in eine Schale mit Farbe und malte seinen Bison mit raschen Bewegungen violett aus. Nach kurzem Überlegen malte er Tigerstreifen auf die Flanke des Tiers.

Geralt schaute schweigend zu.

Schließlich trat der Elf einen Schritt zurück, betrachtete die Felsmalerei, die schon eine ganze Jagdszene darstellte. Den violetten und gestreiften Bison verfolgten mit wilden Sprüngen magere, mit achtlosen Pinselstrichen gezeichnete Figürchen von Menschen mit Bögen und Speeren.

Geralt hielt es nicht mehr aus. »Was soll das sein?«

Der Elf warf ihm einen flüchtigen Blick zu, wobei er das saubere Ende des Pinsels in den Mund steckte. »Das ist«, verkündete er, »eine prähistorische Malerei, ausgeführt von Urmenschen, die vor Jahrtausenden in dieser Höhle gelebt und sich hauptsächlich mit der Jagd auf längst ausgestorbene violette Bisons beschäftigt haben. Manche von den prähistorischen Jägern waren Künstler, sie verspürten ein tiefes Bedürfnis, sich künstlerisch abzureagieren. Zu verewigen, was ihnen auf der Seele lag.«

»Faszinierend.«

»Gewiss«, stimmte der Elf zu. »Eure Gelehrten kriechen seit Jahren in Höhlen herum und suchen Spuren des Ur- menschen. Und jedes Mal, wenn sie welche finden, sind sie maßlos fasziniert. Denn sie finden einen Beweis dafür, dass ihr auf diesem Kontinent, in dieser Welt zumal, keine Zugewanderten seid. Einen Beweis, dass eure Vorfahren seit Äonen hier leben, dass folglich ihren Erben diese Welt gehört. Nun ja, jede Rasse hat ein Recht auf irgendwelche Wurzeln. Sogar eure, die menschliche, deren Wurzeln man immerhin in den Baumkronen suchen muss. Ha, ein komisches Wortspiel, findest du nicht? Würdig eines Epigramms. Magst du die leichte Poesie? Was meinst du, was könnte man hier noch hinzumalen?«

»Mal den urmenschlichen Jägern große, aufgerichtete Phalli.«

»Das ist ein Gedanke.« Der Elf tauchte den Pinsel in die Farbe. »Ein phallischer Kult ist typisch für primitive Zivilisationen. Außerdem kann das zur Entstehung der Theorie führen, das Menschengeschlecht unterliege einer physischen Degeneration. Die Vorfahren hatten Phalli wie Streitkolben, den Nachfahren sind lächerliche, rudimentäre kleine Penisse geblieben ... Danke, Hexer.«

»Keine Ursache. Es lag mir eben so auf der Seele. Die Farbe sieht sehr frisch aus für prähistorische.«

»In drei, vier Tagen werden die Farben unter dem Einfluss der Salze, die die Wand ausscheidet, verblassen, und die Malerei wird so prähistorisch, wie man sich es nur wünschen kann. Eure Gelehrten werden sich vor Freude in die Hosen machen, wenn sie das erblicken. Keiner, mein Wort drauf, wird meinen Zeitvertreib erkennen.«

»Werden sie.«

»Und wie?«

»Du wirst es dir ja nicht versagen können, dein Meisterwerk zu signieren.«

Der Elf lachte trocken auf. »Getroffen! Du hast mich unfehlbar durchschaut. Ach, Feuer der Eitelkeit, wie schwer fällt es dem Künstler, dich in sich zu ersticken! Ich habe das Gemälde schon signiert. Schau, da.«

»Das ist keine Libelle?«

»Nein. Das ist ein Ideogramm, welches meinen Namen bezeichnet. Ich heiße Crevan Espane aep Caomhan Macha. Der Einfachheit halber verwende ich das Alias Avallac'h, und du kannst mich auch so anreden.«

»Werde ich.«

»Dich hingegen nennt man Geralt von Riva. Du bist Hexer. Gegenwärtig metzelst du allerdings keine Ungeheuer und Bestien hin, da du mit der Suche nach verschwundenen Mädchen befasst bist.«

»Die Nachrichten verbreiten sich erstaunlich schnell. Erstaunlich weit. Und erstaunlich tief. Du sollst vorausgesehen haben, dass ich hier erscheinen werde. Du kannst auch die Zukunft vorhersagen, wie ich annehme?«

»Die Zukunft vorhersagen« – Avallac'h wischte sich die Hände an einem Lappen ab – »kann jeder. Und jeder tut es, denn es ist ganz leicht. Es ist keine Kunst, vorherzusagen. Die Kunst ist es, richtig vorherzusagen.«

»Ein eleganter Gedankengang, würdig eines Epigramms. Du verstehst sie natürlich richtig vorherzusagen.«

»Überaus oft. Ich, lieber Geralt, kann vieles und weiß vieles. Darauf weist übrigens mein, wie ihr Menschen es nennen würdet, akademischer Titel hin. In vollem Wortlaut: Aen Saevherne.«

»Ein *Wissender.«*

»In der Tat.«

»Der, wie ich hoffe, sein Wissen teilen will?« Avallac'h schwieg einen Moment lang.

»Teilen?«, sagte er schließlich gedehnt. »Mit dir? Wissen, mein Lieber, ist ein Privileg, und Privilegien teilt man nur mit seinesgleichen. Und warum sollte ich, ein Elf, ein *Wissender,* ein Angehöriger der Elite, irgendetwas mit dem Nachkommen eines Wesens teilen, das im Weltall erst vor fünf Millionen Jahren aufgetaucht ist, nachdem es sich aus einem Affen, einer Ratte oder einem anderen Säugetier entwickelt hatte? Eines Wesens, das rund eine Million Jahre für die Entdeckung brauchte, dass man mit Hilfe zweier behaarter Hände an einem abgenagten Knochen gewisse Hantierungen vornehmen kann? Worauf es sich diesen Knochen in den Hintern steckte und vor Glück quietschte?«

Der Elf verstummte, wandte sich ab und fixierte seine Malerei.

»Warum also«, wiederholte er, »erkühnst du dich anzunehmen, ich würde irgendwelches Wissen mit dir teilen, Mensch? Sag es mir!«

Geralt wischte die restliche Scheiße vom Stiefel. »Vielleicht«, erwiderte er trocken, »weil es unvermeidlich ist?« Der Elf drehte sich abrupt um. »Was«, presste er zwischen den Zähnen hervor, »ist unvermeidlich?«

»Vielleicht das« – Geralt wollte die Stimme nicht heben –, »dass noch ein paar Jahre vergehen werden, und die Menschen nehmen sich einfach jegliches Wissen, ohne sich darum zu kümmern, ob jemand es mit ihnen teilen will oder nicht? Darunter auch das Wissen um das, was du, ein Elf und ein *Wissender,* schlau hinter diesen Felsmalereien verbirgst? In der Hoffnung, dass die Menschen keine Lust haben werden, diese Wand mit Spitzhacken zu zerschlagen, die mit einem falschen Beweis urmenschlicher Existenz bemalt ist? Was? Du mein Feuer der Eitelkeit?«

Der Elf schnaubte. Durchaus fröhlich.

»O ja«, sagte er. »Es wäre wahrlich eine bis zur Dummheit getriebene Eitelkeit zu glauben, dass ihr etwas nicht zerschlagt. Ihr zerschlagt alles. Aber was folgt daraus? Was folgt daraus, Mensch?«

»Ich weiß es nicht. Sag es mir. Und wenn du es nicht für angebracht hältst, dann gehe ich meiner Wege. Am liebsten durch einen anderen Ausgang, denn an dem dort erwarten mich deine mutwilligen Kumpane, die mir gern ein paar Rippen brechen würden.«

»Bitte.« Der Elf breitete mit einer heftigen Bewegung die Hände aus, und die Felswand spaltete sich knirschend und krachend, wobei der violette Bison brutal mittendurch geteilt wurde. »Geh dort hinaus. Tritt ins Licht. Im übertragenen Sinn oder im wörtlichen, es ist in der Regel der richtige Weg.«

»Ein bisschen schade«, murmelte Geralt. »Ich meine das Fresko.«

»Du machst wohl Witze«, sagte der Elf nach kurzem Schweigen – geradezu erstaunlich sanft und freundlich.

»Dem Fresko passiert nichts. Mit dem gleichen Spruch werde ich den Felsen schließen, es bleibt nicht einmal die Spur eines Risses. Geh. Ich komme mit, werde dich geleiten. Ich bin zu der Schlussfolgerung gelangt, dass ich dir doch etwas zu sagen habe. Und zu zeigen.«

Drinnen herrschte Dunkelheit, doch der Hexer wusste auf der Stelle, dass die Höhle riesig war – er erkannte es an der Temperatur und an der Luftbewegung. Der Kies, über den sie gingen, war nass.

Avallac'h zauberte ein Licht – nach Elfenart, nur mit einer Geste, ohne einen Spruch zu sagen. Die strahlende Kugel flog zur Decke hinauf, die Formationen von Bergkristall in den Wänden der Grotte flammten in einer Myriade von Reflexen und Schimmern auf, Schatten begannen zu tanzen. Der Hexer seufzte unwillkürlich.

Er sah nicht zum ersten Mal Reliefs und Statuen der Elfen, doch jedes Mal war der Eindruck derselbe. Dass die mitten in der Bewegung, mitten in einem Zucken erstarrten Gestalten der Elfen nicht das Werk eines Bildhauers seien, sondern die Wirkung eines mächtigen Zaubers, der lebendiges Gewebe in weißen Amell-Marmor zu verwandeln vermochte.

Die am nächsten stehende Statue stellte eine Elfe dar, die mit untergeschlagenen Beinen auf einer Basaltplatte saß. Die Elfe wandte den Kopf ab, als sei sie vom Geräusch sich nähernder Schritte beunruhigt. Sie war völlig nackt. Der weiße und zu milchigem Glanz geglättete Marmor bewirkte, dass man geradezu die von der Skulptur verströmte Wärme spürte.

Avallac'h blieb stehen und stützte sich gegen eine der Säulen, die einen Weg inmitten der Allee von Statuen markierten.

»Zum zweiten Mal«, sagte er leise, »hast du mich blitzschnell durchschaut, Geralt. Ja, du hattest recht, der auf die Felswand gemalte Bison war eine Tarnung. Die davon abhalten soll, die Wand zu zerschlagen und zu durchbrechen. Die das alles hier vor Raub und Verwüstung schützen soll. Jede Rasse, auch die der Elfen, hat ein Recht auf Wurzeln. Das, was du hier siehst, sind unsere Wurzeln. Geh bitte vorsichtig. Im Grunde ist das ein Friedhof.«

Die auf den Bergkristallen tanzenden Lichtreflexe hoben weitere Einzelheiten aus dem Dunkel hervor – hinter der Allee der Skulpturen waren Kolonnaden zu sehen, Treppen, Wandelgänge, Arkaden und Peristyle. Alles aus weißem Marmor.

»Ich will«, fuhr Avallac'h fort, während er stehenblieb und mit der Hand zeigte –, »dass das überdauert. Sogar wenn wir fortgehen, wenn sich dieser ganze Kontinent und diese ganze Welt unter einer meilendicken Schicht von Eis und Schnee befindet, wird Tir ná Bea Arainne überdauern. Wir werden hier fortgehen, doch eines Tages kehren wir zurück. Wir, die Elfen. Das verheißt uns Aen Ithlinnespeath, die Weissagung der Ithlinne Aegli aep Aevenien.«

»Ihr glaubt wirklich daran? An diese Prophezeiung? So tief ist euer Fatalismus?«

»Alles« – der Elf schaute nicht ihn an, sondern die Marmorsäulen, die von einem Flachrelief bedeckt waren, fein wie Spinnweben –, »ist vorhergesehen und prophezeit worden. Eure Ankunft auf dem Kontinent, Kriege, das vergossene Blut von Elfen und Menschen. Das Anwachsen eurer Rasse, die Dekadenz unserer. Der Kampf der Herrscher des Nordens und des Südens. Und es wird sich erheben der König des Südens gegen die Könige des Nordens und wird ihre Länder wie eine Überschwemmung überfluten; sie werden zerschmettert werden und ihre Völker vernichtet ... Und so beginnt die Vernichtung der Welt. Erinnerst du dich an den Text von Itlina, Hexer? Wer fern ist, wird an der Seuche sterben, wer nahe ist, wird durch das Schwert fallen, wer sich verbirgt, wird Hungers sterben, wer überlebt, den wird Frost verderben ... Denn es kommt Tedd Deireádh, die Zeit des Endes, eine Schwertzeit und Beilzeit, die Zeit der Verachtung, die Zeit der Weißen Kälte und der Wolfsstürme ...«

»Poesie.«

»Willst du es weniger poetisch haben? Infolge einer Veränderung des Winkels der Sonneneinstrahlung verschiebt sich, und zwar erheblich, die Grenze des ewigen Frostes. Das von Norden herandrängende Eis wird diese Berge zermalmen und weit nach Süden schieben. Alles wird unter weißem Schnee versinken. Unter einer Schicht, die mehr als eine Meile dick ist. Und es wird sehr, wirklich sehr kalt werden.«

»Wir werden warme Unterhosen tragen«, kündigte Geralt emotionslos an. »Fellmäntel. Und Pelzmützen.«

»Du nimmst mir das Wort aus dem Munde«, stimmte ihm der Elf ruhig zu. »Und in diesen Unterhosen und Mützen werdet ihr überdauern, um eines Tages hierher zurückzukehren, Löcher zu graben und in diesen Höhlen herumzustöbern, um zu zerstören und zu stehlen. Itlinas Prophezeiung sagt das nicht, aber ich weiß es. Es ist nicht möglich, Menschen und Schaben vollends auszurotten, es bleibt immer mindestens ein Pärchen übrig. Was uns, die Elfen, angeht, ist Itlina unmissverständlicher: Es werden nur die überdauern, die der Schwalbe folgen. Die Schwalbe, das Sinnbild des Frühlings, ist die Retterin, diejenige, die die Verbotenen Türen öffnen, den Weg zur Rettung weisen wird. Die Schwalbe, das Kind des Älteren Blutes.«

»Oder Ciri?« Geralt konnte sich die Frage nicht verkneifen. »Oder das Kind von Ciri? Wie? Und warum?« Avallac'h schien ihn nicht gehört zu haben. »Die Schwalbe aus dem Älteren Blute«, wiederholte er. »Aus ihrem Blute. Komm. Und schau.«

Sogar unter den anderen geradezu unheimlich realistischen, in der Bewegung oder einer Geste erfassten Statuen ragte jene, auf die Avallac'h zeigte, heraus. Die weiße Marmorelfe, die auf einer Platte lag, den Oberkörper halb angehoben, machte den Eindruck, als sei sie – eben erwacht – im Begriff, sich aufzu setzen und sich zu erheben. Mit dem Gesicht war sie einem leeren Platz an ihrer Seite zugewandt, und die erhobene Hand schien dort jemand Unsichtbaren zu berühren.

Auf dem Gesicht der Elfe malten sich Ruhe und Glück.

Es dauerte lange, ehe Avallac'h das Schweigen brach. »Das ist Lara Dorren aep Shiadhal. Natürlich ist das kein Grab, sondern ein Kenotaph. Wundert dich die Haltung der Statue? Nun ja, das Projekt fand keine Unterstützung, die beiden legendären Liebenden aus dem Marmor zu hauen: Lara und Cregennan von Lod. Cregennan war ein Mensch, es wäre Frevel gewesen, den Amell-Marmor auf eine Statue von ihm zu vergeuden. Es wäre Blasphemie gewesen, hier in Tir ná Bea Arainne die Statue eines Menschen aufzustellen. Andererseits wäre es ein noch größeres Verbrechen gewesen, mit Vorbedacht die Erinnerung an dieses Gefühl auszulöschen. Also wurde der goldene Mittelweg gewählt. Cregennan ist ... pro forma nicht hier. Und dennoch ist er da. Im Blick und in der Pose von Lara. Die Liebenden sind zusammen. Nichts konnte sie trennen. Weder Tod noch Vergessen ... Noch der Hass.«

Dem Hexer kam es so vor, als habe sich die gleichgültige Stimme des Elfs für einen Augenblick verändert. Aber das war wohl nicht möglich.

Avallac'h trat an die Statue heran, strich mit einer vorsichtigen, sanften Bewegung über die marmorne Schulter. Dann wandte er sich um, und auf seinem dreieckigen Gesicht erschien wieder das gewohnte, leicht spöttische Lächeln. »Weißt du, Hexer, was der größte Nachteil der Langlebigkeit ist?«

»Nein.«

»Sex.«

»Wie?«

»Du hast richtig gehört. Sex. Nach knapp hundert Jahren wird er langweilig. Es ist daran nichts mehr, was einen faszinieren und erregen könnte, was den anregenden Reiz des Neuen hätte. Es war alles schon da ... Auf solche oder andere Weise, aber es war schon da. Und da kommt plötzlich die Sphärenkonjunktion, und ihr Menschen taucht hier auf. Es erscheinen hier die Überreste der Menschheit, Ankömmlinge aus einer anderen Welt, aus eurer früheren Welt, die ihr vollständig vernichtet habt, mit euren eigenen, immer noch behaarten Händen vernichtet, gerade mal fünf Millionen Jahre, nachdem ihr euch als Gattung herausgebildet habt. Ihr seid eine Handvoll, eure durchschnittliche Lebensspanne ist lächerlich niedrig, euer Überleben hängt also vom Tempo der Vermehrung ab, dementsprechend verlässt euch das ungezügelte Verlangen niemals, der Sex beherrscht euch total, dieser Trieb ist sogar stärker als der Selbsterhaltungstrieb. Sterben, warum denn nicht, wenn man vorher noch tüchtig bumsen kann: Das ist, auf einen Nenner gebracht, eure ganze Philosophie.«

Geralt unterbrach ihn nicht und kommentierte nichts, obwohl er große Lust dazu hatte.

»Und was stellt sich plötzlich heraus?«, fuhr Avallac'h fort. »Die Elfenmänner, von gelangweilten Elfenfrauen gelangweilt, nehmen sich die ständig bereitwilligen Menschenfrauen vor, die gelangweilten Elfenfrauen geben sich mit perverser Neugier den Männchen der menschlichen Rasse hin, die immer voller Lebenskraft und Schwung sind. Und es geschieht etwas, was niemand zu erklären vermag: Die Elfenfrauen, die normalerweise einmal in zehn, zwanzig Jahren fruchtbar sind, haben, wenn sie mit einem Menschen verkehren, bei jedem starken Orgasmus einen Eisprung. Irgendein verborgenes Hormon ist in Aktion getreten, vielleicht eine Kombination von Hormonen. Die Elfenfrauen erkennen, dass sie praktisch nur mit Menschen Kinder haben können. Sie waren es, die dafür gesorgt haben, dass wir euch nicht ausgerottet haben, als wir noch die Stärkeren waren. Und dann wart ihr schon die Stärkeren und habt begonnen, uns auszurotten. Doch in den Elfenfrauen hattet ihr immer noch Verbündete. Sie waren die Fürsprecherinnen von Zusammenleben, Zusammenarbeit und Koexistenz ... und wollten sich nicht eingestehen, dass es im Grunde darum geht, zusammen zu schlafen.«

»Was«, krächzte Geralt, »hat das mit mir zu tun?«

»Mit dir? Absolut nichts. Aber mit Ciri viel. Denn Ciri ist ja eine Nachfahrin von Lara Dorren aep Shiadhal, und Lara Dorren war eine Fürsprecherin der Koexistenz mit den Menschen. Vor allem mit einem Menschen. Mit Cregennan von Lod, einem Menschenzauberer. Lara Dorren hat mit jenem Cregennan oft und erfolgreich koexistiert. Einfacher gesagt: Sie wurde schwanger.«

Der Hexer wahrte auch diesmal sein Schweigen.

»Das Problem bestand darin, dass Lara Dorren keine gewöhnliche Elfe war. Sie war eine genetische Ladung. Die eigens vorbereitet worden war. Das Ergebnis langjähriger Arbeiten. Im Verein mit einer anderen Ladung, einer elfischen, versteht sich, sollte sie ein Kind gebären, das in noch größerem Maße besonders war. Indem sie von menschlichem Samen schwanger wurde, trug sie diese Chance zu Grabe, machte die Ergebnisse vielhundertjähriger Planungen und Vorbereitungen zunichte. Das zumindest glaubte man damals. Niemand hielt es für möglich, das der von Cregennan gezeugte Mischling von der vollwertigen Mutter etwas Positives erben könnte. Nein, solch eine Mesalliance konnte zu nichts Gutem führen ...«

»Und wurde darum«, warf Geralt ein, »streng bestraft.«

»Nicht so, wie du glaubst.« Avallac'h warf ihm einen raschen Blick zu. »Obwohl die Verbindung von Lara Dorren und Cregennan den Elfen unermesslichen Schaden brachte und den Menschen nur von Nutzen sein konnte, waren es Menschen, nicht Elfen, die Cregennan ermordeten. Menschen, nicht Elfen stürzten Lara ins Verderben. So war es wirklich, obwohl viele Elfen Gründe hatten, die Liebenden zu hassen. Darunter auch persönliche.«

Schon zum zweiten Mal gab eine winzige Veränderung in der Stimme des Elfs Geralt zu denken.

»Wie dem auch sei«, fuhr Avallac'h fort, »die Koexistenz platzte wie eine Seifenblase, die Rassen gingen einander an die Gurgel. Es begann der Krieg, der bis heute andauert. Und in der Zwischenzeit ist das genetische Material Laras ... Es ist erhalten geblieben, wie du dir sicherlich denken kannst. Es hat sich sogar entwickelt. Leider ist es mutiert. Ja, ja. Deine Ciri ist eine Mutantin.«

Auch diesmal erhielt der Elf keine Antwort.

»Dabei hatten natürlich eure Zauberer die Finger im Spiel, die herangezüchtete Individuen schlau miteinander paarten, doch auch ihnen geriet es außer Kontrolle. Kaum jemand kann sich denken, auf welche Weise das genetische Material von Lara Dorren in Ciri so mächtig auferstanden ist, was der Auslöser war. Ich denke, Vilgefortz weiß darum, derselbe, der dir auf Thanedd die Knochen umsortiert hat. Die Zauberer, die mit den Nachkommen von Lara und Riannon experimentierten, dabei eine Zeitlang regelrecht eine Art Zucht betrieben, gelangten nicht zu den erhofften Ergebnissen, verloren das Interesse und gaben das Experiment auf. Doch das Experiment ging weiter, nur nun schon im Selbstlauf. Ciri, die Tochter Pavettas, die Enkelin Calanthes, Urururenkelin von Riannon, war die wahre Nachfahrin von Lara Dorren. Vilgefortz erfuhr davon, wahrscheinlich durch Zufall. Auch Emhyr var Emreis, der Kaiser von Nilfgaard, weiß davon.«

»Und du weißt davon.«

»Ich weiß sogar mehr als diese beiden. Doch das hat keine Bedeutung. Die Mühle der Vorsehung arbeitet, die Mühlsteine des Schicksals mahlen ... Was vorherbestimmt ist, muss geschehen.«

»Und was muss geschehen?«

»Das, was vorherbestimmt ist. Was von Anfang an festgelegt wurde, im übertragenen Sinne, versteht sich. Etwas, worüber das Wirken eines unfehlbar funktionierenden Mechanismus bestimmt, dem Ziel, Plan und Ergebnis zugrunde liegen.«

»Das ist entweder Poesie oder Metaphysik. Oder beides, denn manchmal kann man das schwer abgrenzen. Geht es etwas konkreter? Wenigstens ein bisschen? Ich würde gern mit dir über dieses und jenes diskutieren, aber wie die Dinge liegen, bin ich in Eile.«

Avallac'h musterte ihn mit einem langen Blick. »Und wohin willst du so eilig? Ach, verzeih ... Ich glaube, du hast überhaupt nichts von dem verstanden, was ich gesagt habe. Also sage ich es geradezu: Deine große Rettungsexpedition hat keinen Sinn mehr. Sie hat ihn ganz und gar verloren. Gründe dafür gibt es mehrere«, fuhr der Elf fort, den Blick auf das steinerne Gesicht des Hexers gerichtet. »Erstens ist es schon zu spät, das Schlimmste ist schon geschehen, du kannst das Mädchen nicht davor retten. Zweitens, jetzt, da sie bereits den richtigen Weg eingeschlagen hat, kommt die Schwalbe bestens allein zurecht, sie trägt eine zu große Macht in sich, um irgendetwas zu fürchten. Sie braucht deine Hilfe nicht. Und drittens ... Hmmm ...«

»Ich höre dir die ganze Zeit zu, Avallac'h. Die ganze Zeit.«

»Drittens ... drittens hilft ihr jetzt jemand anders. Du wirst doch wohl nicht so arrogant sein zu glauben, dass die Vorsehung dieses Mädchen einzig und allein mit dir verbunden hat.«

»Ist das alles?«

»Ja.«

»Dann auf Wiedersehen.«

»Warte.«

»Wie gesagt. Ich habe es eilig.«

»Nehmen wir einen Augenblick lang an«, sagte der Elf ruhig, »dass ich tatsächlich weiß, was geschehen wird, dass ich die Zukunft sehe. Wenn ich dir nun sage, dass das, was geschehen muss, ohnehin geschieht, unabhängig von den Anstrengungen, die du unternimmst? Von den Initiativen, die du ergreifst? Wenn ich dir mitteile, dass du dir irgendeinen ruhigen Ort auf der Erde suchen und dort sitzen könntest, ohne etwas zu tun, und auf die unausweichlichen Konsequenzen des Laufes der Dinge warten, würdest du dich dazu entschließen?«

»Nein.«

»Und wenn ich dir mitteile, dass deine Aktivität, die von einem Mangel an Vertrauen in die unerschütterlichen Mechanismen von Ziel, Plan und Ergebnis zeugt, tatsächlich, so unwahrscheinlich es ist, etwas ändern könnte, aber nur zum Schlechteren? Überdenkst du die Sache dann? Ach, ich sehe schon an deiner Miene, dass du es nicht tätest. Ich frage also einfach: Warum nicht?«

»Willst du es wirklich wissen?«

»Wirklich.«

»Weil ich einfach nicht an deine metaphysischen Gemeinplätze von Zielen, Plänen und vorgefassten Absichten der Schöpfer glaube. Ich glaube auch nicht an eure berühmte Weissagung der Itlina und an andere Prophezeiungen. Ich halte sie nämlich für genau solchen Quatsch und Humbug wie deine Felsmalerei. Ein violetter Bison, Avallac'h. Weiter nichts. Ich weiß nicht, ob du mir nicht helfen kannst oder ob du es nicht willst. Ich habe dir aber nichts vorzuwerfen ...«

»Du sagst, ich kann dir nicht helfen oder will es auch nicht. Auf welche Weise könnte ich es denn?«

Geralt zögerte einen Augenblick lang. Ihm war vollauf bewusst, dass von der richtigen Formulierung der Frage vieles abhing.

»Werde ich Ciri finden?«

Die Antwort kam augenblicklich. »Du wirst sie finden. Nur, um sie sofort wieder zu verlieren. Und das für immer, unwiderruflich. Ehe es dazu kommst, wirst du alle deine Gefährten verlieren. Einen davon wirst du im Laufe der nächsten Wochen verlieren, vielleicht sogar der nächsten Tage. Vielleicht sogar Stunden.«

»Danke.«

»Ich bin noch nicht fertig. Die unmittelbare und schnelle Folge deines Eingriffs ins Mahlwerk von Ziel und Plan wird der Tod von etlichen zigtausend Menschen sein. Das hat übrigens keine große Bedeutung, denn wenig später werden Millionen Menschen ums Leben kommen. Die Welt, wie du sie kennst, wird einfach verschwinden, wird zu existieren aufhören, um nach Ablauf der angemessenen Zeit in völlig anderer Gestalt wiedergeboren zu werden. Aber just darauf hat niemand Einfluss und wird niemand welchen haben; niemand ist imstande, das zu verhindern oder den Ablauf der Dinge umzukehren. Weder du noch ich, weder die Zauberer noch die *Wissenden.* Nicht einmal Ciri. Was sagst du dazu?«

»Ein violetter Bison. Nichtsdestoweniger danke ich dir, Avallac'h.«

Der Elf zuckte mit den Achseln. »Übrigens interessiert es mich ein wenig, wie ein Steinchen wirken kann, das ins Getriebe der Mühle fällt ... Kann ich noch etwas für dich tun?«

»Wohl kaum. Denn mir Ciri zeigen, nehme ich an, kannst du nicht?«

»Wer sagt denn das?« Geralt hielt den Atem an.

Avallac'h ging mit raschem Schritt auf eine Höhlenwand zu und bedeutete dem Hexer, ihm zu folgen.

»Die Wände von Tir ná Bea Arainne« – er zeigte auf die funkelnden Bergkristalle – »haben besondere Eigenschaften. Und ich, in aller Bescheidenheit, habe besondere Fähigkeiten. Lege die Hände hier drauf. Schau genau hin. Denke intensiv. Daran, wie sehr sie dich jetzt braucht. Und erkläre, wie ich es nennen will, den mentalen Wunsch zu helfen. Denk daran, dass du zur Rettung eilen willst, an ihrer Seite sein willst, etwas in der Art. Das Bild sollte von selbst erscheinen. Und deutlich sein. Schau, aber unterlass heftige Reaktionen. Sag nichts. Das wird eine Vision, keine Kommunikation.«

Geralt tat, wie ihm geheißen.

Die ersten Visionen waren entgegen dem Versprechen nicht deutlich. Sie waren unscharf, dafür aber so voller Gewalt, dass er instinktiv zurückwich. Eine abgehauene Hand auf einer Tischplatte ... Blut, über eine gläserne Tafel versprüht ... Skelette auf Pferdegerippen ... Yennefer, mit Handschellen gefesselt...

Ein Turm? Ein schwarzer Turm? Und hinter ihm ... Polarlicht?

Und plötzlich, ohne Vorwarnung, wurde das Bild klar. Nur allzu klar.

»Rittersporn!«, schrie Geralt auf. »Milva! Angouleme!«

»He?«, fragte Avallac'h interessiert. »Ach so. Anscheinend hast du alles verdorben.«

Geralt sprang von der Höhlenwand weg, stolperte beinahe über einen Basaltsockel. »Unwichtig, verdammt!«, schrie er. »Höre, Avallac'h, ich muss so schnell wie möglich in diesen Druidenwald ...«

»Den Caed Myrkvid?«

»Ja doch! Meinen Freunden droht dort eine tödliche Gefahr! Sie kämpfen um ihr Leben! Es sind auch andere Menschen bedroht ... Wo entlang ... Ach, zum Teufel! Ich gehe mein Schwert und mein Pferd holen ...«

»Kein Pferd«, unterbrach ihn der Elf ruhig, »kann dich vor Einbruch der Dämmerung zum Hain Myrkvid bringen ...«

»Aber ich ...«

»Ich bin noch nicht fertig. Geh dein berühmtes Schwert holen, und ich besorge dir inzwischen ein Reittier. Ein perfektes Pferd für Bergpfade. Es ist ein etwas untypisches Reittier, würde ich sagen ... Aber dank ihm wirst du in weniger als einer halben Stunde im Caed Myrkvid sein.«

Der Klopfer stank wie ein Pferd – und damit hörte die Ähnlichkeit auf. Geralt hatte einmal in Mahakam einen von den Zwergen veranstalteten Wettkampf im Zureiten wilder Mufflons gesehen, und das war ihm als der blanke Extremsport erschienen. Doch erst jetzt, da er auf dem Rücken eines wie wahnsinnig einherjagenden Klopfers saß, erfuhr er, was wirklich extrem war.

Um nicht herunterzufallen, krallte er die Finger krampfhaft in das borstige Zottelhaar und drückte die Schenkel gegen die struppigen Seiten des Ungeheuers. Der Klopfer stank nach Schweiß, Urin und Schnaps. Er rannte wie von Furien gehetzt, unter seinen riesigen Füßen dröhnte der Erdboden, als habe er Sohlen aus Erz. Fast ohne langsamer zu werden, stürmte er Hänge hinauf und so schnell hinunter, dass die Luft um die Ohren pfiff. Er jagte über Grate, Bergsteige und Felssimse, die so schmal waren, dass Geralt die Augen fest schloss, um nicht in die Tiefe zu schauen. Er setzte über Wasserfälle, Kaskaden, Abgründe und Felsschlünde hinweg, die kein Mufflon übersprungen hätte, und jeder gelungene Sprung wurde von einem wilden und ohrenbetäubenden Gebrüll begleitet. Das heißt, noch wilder und ohrenbetäubender als gewöhnlich, denn der Klopfer brüllte praktisch ohne Pause.

»Nicht so schnell!« Der Luftschwall drückte die Worte zurück in die Kehle.

»Warum?«

»Du hast getrunken!«

»Uuuuaaahaaaa!«

Sie jagten dahin. In den Ohren pfiff es. Der Klopfer stank.

Das Dröhnen der riesigen Füße auf dem Fels verstummte, es begannen Geröll und Steinschutt zu knirschen. Dann wurde der Boden weniger steinig, es huschte kurz etwas Grünes vorbei, das Krüppelwuchs sein konnte. Dann flirrte es grün und braun vorbei, denn der Klopfer jagte in wahnsinnigen Sätzen durch einen Tannenwald. Der Geruch von Harz mischte sich mit dem Gestank des Ungeheuers.

»Uaahaaaa!«

Die Tannen endeten, es begann gefallenes Laub zu rascheln. Jetzt war es rot, rotbraun, ocker und gelb.

»Langsaaamer!«

»Uaaahahhahaha!«

Der Klopfer übersprang mit einem langen Satz einen Stapel gefällter Bäume. Geralt hätte sich um ein Haar die Zunge abgebissen.

Der wilde Ritt endete ebenso formlos, wie er begonnen hatte. Der Klopfer stemmte die Ferse in die Erde, brüllte auf und warf den Hexer auf den laubbedeckten Waldboden. Geralt lag einen Moment lang da und konnte, weil ihm die Luft wegblieb, nicht einmal fluchen. Dann stand er auf, zischte und massierte sich das Knie, in dem sich wieder der Schmerz meldete.

»Du bist nicht 'runtergefallen«, stellte der Klopfer fest, und seine Stimme klang erstaunt. »Tss, tss.« Geralt sagte dazu nichts.

»Wir sind da.« Der Klopfer zeigte mit der haarigen Pfote. »Das ist der Caed Myrkvid.«

Unter ihnen lag ein Talkessel, von dichtem Nebel erfüllt. Aus dem Dunst ragten die Wipfel großer Bäume hervor.

»Dieser Nebel«, kam der Klopfer der Frage zuvor und schnüffelte dabei, »ist nicht natürlich. Außerdem ist von dort her Rauch zu riechen. An deiner Stelle würde ich mich beeilen. He-he, ich würde mitkommen ... Mich juckt es richtig vor Lust auf eine Keilerei! Und ich habe schon von klein auf davon geträumt, dass ich eines Tages mit einem Hexer auf dem Buckel auf Menschen zustürmen könnte! Aber Avallac'h hat mir verboten, mich zu zeigen. Es geht um die Sicherheit unserer ganzen Gemeinschaft...«

»Ich weiß.«

»Nimm mir nicht übel, dass ich dir eins aufs Maul gegeben habe.«

»Tue ich nicht.«

»Du bist schon in Ordnung.«

»Ich danke dir. Auch für die Beförderung.«

Der Klopfer bleckte die Zähne in dem roten Bart und verströmte Schnapsgeruch. »Das Vergnügen ist ganz meinerseits.«

Der Nebel, der über dem Wald Myrkvid lag, war dicht und hatte eine unregelmäßige Form, die an einen Haufen Schlagsahne denken ließ, den eine Köchin, die nicht ganz bei Verstand war, auf eine Torte gepackt hatte. Dieser Nebel erinnerte den Hexer an den Brokilon – der Wald der Dryaden hüllte sich oft in einen ähnlichen magischen Dunst, der dem Schutz und der Tarnung diente. Dem Brokilon ähnlich war auch die würdevolle und bedrohliche Atmosphäre des Urwaldes, der hier, am Rande, größtenteils aus Erlen und Buchen bestand.

Und ganz wie im Brokilon wäre Geralt am Waldrand, auf dem laubbedeckten Weg, beinahe über Leichen gestolpert.

Die grausam niedergemetzelten Menschen waren weder Druiden noch Nilfgaarder, sie gehörten auch nicht mit Sicherheit zur Hanse von Nachtigall und Schirrú. Noch ehe Geralt im Nebel die Umrisse von Wagen ausmachte, fiel ihm ein, dass Regis von Pilgern gesprochen hatte. Wie sich zeigte, hatte für einige von ihnen die Pilgerfahrt kein besonders glückliches Ende genommen.

Der Gestank von Rauch und Verbranntem, unangenehm in der feuchten Luft, wurde immer stärker, wies den Weg. Wenig später wiesen auch Stimmen den Weg. Rufe. Und eine falsche, eine Katzenmusik auf einer Fiedel.

Geralt beschleunigte den Schritt.

Auf dem vom Regen aufgeweichten Weg stand ein Wagen. Neben seinen Rädern lagen Leichen.

Einer der Banditen kramte in dem Wagen, warf Hausrat und andere Gegenstände heraus. Ein zweiter hielt die ausgespannten Pferde, ein dritter riss einem erschlagenen Pilger einen Silberfuchspelz vom Leibe. Ein vierter sägte mit dem Bogen auf der offensichlich unter der Beute gefundenen Fiedel und konnte um nichts auf der Welt dem Instrument auch nur eine einzige saubere Note entlocken.

Die Kakophonie hatte ihr Gutes – sie übertönte Geralts Schritte.

Die Musik riss mit einem Schlag ab, die Saiten der Fiedel seufzten herzzerreißend auf, der Räuber stürzte ins Laub und besprühte es mit Blut. Der die Pferde hielt, konnte nicht einmal aufschreien, der Sihill durchtrennte ihm die Luftröhre. Dem dritten Räuber gelang es nicht, vom Wagen zu springen, er fiel brüllend mit aufgeschlitzter Schenkelarterie. Der vierte vermochte sogar das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Heben konnte er es nicht mehr.

Geralt wischte mit dem kleinen Finger einen Blutfleck weg.

»Ja, Söhnchen«, sagte er zum Wald und dem Rauchgeruch hin. »Das war ein dummer Einfall. Ihr hättet nicht auf Nachtigall und Schirrú hören sollen. Ihr hättet zu Hause bleiben sollen.«

Bald stieß er auf die nächsten Wagen und die nächsten Erschlagenen. Zwischen den zahlreichen erschlagenen und erstochenen Pilgern lagen auch Druiden in beschmutzten weißen Gewändern. Der Rauch von dem nicht mehr weit entfernten Brand zog tief über den Erdboden hin.

Diesmal waren die Räuber wachsamer. Er konnte sich nur an einen anschleichen, der damit beschäftigt war, einer blutüberströmten Frau billige Ringe und Armreifen von den Händen zu ziehen. Geralt versetzte dem Banditen ohne zu zögern einen Hieb, der Bandit schrie auf, und da stürzten sich die anderen – Räuber vermischt mit Nilfgaardern – mit Gebrüll auf Geralt.

Er sprang in den Wald zurück, unter den nächsten Baum, damit ihm der Stamm den Rücken deckte. Doch noch ehe die Räuber bei ihm waren, ertönte Hufschlag, und aus Gebüsch und Nebel erschien ein riesiges Ross in einer golden und rot schräg geschachten Kuvertüre. Das Pferd trug einen Reiter in voller Rüstung, mit schneeweißem Mantel und einem Helm, dessen durchbrochenes Visier zu einem Schnabel ausgezogen war. Noch ehe die Banditen zurückweichen konnten, war der Ritter schon über ihnen und hieb mit dem Schwert nach links und nach rechts, dass das Blut in Fontänen spritzte. Ein schöner Anblick war das.

Geralt hatte jedoch keine Zeit zuzuschauen, er hatte selbst zwei am Halse, einen Räuber in kirschrotem Wams und einen schwarzen Nilfgaarder. Dem Räuber, der bei einem Ausfall seine Deckung öffnete, versetzte er einen Schlag durch die Fresse. Als der Nilfgaarder die davonfliegenden Zähne sah, nahm er die Beine in die Hand und verschwand im Nebel.

Geralt wurde beinahe von dem Pferd im geschachten Rossmantel nierdergetrampelt. Es lief ohne Reiter vorbei. Ohne Zeit zu verlieren, sprang er durchs Gebüsch an die Stelle, woher Schreie, Flüche und Scheppern drangen. Den Ritter im weißen Mantel hatten drei Banditen aus dem Sattel gezogen, jetzt versuchten sie ihn kaltzumachen. Einer, der breitbeinig dastand, hieb mit einer Axt drein, der zweite mit dem Schwert; der dritte, klein und rothaarig, sprang wie ein Hase hin und her und suchte eine Gelegenheit und eine ungedeckte Stelle, in die er den Spieß rammen konnte. Der zu Boden geworfene Ritter schrie unverständlich aus seinem Helm hervor und wehrte die Hiebe mit dem beidhändig gehaltenen Schild ab. Nach jedem Axthieb war der Schild niedriger, fast lag er schon auf dem Brustpanzer. Es war unverkennbar – noch ein, zwei solche Schläge, und dem Ritter würden die Eingeweide aus allen Ritzen des Panzers quellen.

Mit drei Sätzen befand sich Geralt inmitten des Getümmels, hieb dem herzuspringenden Rotschopf mit dem Spieß durch die Gurgel, dem mit der Axt weit ausholend über den Bauch. Der Ritter, trotz der Rüstung wendig, rammte dem dritten Räuber den Rand des Schildes gegen ein Knie, dem zu Boden Gegangenen versetzte er drei Schläge ins Gesicht, dass Blut auf den Schild spritzte. Der Ritter kam auf die Knie, tastete zwischen dem Farnkraut nach seinem Schwert, wobei er wie eine riesige Blechdrohne brummte. Plötzlich erblickte er Geralt und erstarrte.

»In wessen Hand bin ich?«, trompetete er aus dem Helm hervor.

»In niemandes. Die hier liegen, sind auch meine Feinde.«

»Aha ...« Der Ritter versuchte das Helmvisier zu öffnen, doch das Blech war verbogen, und der Mechanismus klemmte. »Bei meiner Ehre! Ich danke Euch hundertmal für die Hilfe.«

»Ich Euch. Schließlich seid Ihr mir zu Hilfe gekommen.«

»Wirklich? Wann?«

Er hat nichts gesehen, dachte Geralt. Er hat nicht einmal mich durch die Löcher in diesem Eisentopf bemerkt.

»Wie ist Euer Name?«, fragte der Ritter. »Geralt. Von Riva.«

»Welchen Wappens?«

»Jetzt ist nicht die Zeit, Herr Ritter, für Heraldik.«

»Bei meiner Ehre, Ihr habt recht, tapferer Kavalier Geralt.« Der Ritter hatte sein Schwert gefunden, stand auf. Seinen schartig gewordenen Schild schmückte – wie den Rossmantel – eine schräge Schachbrett-Teilung in Gold und Rot, auf deren einzelnen Plätzen sich die Buchstaben A und H abwechselten.

»Das ist nicht mein Geschlechterwappen«, brummte er erklärend. »Das sind die Initialen meiner Lehnsherrin, der Fürstin Anna Henrietta. Ich nenne mich den Ritter vom Schach. Ich bin ein fahrender Ritter. Meinen Namen und mein Wappen darf ich nicht nennen. Ich habe ein Rittergelübde abgelegt. Bei meiner Ehre, ich danke nochmals für die Hilfe, Kavalier.«

»Das Vergnügen ist ganz meinerseits.«

Einer der niedergemachten Banditen stöhnte auf und begann im Laub zu rascheln. Der Ritter vom Schach sprang hinzu und nagelte ihn mit einem mächtigen Stoß an den Boden. Der Räuber zappelte mit Armen und Beinen wie eine auf eine Nadel gespießte Spinne.

»Eilen wir uns«, sagte der Ritter. »Das Gesindel wütet dort noch. Bei meiner Ehre, noch ist es nicht Zeit, sich auszuruhen!«

»Stimmt«, gab Geralt zu. »Die Bande haust im Walde, ermordet Pilger und Druiden. Meine Freunde sind in Bedrängnis ...«

»Entschuldigt mich einen Moment.«

Ein anderer Räuber gab Lebenszeichen von sich. Auch er wurde schwungvoll an den Boden gespießt, und mit den hochgereckten Beinen zuckte er so heftig, dass ihm geradezu die Stiefel von den Füßen fielen.

»Bei meiner Ehre!« Der Ritter vom Schach wischte das Schwert am Moos ab. »Schwer fällt es diesen Lumpen, sich vom Leben zu trennen! Möge es Euch nicht wundern, Kavalier, dass ich den Verwundeten den Garaus mache. Bei meiner Ehre, früher habe ich das nicht getan. Aber diese Galgenstricke werden so schnell wieder gesund, dass ein anständiger Mensch sie nur beneiden kann. Einmal hatte ich mit einem Halunken dreimal hintereinander zu tun, da habe ich begonnen, sie gründlicher zu erledigen. Dass ein für alle Mal Schluss ist.«

»Ich verstehe.«

»Ich, seht Ihr, bin ein fahrender Ritter. Aber, bei meiner Ehre, kein zerfahrener! Oh, da ist ja mein Pferd. Komm her, Buzephal!«

Der Wald wurde heller und weniger dicht, in ihm begannen große Eichen mit ausladenden, aber lichten Kronen zu dominieren. Rauch und Gestank des Brandes kamen schon ganz aus der Nähe. Und gleich darauf sahen sie es.

Es brannten die schilfgedeckten Hütten, die ganze kleine Siedlung. Es brannten Wagenplanen. Zwischen den Wagen lagen Leichen – viele in von weitem sichtbaren weißen Druidengewändern.

Die Banditen und die Nilfgaarder, die sich mit Gebrüll Mut machten und hinter vorgeschobenen Wagen Deckung suchten, griffen ein auf Pfählen stehendes Haus an, das sich an den Stamm einer gigantischen Eiche lehnte. Das Haus war aus soliden Balken erbaut und hatte ein steiles Schindeldach, von dem die von den Banditen geworfenen Fackeln abglitten, ohne Schaden anzurichten. Das belagerte Haus verteidigte sich und biss erfolgreich zurück – vor Geralts Augen beugte sich einer der Räuber unvorsichtig hinter einem Wagen vor und stürzte wie vom Blitz getroffen, einen Pfeil im Schädel.

»Deine Freunde« – der Ritter vom Schach brillierte mit seinem Scharfsinn – »müssen in jenem Gebäude sein! Bei meiner Ehre, sie sind in arger Bedrängnis! Weiter, eilen wir ihnen zu Hilfe!«

Geralt vernahm gellende Schreie und Befehle, erkannte den Räuber Nachtigall an der verbundenen Visage. Einen Moment lang sah er auch den Halbelf Schirrú, der sich hinter den Rücken von Nilfgaardern in schwarzen Mänteln verbarg.

Plötzlich brüllten Hörner auf, dass geradezu das Laub von den Bäumen fiel. Es trommelten die Hufe von Schlachtrössern, es blitzten die Rüstungen und Schwerter der herangaloppierenden Ritterschaft. Die Räuber liefen schreiend auseinander.

»Bei meiner Ehre!«, schrie der Ritter vom Schach und spornte das Pferd an. »Das sind meine Kameraden! Sie haben uns überholt! Zum Angriff, damit auch für uns ein wenig Ruhm abfällt! Drauf und dran!«

Auf Buzephal galoppierend, fiel der Ritter vom Schach als Erster über die Fersengeld gebenden Räuber her, schlug blitzschnell zwei nieder, den Rest zerstreute er wie ein Sperber Spatzen. Zwei wandten sich dem heranlaufenden Geralt zu, der Hexer erledigte sie im Handumdrehen.

Der dritte aber schoss mit einem Gabriel nach ihm. Die Miniatur-Armbrüste hatte ein gewisser Gabriel erfunden und sich patentieren lassen, ein Handwerker aus Verden. Er warb mit dem Spruch »Verteidige dich selbst« dafür. Ringsum wuchern Banditentum und Gewalt, lautete die Reklame. Das Recht ist machtlos und ratlos. Verteidige dich selbst! Geh nicht ohne Hand-Armbrust der Marke »Gabriel« aus dem Haus. Der Gabriel ist dein Wächter, der Gabriel beschützt dich und deine Nächsten vor dem Banditen.

Die Verkäufe brachen alle Rekorde. Einen bei Überfällen nützlichen Gabriel trug bald schon jeder Bandit.

Geralt war Hexer, er konnte sich vor einem Bolzen wegducken. Doch er hatte das schmerzende Knie vergessen. Die Ausweichbewegung kam um einen Zoll zu spät, die blattförmige Spitze zerriss ihm das Ohr. Der Schmerz blendete ihn, doch nur für einen Augenblick. Es gelang dem Räuber nicht, die Armbrust zu spannen und sich selbst zu verteidigen. In Wut geraten, hieb ihm Geralt über die Arme, und dann holte er ihm mit einem weiten Hieb des Sihills die Därme aus dem Leib.

Er konnte noch nicht einmal das Blut von Ohr und Hals abwischen, als ihn schon ein kleiner und wieselflinker Typ mit unnatürlich blitzenden Augen angriff, mit einer serrikanischen Saberre bewaffnet, die er mit bewunderswerter Geschicklichkeit handhabte. Er hatte schon zwei Hiebe Geralts pariert, der edle Stahl beider Klingen tönte und versprühte Funken.

Wiesel war schnell und scharfsichtig – er bemerkte sofort, dass der Hexer hinkte, begann sofort, ihn zu umkreisen und von der für ihn günstigen Seite anzugreifen. Er war unheimlich schnell, die Schneide der Saberre heulte geradezu bei den Hieben, die in riskanter Kreuzmanier geführt wurden. Geralt wich den Schlägen mit immer größerer Mühe aus. Und lahmte immer stärker, dazu gezwungen, sich auf das schmerzende Bein zu stellen.

Wiesel duckte sich plötzlich, sprang, führte eine geschickte Finte aus, hieb von schräg oben her zu. Geralt parierte schräg. Der Bandit drehte sich geschickt herum, holte schon aus der Bewegung heraus zu einem üblen Hieb von unten her aus, als er plötzlich die Augen aufriss, heftig nieste und sich mit Rotz beschmierte, wobei er für einen Moment die Deckung senkte. Der Hexer schlug ihm blitzschnell gegen den Hals, und die Schneide ging durch bis zu den Wirbeln.

»Da soll mir noch einer sagen«, stieß er hervor, während er auf den zuckenden Leichnam schaute, »dass der Gebrauch von Narkotika nicht schädlich sei.«

Ein mit erhobener Axt angreifender Bandit stolperte und stürzte vornüber in den Dreck, aus dem Genick ragte ihm ein Pfeil.

»Ich komm, Hexer!«, schrie Milva. »Ich komm! Halt durch!«

Geralt wandte sich um, doch da war niemand mehr niederzuhauen. Milva hatte den einzigen Räuber erschossen, der ringsum noch übrig war. Die anderen waren in den Wald geflohen, von der bunten Ritterschaft verfolgt. Ein paar verfolgte auf Buzephal der Ritter vom Schach. Er holte sie ein, denn man hörte vom Wald her schreckliche Schreie.

Einer von den Schwarzen Nilfgaardern, noch nicht ganz tot, sprang plötzlich auf und wandte sich zur Flucht. Milva hob blitzschnell den Bogen und spannte ihn, die Flugfedern schwirrten, der Nilfgaarder fiel ins Laub, einen grau befiederten Pfeil im Rücken.

Die Bogenschützin seufzte schwer. »Wir werden hängen«, sagte sie.

»Wie kommst du darauf?«

»Hier ist ja Nilfgaard. Und ich schieße jetzt schon den zweiten Monat hauptsächlich auf Nilfgaarder.«

»Hier ist Toussaint, nicht Nilfgaard.« Geralt fuhr sich über die Seite des Kopfes; als er die Hand wegnahm, war sie ganz voll Blut.

»Verdammt. Was ist dort, schaust du mal, Milva?«

Die Bogenschützin schaute aufmerksam und kritisch hin. »Dir hat es nur das Ohr abgerissen«, stellte sie schließlich fest. »Kein Grund zur Sorge.«

»Du hast gut reden. Ich habe sehr an diesem Ohr gehangen. Hilf mir, das mit irgendetwas zu verbinden, denn mir läuft das Blut aufs Wams. Wo sind Rittersporn und Angouleme?«

»In der Hütte, bei den Pilgern. Oh, verdammt...«

Hufe dröhnten, aus dem Nebel tauchten drei Reiter auf Schlachtrössern auf, die im Galopp Mäntel und Fahnen wehen ließen. Noch ehe ihr Schlachtruf verklungen war, hatte Geralt Milva an der Schulter gepackt und unter den Wagen gezogen. Es war nicht zu scherzen mit jemandem, der mit einer vierzehn Fuß langen Lanze angeprescht kam, was eine Reichweite von zehn Fuß vor dem Pferdekopf ergab.

»Hervorkommen!« Die Schlachtrösser der Ritter zerwühlten mit ihren Hufeisen die Erde rings um den Wagen.

»Waffen wegwerfen und hervorkommen!«

»Wir werden hängen«, murmelte Milva. Sie mochte recht haben.

»Ha, Schurken!«, brüllte blechern einer der Ritter, der einen schwarzen Stierkopf im silbernen Feld auf dem Schild trug. »Ha, Lumpenpack! Bei meiner Ehre, ihr werdet hängen!«

»Bei meiner Ehre!«, brauste mit jugendlicher Stimme ein zweiter auf, dessen Schild einfarbig blau war. »Wir werden sie auf der Stelle in Stücke hauen!«

»Holla! Holla! Aufhören!«

Aus dem Nebel erschien auf Buzephal der Ritter vom Schach. Es war ihm endlich gelungen, das verbogene Helm- visier zu öffnen, unter dem jetzt ein üppiger hellblonder Schnurrbart hervorschaute. »Freilassen, und zwar sofort!«, rief er. »Das sind keine Banditen, sondern rechtschaffene und anständige Leute. Das Weib hat sich tapfer zum Schutze der Pilger geschlagen. Und dieser Kavalier ist ein guter Ritter!«

»Ein guter Ritter?« Stierkopf klappte das Helmvisier hoch und musterte Geralt ausgesprochen ungläubig. »Bei meiner Ehre! Das kann nicht sein!«

»Bei meiner Ehre!« Der Ritter von Schach schlug sich mit der Faust gegen den Brustpanzer. »Es kann sein, mein Wort darauf! Dieser tapfere Kavalier hat mir das Leben gerettet, als ich in Bedrängnis war, weil mich drei Halunken zu Boden gerissen hatten. Er heißt Geralt von Riva.«

»Welchen Wappens?«

»Ich darf«, brummte der Hexer, »weder meinen wahren Namen noch mein Wappen offenbaren. Ich habe ein Rittergelübde abgelegt. Ich bin der fahrende Geralt.«

»Oho!«, schrie plötzlich eine bekannte dreiste Stimme. »Schaut mal, was da der Wind hergeweht hat! Ha, ich hab dir gesagt, Tante, dass der Hexer uns zu Hilfe kommt.«

»Und genau zur rechten Zeit!«, rief der hinter Angouleme und einer Gruppe verängstigter Pilger hervorkommende Rittersporn, der die Laute und seinen unzertrennlichen Tubus bei sich hatte. »Keine Sekunde zu früh. Du hast ein gutes Gespür für Dramatik, Geralt. Du solltest Stücke fürs Theater schreiben!«

Er verstummte plötzlich. Stierkopf beugte sich im Sattel vor, seine Augen blitzten. »Vicomte Julian?«

»Baron de Peyrac-Peyran?«

Hinter den Eichen hervor tauchten die nächsten zwei Ritter auf. Einer, mit einem Topfhelm, den ein sehr gelungenes Abbild eines weißen Schwans mit ausgebreiteten Flügeln zierte, führte an Halsschlingen zwei Gefangene mit sich. Der andere Ritter, praktisch veranlagt, machte Stricke fertig und sah sich nach einem guten Ast um.

»Weder Nachtigall« – Angouleme hatte den Blick des Hexers bemerkt – »noch Schirrú. Schade.«

»Schade«, gab Geralt zu. »Aber wir versuchen das zu korrigieren. Herr Ritter ...«

Doch Stierkopf – oder besser, Baron de Peyrac-Peyran – beachtete ihn nicht. Er schien nur Rittersporn zu sehen.

»Bei meiner Ehre«, sagte er langsam. »Meine Augen täuschen mich nicht! Das ist der Herr Vicomte Julian in eigener Person. Ha! Da wird sich die Frau Fürstin freuen!«

»Wer ist Vicomte Julian?«, erkundigte sich der Hexer.

»Ich bin das«, sagte Rittersporn halblaut. »Misch dich da nicht ein, Geralt.«

»Da wird sich Frau Anarietta freuen«, wiederholte Baron Peyrac-Peyran. »Ha, bei meiner Ehre! Wir nehmen euch alle mit auf Schloss Beauclair. Nur ohne Ausflüchte, Vicomte, ich werde keinerlei Ausflüchte gelten lassen!«

»Ein Teil der Räuber ist geflohen.« Geralt erlaubte sich einen ziemlich kalten Ton. »Ich schlage vor, sie erst einmal zu fangen. Dann überlegen wir, was wir mit dem so interessant begonnenen Tag anfangen. Was haltet Ihr davon, Herr Baron?«

»Bei meiner Ehre«, erklärte Stierkopf, »daraus wird nichts. Eine Verfolgung ist unmöglich. Die Verbrecher sind über den Bach geflohen, wir aber dürfen keinen Fuß über den Bach setzen, nicht einmal den Rand eines Pferdehufs. Jener Teil des Waldes Myrkvid ist ein unantastbares Heiligtum, und das im Sinne der Abkommen, die mit den Druiden von der gnädigen Herrscherin Toussaints abgeschlossen worden sind, von Ihrer Durchlaucht Fürstin Anna Henrietta ...«

»Dorthin sind Verbrecher geflohen, verdammt!«, unterbrach ihn Geralt, der in Wut geriet. »Sie werden in diesem unantastbaren Heiligtum morden! Und Ihr kommt mir mit irgendwelchen Abkommen ...«

»Wir haben unser Ritterwort gegeben!« Dem Baron de Peyrac-Peyran hätte, wie sich zeigte, auf dem Schild statt eines Stierkopfes eher ein Hammelkopf angestanden. »Wir dürfen nicht! Die Abkommen! Keinen Schritt auf Druidengebiet!«

»Wer nicht darf, darf eben nicht«, fauchte Angouleme, die zwei Banditenpferde an den Zügeln führte. »Lass das leere Gerede, Hexer. Reiten wir. Ich habe immer noch offene Rechnungen mit Nachtigall, du, nehme ich an, würdest noch gern ein paar Worte mit dem Halbelf wechseln!«

»Ich komm mit«, sagte Milva. »Gleich such ich mir irgendeine Stute ...«

»Ich auch«, sagte Rittersporn eilig. »Ich komme auch mit...«

»Oh nein, das nicht!«, rief der stierköpfige Baron. »Bei meiner Ehre, der Herr Vicomte Julian wird mit uns zum Schloss Beauclair reiten. Die Fürstin würde es uns nicht verzeihen, wenn wir ihm begegnet sind und ihn nicht mitbringen. Euch halte ich nicht auf, Ihr seid in euren Plänen und Vorhaben frei. Als Gefährten des Vicomte Julian würde Ihre Durchlaucht Anarietta Euch gern gebührend empfangen und als Gäste im Schloss aufnehmen, aber wenn Ihr ihre Gastfreundschaft verschmäht...«

»Wir verschmähen sie nicht«, unterbrach ihn Geralt und wies mit einem drohenden Blick Angouleme zurecht, die hinter dem Rücken des Barons mit angewinkeltem Ellenbogen allerlei hässliche und beleidigende Gesten vollführte. »Es liegt uns fern, sie zu verschmähen. Wir werden nicht versäumen, der Fürstin unsere Aufwartung zu machen und ihr die gebührende Huldigung zuteil werden zu lassen. Zuerst aber werden wir erledigen, was wir zu erledigen haben. Auch wir haben unser Wort gegeben; man kann sagen, dass auch wir Abkommen geschlossen haben. Wenn wir unsere Verpflichtung erfüllt haben, werden wir uns unverzüglich auf den Weg zum Schloss Beauclair machen. Wir werden unbedingt dort eintreffen. Und sei es nur«, fügte er vielsagend und mit Nachdruck hinzu, »um uns zu überzeugen, dass dort unserem Freund Rittersporn keinerlei Kränkung oder Unehre widerfährt. Das heißt, unserem Freund Julian.«

»Bei meiner Ehre!« Der Baron lächelte plötzlich. »Den Vicomte Julian werden weder Kränkung noch Unehre treffen, dafür kann ich mein Wort geben! Denn ich habe vergessen, Euch zu sagen, Vicomte, dass Fürst Raimund vor zwei Jahren einem Schlaganfall erlegen ist.«

»Ha, ha!«, rief Rittersporn, dessen Miene sich abrupt aufhellte. »Der Fürst hat die Hufe hochgerissen! Das ist doch mal eine treffliche und freudige Neuigkeit! Das heißt, ich wollte sagen, Trauer und Betrübnis, ein Schade und ein Verlust... Möge ihm die Erde leicht sein ... Wenn es aber so ist, dann lasst uns schleunigst nach Beauclair reiten, meine Herren Ritter! Geralt, Milva, Angouleme, auf Wiedersehen im Schloss!«

Sie wateten durch den Bach, trieben die Pferde in den Wald, zwischen die ausladenden Eichen, in bis zu den Steigbügeln reichendes Farnkraut. Sie ritten so schnell wie möglich – Geralt machte sich Sorgen um die Druiden. Er fürchtete, dass die Reste der Bande, da sie sich in Sicherheit fühlten, sich für die Niederlage, die ihnen die fahrenden Ritter von Toussaint zugefügt hatten, an den Druiden würden rächen wollen.

»Aber das mit Rittersporn trifft sich gut«, sagte Angouleme plötzlich. »Als uns die Leute von Nachtigall in dieser Hütte belagert haben, hat er mir gestanden, wovor er in Toussaint so große Angst hatte.«

»Ich konnte es mir denken«, erwiderte der Hexer. »Ich wusste nur nicht, dass er so hoch gezielt hatte. Die Frau Fürstin, oho!«

»Das war vor ein paar Jahren. Aber Fürst Raimund, derjenige, der das Zeitliche gesegnet hat, soll geschworen haben, dass er dem Dichter das Herz herausreißt, es braten lässt, der untreuen Fürstin zum Abendbrot vorsetzt und sie zwingt, es aufzuessen. Rittersporn hat Glück, dass er dem Fürsten nicht in die Hände gefallen ist, als der noch lebte. Wir haben auch Glück ...«

»Das wird sich erst noch zeigen.«

»Rittersporn behauptet, dass diese Fürstin Anarietta ihn bis zum Wahnsinn liebt.«

»Das behauptet Rittersporn immer.«

»Haltet den Mund!«, knurrte Milva, zog die Zügel an und griff nach dem Bogen.

Von Eiche zu Eiche Haken schlagend, rannte ein Räuber auf sie zu, ohne Mütze, ohne Waffen, blindlings. Er rannte, stürzte hin, rappelte sich auf, rannte weiter. Und schrie. Dünn, durchdringend, schrecklich.

»Was ist?«, wunderte sich Angouleme.

Milva spannte schweigend den Bogen. Sie schoss nicht, wartete, dass der Räuber näherkäme, der aber rannte geradewegs auf sie zu, als sehe er sie nicht. Er lief zwischen den Pfer den des Hexers und Angoulemes hindurch. Sie sahen sein Gesicht, kreidebleich und von Entsetzen verzerrt, sahen die weit aufgerissenen Augen.

»Ki diabel?«, wiederholte Angouleme.

Milva schüttelte die Verwunderung ab, drehte sich im Sattel um und schickte dem Fliehenden einen Pfeil in den Rücken. Der Räuber schrie auf und stürzte ins Farnkraut.

Die Erde begann zu beben. So, dass von der nächsten Eiche Eicheln fielen.

»Ich frage mich«, sagte Angouleme, »wovor er so weggerannt ist...«

Wieder erbebte die Erde. Es raschelte das Gebüsch, es knackten abgebrochene Äste.

»Was ist das?«, japste Milva und stellte sich in den Steigbügeln auf. »Was ist das, Hexer?«

Geralt schaute hin, sah es und seufzte laut. Angouleme sah es auch. Und erbleichte. »Oh Scheiße!«

Milvas Pferd sah es auch. Es wieherte in Panik, bäumte sich auf und ruckte dann mit dem Hintern. Die Bogenschützin flog aus dem Sattel und stürzte schwer zu Boden. Das Pferd stürmte in den Wald. Das Reittier des Hexers setzte ihm ohne zu zögern nach, wobei es unglücklicherweise seinen Weg unter einem tiefhängenden Ast nahm. Der Ast fegte den Hexer aus dem Sattel. Der Schlag und der Schmerz im Knie nahmen ihm fast das Bewusstsein.

Angouleme konnte ihr durchgehendes Pferd am längsten unter Kontrolle halten, doch schließlich landete auch sie auf dem Boden, und das Pferd floh, wobei es um ein Haar Milva niedergetrampelt hätte, die gerade aufstand.

Und da erblickten sie genauer das Etwas, das auf sie zukam.

Und sie wunderten sich nicht mehr, überhaupt nicht mehr über die Panik der Tiere.

Das Geschöpf erinnerte an einen gigantischen Baum, eine gegabelte uralte Eiche – und vielleicht war es auch eine Eiche. Aber eine sehr untypische Eiche. Anstatt irgendwo auf einer Waldwiese inmitten von herabgefallenen Blättern und Eicheln zu stehen, Eichhörnchen auf sich herumlaufen und sich von Hänflingen vollscheißen zu lassen, marschierte diese Eiche zügig durch den Wald, stampfte gleichmäßig mit den dicken Wurzeln und schüttelte die Äste. Der bauchige Stamm – oder Rumpf – des Ungeheuers maß schätzungs weise zwei Klafter im Durchmesser, und die darin klaffende Höhle war wohl keine Baumhöhle, sondern ein Maul, denn sie klappte auf und zu, dass es klang, als schlüge eine schwere Tür zu.

Obwohl die Erde unter seinem schrecklichen Gewicht derart bebte, dass man kaum das Gleichgewicht halten konnte, setzte das Geschöpf erstaunlich geschickt über Hohlwege. Und das tat es nicht von ungefähr.

Vor ihren Augen holte das Ungeheuer mit den Ästen aus, ließ die Zweige schwirren und holte aus einer Bodensenke einen dort verborgenen Banditen, ebenso geschickt, wie ein Storch einen im Gras verborgenen Frosch fängt. Der von Zweigen umschlungene Lump blieb zwischen den Ästen hängen und heulte zum Steinerweichen. Geralt sah, dass das Ungeheuer schon drei solcherart gefangene Räuber trug. Und einen Nilfgaarder.

»Flieht ...«, ächzte er, während er vergeblich aufzustehen versuchte. Er hatte das Gefühl, jemand treibe ihm mit rhythmischen Hammerschlägen einen weißglühenden Nagel ins Knie. »Milva ... Angouleme ... Flieht...«

»Wir lassen dich nicht im Stich!«

Das Eichenmonster hörte sie, stampfte freudig mit den Wurzeln und eilte auf sie zu. Angouleme, die vergebens versuchte, Geralt anzuheben, fluchte auf ausnehmend scheußliche Weise. Milva versuchte mit zitternden Händen einen Pfeil auf die Sehne zu legen. Völlig sinnlos. »Flieht!«

Es war zu spät. Das Eichenmonster war schon bei ihnen. Von Entsetzen gelähmt, sahen sie jetzt genau seine Beute, vier Räuber, von Zweigen umschlungen. Zwei lebten, denn sie stießen heisere Schreie aus und zappelten mit den Beinen. Der dritte, anscheinend ohnmächtig, hing schlaff herab. Das Ungeheuer versuchte offensichtlich, sie lebendig zu fangen. Aber beim vierten war ihm das nicht gelungen, es hatte wohl aus Unachtsamkeit zu stark zugedrückt – man konnte das an den hervorquellenden Augen des Opfers und an der Zunge erkennen, die weit heraushing, bis auf das von Blut und Erbrochenem besudelte Kinn.

In der nächsten Sekunde hingen sie schon in der Luft, von Zweigen umschlungen, und schrien alle aus vollem Halse.

»Weide, weide, weide«, hörten sie von unten, von den Wurzeln her. »Weide, weide, Bäumchen.«

Hinter dem Eichenmonster schritt eine junge Druidin im weißen Gewand und mit einem Blumenkränzchen auf dem Kopf, die das Ungeheuer mit einer belaubten Gerte leicht vor sich her trieb.

»Tu ihnen nichts, Bäumchen, drück nicht zu. Sachte. Weide, weide, weide.«

»Wir sind keine Räuber ...«, ächzte von oben her Geralt, der in der von einem Ast umwundenen Brust kaum seine Stimme fand. »Sag ihm, er soll uns herunterlassen ... Wir sind unschuldig...«

»Das sagen alle.« Die Druidin scheuchte einen Schmetterling fort, der über ihrer Braue kreiste. »Weide, weide, weide.«

»Ich habe mich eingepinkelt...«, ächzte Angouleme. »Verdammt, ich habe mich eingepinkelt!«

Milva röchelte nur. Der Kopf war ihr auf die Brust gesunken. Geralt begann schmutzig zu fluchen. Das war das Einzige, was er tun konnte.

Von der Druidin angetrieben, lief das Eichenmonster zügig durch den Wald. Während dieses Laufes klapperten alle – soweit sie bei Bewusstsein waren – im Rhythmus der Sprünge mit den Zähnen. Man konnte geradezu ein Echo hören.

Binnen kurzem befanden sie sich auf einer großen Lichtung. Geralt erblickte eine Gruppe weißgekleideter Druiden und neben ihnen ein weiteres Eichenmonster. Der Fang des zweiten war etwas geringer – von seinen Ästen hingen nur drei Banditen herab, von denen nur einer zu leben schien.

»Verbrecher, Schurken, nichtswürdige Menschen!«, sprach von unten her einer der Druiden, ein Greis, der sich auf einen langen Stab stützte. »Schaut gut zu. Schaut, welche Strafe im Walde Myrkvid Verbrecher und Schurken erleiden. Schaut und merkt es euch. Wir werden euch freilassen, damit ihr von dem, was ihr jetzt gleich sehen werdet, anderen erzählen könnt. Zur Warnung!«

In der Mitte der Lichtung erhob sich ein großer Stapel von Holzscheiten und Reisig, auf dem Stapel aber, mit Stangen abgestützt, stand ein aus Weidenruten geflochtener Käfig, der die Form einer großen, gedrungenen Puppe hatte. Der Käfig war voll schreiender und sich hin und her werfender Men schen. Der Hexer hörte deutlich die quakenden, vor Entsetzen heiseren Schreie des Räubers Nachtigall. Er sah das kreideweiße und in panischer Angst verzerrte Gesicht des Halbelfs Schirrú, an die Weidenstäbe gepresst.

»Druiden!«, schrie Geralt, der für diesen Schrei alle Kräfte mobilisierte, um in dem allgemeinen Lärm Gehör zu finden. »Frau Flamina! Ich bin der Hexer Geralt!«

»Wie bitte?«, antwortete von unten her eine hochgewachsene und dünne Frau mit Haaren von der Farbe grauen Stahls, die ihr auf die Schultern fielen und über der Stirn von einem Mistelkranz gehalten wurden.

»Ich bin Geralt ... Der Hexer ... Der Freund von Emiel Regis ...«

»Wiederhol das, ich habe es nicht verstanden.«

»Geraaalt! Der Freund des Vampiiirs!«

»Ach! Warum denn nicht gleich so!«

Auf ein Zeichen der stahlhaarigen Druidin hin stellte sie das Eichenmonster auf den Boden. Nicht besonders sanft. Sie fielen hin, keiner konnte aus eigener Kraft aufstehen. Milva war bewusstlos, Blut floss ihr aus der Nase. Geralt richtete sich mit Mühe auf, kniete sich bei ihr hin.

Die stahlhaarige Flamina stellte sich zu ihnen, räusperte sich. Ihr Gesicht war sehr fein geschnitten, geradezu mager, und weckte unangenehme Assoziationen mit einem hautüberzogenen Totenschädel. Ihre kornblumenblauen Augen waren lieb und sanft.

»Sie hat wohl gebrochene Rippen«, sagte sie mit dem Blick auf Milva. »Aber das bringen wir gleich in Ordnung. Unsere Heiler werden ihr unverzüglich Hilfe angedeihen lassen. Es tut mir leid, was geschehen ist. Aber woher konnte ich wissen, wer ihr seid? Ich habe euch nicht in den Caed Myrkvid eingeladen und mein Einverständnis zum Betreten unseres Heiligtums nicht erteilt. Emiel Regis hat sich zwar für euch verbürgt, aber die Anwesenheit eines Hexers in unserem Walde, eines gedungenen Mörders lebendiger Geschöpfe ...«

»Ich werde mich unverzüglich davonmachen, ehrwürdige Flamina«, versicherte Geralt. »Sobald ...«

Er stockte, als er Druiden mit brennenden Kienspänen sah, die sich dem Scheiterhaufen mit der Weidenpuppe voller Menschen näherten. »Nein!«, schrie er und ballte die Fäuste. »Haltet ein!«

»Dieser Käfig«, sagte die Flamina, als habe sie ihn nicht gehört, »sollte ursprünglich als Futterkrippe für die hungrigen Tiere im Winter dienen, er sollte im Wald stehen, angefüllt mit Heu. Doch als wir diese Schurken gefasst hatten, fielen mir die Gerüchte und Verleumdungen ein, die die Leute über uns herumerzählen. Gut, dachte ich mir, ihr sollt eure Weidenpuppe haben. Ihr habt es euch selbst aus den Fingern gesogen, als einen schreckerregenden Albtraum, ich werde euch die Begründung für diesen Alb liefern ...«

»Sag ihnen, sie sollen warten«, keuchte der Hexer. »Ehrwürdige Flamina ... Zündet sie nicht an ... Einer von diesen Banditen hat Informationen, die wichtig für mich sind ...«

Die Flamina verschränkte die Arme vor der Brust. Ihre kornblumenblauen Augen waren noch immer weich und sanft. »O nein«, sagte sie trocken. »Nichts dergleichen. Ich glaube nicht an die Institution des Kronzeugen. Sich der Strafe zu entziehen, ist unmoralisch.«

»Einhalten!«, schrie der Hexer. »Nicht anzünden! Ein...«

Die Flamina machte eine kurze Geste mit der Hand, und das Bäumchen, das immer noch in der Nähe stand, stampfte mit den Wurzeln und legte dem Hexer einen Ast auf die Schulter. Geralt ging zu Boden, und das mit Schwung.

»Anzünden!«, befahl die Flamina. »Es tut mir leid, Hexer, aber das muss sein. Wir Druiden schätzen und achten das Leben in jeder Gestalt. Aber Verbrechern das Leben zu schenken, ist einfach nur dumm. Verbrecher schreckt ausschließlich das Entsetzen ab. Geben wir ihnen also ein Exempel des Entsetzens. Ich setze große Hoffnungen darein, dass ich dieses Exempel nicht zu wiederholen brauche.«

Das Reisig fing blitzschnell Feuer, der Scheiterhaufen brach in Flammen aus und verströmte Rauch. Die aus der Weidenpuppe herandringenden Schreie ließen die Haare zu Berge stehen. Natürlich war das in der vom Prasseln des Feuers verstärkten Kakophonie nicht möglich, dennoch schien es Geralt, als höre er das verzweifelte Quaken Nachtigalls und die hohen, schmerzerfüllten Schreie des Halbelfs Schirrú heraus.

Er hatte recht, dachte er. Ein Tod ist nicht wie der andere.

Und dann – aber nach einer entsetzlich langen Zeit – explodierten der Scheiterhaufen und die Weidenpuppe gnädig in einem Inferno lodernden Feuers, in dem nichts überdauern konnte.

»Dein Medaillon, Geralt«, sagte Angouleme, die neben ihm stand.

»Wie bitte?«, krächzte er zurück, denn seine Kehle war wie zugeschnürt. »Was hast du gesagt?«

»Dein silbernes Medaillon mit dem Wolf. Schirrú hatte es. Jetzt ist es endgültig hinüber. Es ist in dieser Hitze geschmolzen.«

»Was hilft's«, sagte er nach einer Weile und schaute der Flamina in die kornblumenblauen Augen. »Ich bin kein Hexer mehr. Ich habe aufgehört, ein Hexer zu sein. Auf Thanedd, im Möwenturm. Im Brokilon. Auf der Brücke über die Jaruga. In der Höhle unter der Gorgo. Und hier, im Walde Myrkvid. Nein, ich bin kein Hexer mehr. Ich werde lernen müssen, ohne Hexermedaillon auszukommen.«

8

*Der König liebte seine Gemahlin, die Königin, über alle Maßen, und sie liebte ihn von ganzem Herzen. So etwas konnte nur ein unglückliches Ende nehmen.*

Flourens Delannoy, *Märchen und Volkssagen*

*Delannoy, Flourens, Sprachwissenschaftler und Historiker, \* 1432 in Vicovaro, 1460–75 Sekretär und Bibliothekar am kaiserlichen Hof. Unermüdlicher Erforscher von Legenden und Volksmärchen, Verfasser vieler Untersuchungen, die als Denkmäler der ehemaligen Sprache und Literatur der nördlichen Regionen des Imperiums gelten. Seine wichtigsten Werke sind: »Mythen und Legenden des Nordens«, »Märchen und Volkssagen«, »Die Überraschung oder der Mythos vom Älteren Blut«, »Die Saga vom Hexer« sowie »Der Hexer und die Hexerin oder Die unablässige Suche«. Seit 1476 Professor der Akademie in Castell Graupian, dort gestorben 1510.*

Effenberg und Talbot, *Encyclopaedia Maxima Mundi,* Bd. IV

Der kräftige Wind wehte vom See her, ließ die Segel knattern, der Sprühregen schlug schmerzhaft ins Gesicht, als sei es Graupel. Das Wasser im Großen Kanal war bleigrau, vom Winde gekräuselt, vom Regen punktiert. »Hier entlang, Herr, erlaubt. Das Boot wartet.« Dijkstra seufzte schwer. Er war der Seereise schon herzlich überdrüssig, ihn hatten die paar Augenblicke gefreut, als er den festen und stabilen Stein der Ufermauer unter den Füßen fühlte, er dachte mit Abscheu an die Notwendigkeit, wieder ein schwankendes Deck zu betreten. Doch was sollte er machen – Lan Exeter, die Winterhauptstadt von Kovir, unterschied sich grundlegend von anderen Hauptstädten der Welt. Im Hafen von Lan Exeter betraten die zu Schiff ankommenden Reisenden die steinernen Kais nur, um sogleich ins nächste schwimmende Gefährt umzusteigen – ein schlankes, vielrudriges Boot mit hoch aufgerichtetem Bug und fast ebenso hohem Heck. Lan Exeter war auf Wasser gebaut, in der breiten Mündung des Flusses Tango. Anstelle von Straßen hatte es Kanäle – und der ganze städtische Verkehr erfolgte mit Booten.

Er setzte sich ins Boot, nachdem er mit dem redanischen Botschafter, der ihn am Niedergang erwartet hatte, Grüße ausgetauscht hatte. Sie legten ab, die Ruder schlugen gleichmäßig ins Wasser, das Boot kam in Bewegung, gewann an Tempo. Der redanische Botschafter schwieg.

Der Botschafter, dachte Dijkstra mechanisch. Seit wie viel Jahren entsendet Redanien Botschafter nach Kovir? Seit hundertzwanzig, höchstens. Seit hundertzwanzig Jahren sind Kovir und Poviss für Redanien Ausland. Dabei waren sie es ja nicht immer.

Die Länder im Norden, jenseits der Praxeda-Bucht, betrachtete Redanien von alters her als sein Lehen. Kovir und Poviss waren – wie man es am Hofe von Dreiberg ausdrückte – eine Sekundogenitur »im Rahmen der Krone«. Die dort herrschenden Grafen wurden Trojdeniden genannt, denn sie stammten von einem gemeinsamen Ahnen ab, Trojden, oder behaupteten das zumindest. Jener Prinz Trojden war der leibliche Bruder König Radowids I. von Redanien, der später den Beinamen »der Große« erhielt. Schon in jungen Jahren war jener Trojden ein schmieriger und ausgesprochen garstiger Typ. Es schauderte einen beim Gedanken, dass er sich mit den Jahren entwickeln würde. König Radowid – der in dieser Hinsicht keine Ausnahme war – hasste den Bruder wie die Pest. Also ernannte er ihn zum Grafen von Kovir – um ihn loszuwerden, ihn möglichst weit von sich wegzuschieben. Und weiter als nach Kovir ging es nicht.

Der Apanagegraf Trojden war formell ein Vasall Redaniens, doch ein untypischer Vasall – er hatte keinerlei Lasten oder Lehenspflichten zu tragen. Ja, er brauchte nicht einmal den zeremoniellen Lehnseid zu leisten, von ihm wurde lediglich ein sogenanntes Unschädlichkeitsversprechen verlangt. Die einen sagten, Radowid habe sich schlichtweg erbarmt – da er wusste, dass dem kovirischen »Rahmen der Krone« sowohl für Tribut als auch zur Heeresfolge die Mittel fehlten. Andere vertraten indes die Ansicht, dass Radowid den Grafen der Sekundogenitur einfach nicht zu Gesicht bekommen wollte – ihm wurde schon bei dem Gedanken übel, der Bruder könnte persönlich mit Geld oder Hilfstruppen in Dreiberg aufkreuzen. Wie es wirklich war, wusste niemand, doch wie es war, so blieb es. Lange Jahre nach dem Tode Radowids I. galt in Redanien weiterhin das zur Zeit des großen Königs eingeführte Gesetz: Erstens: Die Grafschaft Kovir ist ein Vasall, braucht aber weder zu zahlen noch zu dienen. Zweitens: Die Sekundogenitur Kovir ist Eigentum der Toten Hand, und die Thron folge liegt im ausschließlichen Ermessen des Hauses der Trojdeniden. Drittens: Dreiberg mischt sich nicht in die Angelegenheiten des Hauses der Trojdeniden. Viertens: Die Mitglieder des Hauses der Trojdeniden werden nicht zu Staatsfeierlichkeiten nach Dreiberg eingeladen. Fünftens: Noch zu irgendwelchen anderen Anlässen.

Was im Norden vor sich ging, wusste alles in allem kaum jemand, und es interessierte auch kaum jemanden. Nach Redanien drangen – größtenteils auf dem Umweg über Kaedwen – Nachrichten über Konflikte der Grafschaft Kovir mit kleineren nördlichen Herrschern. Über Bündnisse und Kriege – mit Hengfors, Malleore, Creyden, Talgar und anderen Ländchen mit schwer zu merkenden Namen. Irgendwer hatte dort irgendwen unterworfen und sich einverleibt, jemand war mit jemandem eine dynastische Verbindung eingegangen, jemand hatte jemanden geschlagen und in Lehnsabhängigkeit gebracht – alles in allem wusste man nicht so recht, wer, wen und warum.

Die Nachrichten von Kriegen und Kämpfen zogen jedoch ein ganzes Meer von Haudegen nach Norden, von Abenteurern, Glücksrittern und anderen unruhigen Geistern, die auf Beute aus waren und auf eine Gelegenheit, sich auszutoben. Dergleichen Gelichter kam aus allen Weltgegenden, sogar aus so weit entfernten Ländern wie Cintra oder Rivien. Vor allem waren es jedoch Einwohner von Redanien und Kaedwen. Insbesondere aus Kaedwen zogen ganze Kavallerieeinheiten nach Kovir – es ging sogar das Gerücht, dass an der Spitze einer davon die berühmte Aufrührerin Aideen ritt, die uneheliche Tochter eines Monarchen von Kaedwen. In Redanien war gar davon die Rede, am Hofe von Ard Carraigh erwäge man, die nördliche Grafschaft zu annektieren und von der redanischen Krone loszureißen. Jemand begann dort sogar von der Notwendigkeit einer bewaffneten Intervention zu schreien.

Dreiberg erklärte jedoch demonstrativ, der Norden interessiere es nicht. Wie die königlichen Juristen feststellten, gelte das Prinzip der Gegenseitigkeit – die kovirische Sekundogenitur habe keinerlei Verpflichtungen gegenüber der Krone, daher werde die Krone Kovir keine Hilfe leisten. Zumal Kovir niemals um Hilfe gebeten hatte.

Unterdessen gingen Kovir und Poviss aus den im Norden tobenden Kriegen stärker und mächtiger hervor. Kaum jemand wusste das seinerzeit. Das deutlichste Signal für die wachsende Macht des Nordens war ein immer aktiverer Export. Über Kovir wurde jahrzehntelang gesagt, der einzige Reichtum dieser Gegend seien Sand und Meerwasser. Man entsann sich dieses Witzes, als die Erzeugnisse der kovirischen Hütten und Salinen praktisch das Weltmonopol auf dem Markt für Glas und Salz an sich rissen.

Aber obwohl Hunderte von Menschen aus Gläsern mit dem Zeichen der kovirischen Hütten tranken und ihre Suppe mit Salz aus Poviss würzten, waren das im Bewusstsein der Menschen immer noch unglaublich weit abgelegene, unzugängliche, harte und feindselige Länder. Und vor allem fremde.

In Redanien und Kaedwen sagte man statt »zum Teufel«: »jemanden nach Poviss jagen«. Wenn es euch bei mir nicht gefällt, sagte der Meister zu den aufsässigen Gesellen, dann geht doch nach Kovir. Ich dulde hier keine kovirischen Zustände, schrie der Professor die ungebärdig diskussionswütigen Schüler an. In Poviss kannst du den Schlaumeier spielen, rief der Bauer seinem Sohn zu, der den vorsintflutlichen Häufelpflug und das System der Brandrodung kritisierte.

Wem die althergebrachten Zustände nicht passen, der soll doch nach Kovir gehen!

Die Adressaten solcher Reden begannen langsam, allmählich nachzudenken und wurden alsbald gewahr, dass in der Tat nichts, absolut nichts den Weg nach Kovir und Poviss versperrte. In den Norden strömte die zweite Auswanderungswelle. Wie auch die vorangehende, bestand sie hauptsächlich aus unzufriedenen Sonderlingen, die anders waren und anderes wollten. Aber diesmal waren das keine Abenteurer, die mit ihrem Leben nicht zurechtkamen und nirgends hinpassten. Zumindest nicht ausschließlich.

In den Norden zogen Gelehrte, die an ihre Theorien glaubten, obwohl diese Theorien als irreal und verrückt gal- ten. Techniker und Konstrukteure, die überzeugt waren, dass es entgegen der allgemeinen Ansicht doch möglich sein würde, die von den Gelehrten entworfenen Maschinen und Vorrichtungen zu bauen. Zauberer, die es nicht für unter ihrer Würde hielten, Magie zum Bau von Molen einzusetzen. Kaufleute, für die die Aussicht auf eine Umsatzsteigerung die starren, statischen und kurzsichtigen Risikokalkulationen überwog. Ackerbauern und Viehzüchter, die fest daran glaubten, dass man selbst aus den ärmsten Böden Felder machen könne, die einen Ertrag lieferten, dass man immer Tierrassen züchten könne, denen ein gegebenes Klima bekomme.

Gen Norden zogen auch Bergleute und Geologen, für die die strenge Natur der Berge und Felsen von Kovir ein untrügliches Zeichen war, dass, wenn die Oberfläche derart arm war, darunter Reichtümer liegen müssten. Denn die Natur liebt ja das Gleichgewicht.

Unter der Oberfläche lagen Reichtümer.

Es verging ein Vierteljahrhundert – und Kovir förderte so viel Bodenschätze wie Redanien, Aedirn und Kaedwen zusammen. In der Förderung und Verarbeitung von Eisenerz stand Kovir nur hinter Mahakam zurück, doch nach Mahakam gingen von Kovir Transporte von Metallen, die zum Legieren des Stahls dienten. Auf Kovir und Poviss entfiel ein Viertel der Weltförderung an Silber-, Nickel-, Blei-, Zinn- und Zinkerz, die Hälfte der Förderung an Kupfererz und gediegenem Kupfer, drei Viertel der Erzförderung bei Mangan, Chrom, Titan und Wolfram, ein ebenso großer Anteil an der Förderung von Metallen, die nur gediegen vorkamen: Platin, Ferrosaurum, Kryobelit und Dwimerit.

Und über achtzig Prozent der Weltförderung an Gold.

Gold, mit dessen Hilfe Kovir und Poviss das kauften, was im Norden nicht wuchs oder sich nicht züchten ließ. Und das, was Kovir und Poviss nicht erzeugten. Nicht, weil sie es nicht gekonnt hätten. Es rentierte sich nicht. Ein Handwerker aus Kovir oder Poviss, der Sohn oder Enkel eines Einwanderers, der hier mit einem Bündel auf dem Rücken angekommen war, verdiente jetzt viermal so viel wie sein Kollege in Redanien oder Temerien.

Kovir handelte und wollte mit der ganzen Welt Handel treiben, in immer größerem Maßstab. Doch das konnte es nicht.

König von Redanien wurde Radowid III., der mit Radowid dem Großen, seinem Urgroßvater, den Namen teilte – und ebenso Schlauheit und Geiz. Dieser König, von Schmeichlern und Hagiographen der Kühne genannt, von allen anderen der Rote, bemerkte, was vor ihm niemand so recht hatte bemerken wollen. Warum bekommt von dem gigantischen Handel, den Kovir führt, Redanien keinen roten Heller? Kovir ist schließlich nur eine unbedeutende Grafschaft, ein Lehen, ein kleines Steinchen in der redanischen Krone. Es wurde Zeit, dass der kovirische Vasall begann, seinem Lehnsherrn zu dienen!

Es bot sich dazu ein wunderbarer Anlass – Redanien hatte einen Grenzstreit mit Aedirn, es ging wie üblich um das Pontartal. Radowid III. war entschlossen, seine Interessen mit Waffengewalt zu verteidigen, und begann Verbreitungen dazu zu treffen. Er erließ eine besondere Steuer für Zwecke des Krieges, genannt der

»Pontarzehnt«. Alle Untertanen und Vasallen sollten ihn zahlen. Alle. Auch die Sekundogenitur-Grafschaft von Kovir. Der Rote rieb sich die Hände – zehn Prozent von den Einnahmen Kovirs, das war schon was!

Nach Pont Vanis, das man für einen kleinen befestigten Ort mit Holzpalisaden hielt, begaben sich die redanischen Gesandten. Als sie zurückkehrten, teilten sie dem Roten überraschende Dinge mit.

Pont Vanis ist kein kleiner befestigter Ort. Es ist eine riesige Stadt, die Sommerhauptstadt des Königreichs Kovir, dessen Herrscher, König Gedovius, hiermit dem König Radowid folgende Antwort sendet:

Das Königreich Kovir ist niemandes Vasall. Die Ansprüche und Forderungen Dreibergs sind unbegründet und gründen sich auf die toten Buchstaben eines Gesetzes, das niemals wirksam war. Die Könige in Dreiberg waren niemals die Souveräne der Herrscher von Kovir, denn die Herrscher von Kovir haben – wie sich leicht in den Annalen nachprüfen lässt – niemals Tribut an Dreiberg gezahlt, niemals Heerfolge geleistet, und vor allem sind sie niemals zu Staatsfeierlichkeiten eingeladen worden. Noch zu irgendwelchen anderen.

Gedovius, der König von Kovirübermittelten die Gesandten – bedauert, aber er kann König Radowid nicht als Lehns- und Oberherren anerkennen und ihm erst recht keinen Zehnten zahlen. Das kann auch keiner der kovirischen Vasallen und Aftervasallen tun, die ausschließlich der Oberherrschaft von Kovir unterstehen.

Mit einem Wort: Dreiberg möge seine Nase in Acht nehmen und sie nicht in die Angelegenheiten Kovirs stecken, eines unabhängigen Königreiches.

In dem Roten stieg die kalte Wut hoch. Ein unabhängiges Königreich? Ausland? Gut. Verfahren wir mit Kovir wie mit einem ausländischem Herrschaftsbereich.

Redanien – und, von dem Roten aufgehetzt, auch Kaedwen und Temerien – wandten auf Kovir Retorsionszölle und ein uneingeschränktes Stapelrecht an. Ein Kaufmann aus Kovir, der nach Süden zog, musste, ob er wollte oder nicht, seine gesamten Waren in einer redanischen Stadt zum Verkauf anbieten und sie verkaufen – oder umkehren. Demselben Zwang unterlag ein Kaufmann aus dem fernen Süden, der nach Kovir unterwegs war.

Von den Waren, die Kovir über See transportierte, ohne in redanischen oder temerischen Häfen anzulegen, forderte Redanien einen Wucherzoll. Die kovirischen Schiffe wollten natürlich nicht bezahlen – es zahlten nur die, denen die Flucht nicht gelang. Bei dem auf dem Meer begonnenen Katz-und-Maus-Spiel kam es schon bald zu einem Zwischenfall. Ein redanisches Patrouillenschiff versuchte einen kovirischen Kauffahrer zu beschlagnahmen, es erschienen zwei kovirische Fregatten, das Patrouillenschiff ging in Flammen auf. Es gab Todesopfer.

Das Maß war voll. Radowid der Rote beschloss, die ungehorsamen Vasallen Mores zu lehren. Eine viertausendköpfige Armee Redaniens forcierte den Fluss Braa, und ein Expeditionskorps aus Kaedwen marschierte in Caingorn ein.

Eine Woche später forcierten die zweitausend überlebenden Redanier die Braa in der Gegenrichtung, und die spärlichen Reste des Kaedwener Korps schleppten sich durch die Pässe des Falkengebirges nach Hause. Es wurde der nächste Zweck offenbar, dem das Gold aus den Bergen des Nordens diente. Das stehende Heer Kovirs bestand aus fünfundzwanzigtausend kampferprobten – und rauberfahrenen – Berufssoldaten, den aus den fernsten Weltgegenden herangeholten Söldnern, deren grenzenlose Treue zur kovirischen Krone sich auf den sagenhaft großzügigen Sold und eine vertraglich zugesicherte Rente gründete. Sie waren zu jedem Risiko bereit, denn für jede gewonnene Schlacht winkten ihnen sagenhaft hohe Prämien. Diese reichen Söldner wiederum wurden von erfahrenen, fähigen – und nunmehr sehr reichen – Offizieren in den Kampf geführt, die der Rote und König Benda von Kaedwen nur zu gut kannten, denn es waren dieselben, die unlängst noch in ihren eigenen Armeen gedient hatten, aber unerwartet in den Ruhestand getreten und außer Landes gegangen waren.

Der Rote war nicht dumm und konnte aus Fehlern lernen. Er zügelte die schäumenden Generäle, die einen Kreuzzug forderten, hörte nicht auf die Kaufleute, die eine Hungerblockade verlangten, besänftigte Benda von Kaedwen, den es nach Blut und nach Rache für die Vernichtung seiner Eliteeinheiten dürstete. Der Rote leitete Verhandlungen ein. Ihn hielt nicht einmal die Unterwerfung zurück, die bittere Pille, die er schlucken musste – Kovir erklärte sich mit Gesprächen einverstanden, aber im eigenen Lande, in Lan Exeter. Der Prophet musste zum Berge kommen.

Damals sind sie wie Büßer nach Lan Exeter gefahren, dachte Dijkstra und hüllte sich in den Mantel. Wie unterwürfige Bittsteller. Genauso wie ich heute.

Die redanische Flotte war zur Praxeda-Bucht gefahren und hatte Kurs auf die kovirische Küste genommen. Vom Deck des Flaggschiffs »Alata« betrachteten Radowid der Rote, Benda von Kaedwen und der sie als Vermittler begleitende Hierarch von Nowigrad voller Verwunderung die ins Meer ragenden Molen, auf denen sich die Mauern und die starken Bastionen der Festung erhoben, die den Zugang zu Pont Vanis bewachte. Und als sie von Pont Vanis nach Norden fuhren, auf die Mündung des Flusses Tango zu, sahen die Könige Hafen an Hafen, Werft neben Werft, Reede an Reede. Sie sahen einen Wald von Masten und das in die Augen stechende Weiß von Segeln. Wie sich zeigte, hatte Kovir bereits ein Mittel gegen Blockaden, Retorsionen und Zollkriege zur Hand. Kovir war sichtlich bereit, die Herrschaft auf den Meeren anzutreten.

Die »Alata« lief in die breite Mündung des Tango ein und warf in den steinernen Kiefern des Vorhafens Anker. Doch die Könige erwartete zu ihrer Überraschung noch eine Fahrt auf dem Wasser. Die Stadt Lan Exeter hatte keine Straßen, sondern Kanäle. Darunter den Großen Kanal, der die Hauptarterie und –achse der Metropole war und vom Hafen geradewegs zur Residenz des Monarchen führte. Die Könige stiegen in Galeeren um, die mit scharlachrot-goldenen Girlanden und mit einem Wappen geschmückt waren, auf dem der Rote und Benda mit Verwunderung den redanischen Adler und das Kaedwener Einhorn erkannten.

Während der Fahrt auf dem großen Kanal schauten sich die Könige und ihr Gefolge um und wahrten Schweigen. Eigentlich müsste man sagen, dass es ihnen die Sprache verschlagen hatte. Sie hatten sich geirrt, als sie zu wissen glaubten, was Reichtum und Gepränge sind, und es nicht für möglich hielten, sie mit Demonstrationen von Luxus zu verblüffen.

Sie fuhren den Großen Kanal entlang, vorbei an dem imponierenden Gebäude der Admiralität und am Sitz der Kaufmannsgilde. Sie fuhren an Promenaden entlang, die eine bunte und reichgekleidete Menge füllte. Sie fuhren durch das Spalier großartiger Magnatenpaläste und Kaufmannshäuser, die sich im Wasser des Kanals mit einem Regenbogen prunkvoll geschmückter, aber unglaublich schmaler Fassaden spiegelten. In Lan Exeter zahlte man nämlich Steuern für die Frontseite eines Hauses – je breiter die Frontseite, umso höher die progressive Steuer.

Auf der bis an den Kanal reichenden Treppe des Palasts Ensenada, der Winterresidenz, des einzigen Gebäudes mit einer breiten Front, warteten schon das Begrüßungskomitee und das königliche Paar: Gedovius, der Herrscher Kovirs, und seine Gemahlin Gemma. Das Paar begrüßte die Ankömmlinge höflich, aber untypisch. Liebes Onkelchen, wandte sich Gedovius an Radowid. Geliebtes Großväterchen, sagte Gemma lächelnd zu Benda. Gedovius war immerhin ein Trojdenide. Gemma jedoch, wie sich zeigte, führte ihren Stammbaum auf die aus Kaedwen geflohene Aufrührerin Aideen zurück, in deren Adern das Blut der Könige von Ard Carraigh geflossen war.

Die unter Beweis gestellte Verwandtschaft hob die Stimmung und weckte Sympathie, half aber nicht bei den Verhandlungen. Im Grunde waren, was da folgte, überhaupt keine Verhandlungen. Die »Kinder« sagten kurz, was sie verlangten. Die »Großväter« hörten zu. Und unterzeichneten ein Dokument, das von der Nachwelt das Erste Abkommen von Exeter genannt wurde. Zum Unterschied von den später geschlossenen trägt das Erste Abkommen auch einen Titel, der den ersten Worten seiner Präambel entspricht: Mare Liberum Apertum.

Das Meer ist frei und offen. Der Handel ist frei. Der Gewinn ist heilig. Liebe den Handel und den Gewinn deines Nächsten wie deinen eigenen. Jemandem den Handel und das Erzielen von Gewinn zu erschweren, ist ein Verstoß gegen die Naturgesetze. Kovir aber ist niemandes Vasall. Es ist ein unabhängiges, selbstregiertes – und neutrales Königreich.

Es sah nicht danach aus, dass Gedovius und Gemma Lust hätten – und sei es nur der Höflichkeit halber –, wenigstens eine, wenigstens die kleinste Konzession zu machen, die Radowids und Bendas Ehre gerettet hätte. Sie taten es aber schließlich doch. Sie gaben ihr Einverständnis, dass Radowid der Rote – auf Lebenszeit – in offiziellen Dokumenten den Titel eines Königs von Kovir und Poviss verwendete und Benda – auf Lebenszeit – den eines Königs von Caingorn und Malleore.

Selbstverständlich unter dem Vorbehalt *de non preiudicando.*

Gedovius und Gemma herrschten fünfundzwanzig Jahre lang; mit ihrem Sohn, Gerard, endete der königliche Zweig der Trojdeniden. Den Thron von Kovir bestieg Esteril Thyssen. Der Gründer des Hauses der Thysseniden. Binnen kurzem mit allen übrigen Dynastien der Welt durch Blutsbande verbunden, hielten die Könige von Kovir die Abkommen von Exeter unverbrüchlich ein. Sie mischten sich niemals in die Angelegenheiten der Nachbarn. Sie warfen niemals Fragen einer fremden Thronfolge auf – obwohl die Wirrnisse der Geschichte mehr als einmal bewirkten, dass der König oder der Prinz von Kovir allen Grund hatte, sich für den rechtmäßigen Nachfolger auf dem Thron von Redanien, Aedirn, Kaedwen, Cidaris, ja sogar Verden und Rivien zu halten. Niemals versuchte das mächtige Kovir, fremde Gebiete zu erobern oder zu unterwerfen, es entsandte die mit Katapulten und Ballisten bestückten Kanonenboote nicht in fremde Territorialgewässer. Niemals usurpierte es das Privileg einer

»Herrschaft über die Wogen«. Kovir genügte das Mare liberum apertum, das freie und für den Handel offene Meer. Kovir bekannte sich zur Heiligkeit von Handel und Gewinn.

Und zu absoluter, unerschütterlicher Neutralität.

Dijkstra stellte den Biberkragen seines Mantels hoch, um den Nacken vor dem Wind und den schneidend kalten Regentröpfchen zu schützen. Er schaute sich um, aus seinen Gedanken gerissen. Das Wasser im Großen Kanal schien schwarz zu sein. In dem Regen und Nebel sah sogar das Gebäude der Admiralität, der Stolz von Lan Exeter, wie eine Kaserne aus. Sogar die Häuser der Kaufleute hatten ihren üblichen Prunk verloren – und ihre schmalen Vorderfronten wirkten noch schmaler als sonst. Aber vielleicht sind sie, verdammt noch mal, schmaler, dachte Dijkstra; wenn König Esterad die Steuer erhöht hat, können die schlauen Maurer die Häuser enger gemacht haben.

»Ist bei Ihnen schon lange solches Hundewetter, Exzellenz?«, fragte er, um zu fragen, um die enervierende Stille zu durchbrechen.

»Seit Mitte September, Graf«, antwortete der Botschafter. »Seit dem Vollmond. Es sieht nach einem frühen Winter aus. In Talgar ist schon Schnee gefallen.«

»Ich dachte«, sagte Dijkstra, »dass der Schnee in Talgar niemals taut.«

Der Botschafter schaute ihn an, als wolle er sich vergewissern, dass das ein Scherz war und keine Ignoranz.

»In Talgar«, ließ er selbst seinen Witz leuchten, »beginnt der Winter im September und endet im Mai. Die übrigen Jahreszeiten sind Frühling und Herbst. Es gibt auch einen Sommer ... Für gewöhnlich fällt er auf den zweiten Dienstag nach dem Augustvollmond. Und dauert bis Mittwochmorgen.«

Dijkstra lächelte nicht.

»Aber selbst dort«, fuhr der Botschafter mit verfinsterter Miene fort, »ist Schnee Ende Oktober ungewöhnlich.« Wie der Großteil der redanischen Aristokratie konnte der Botschafter Dijkstra nicht leiden. Die Notwendigkeit, den Erzspion aufzunehmen und zu bewirten, hielt er für eine persönliche Kränkung, und die Tatsache, dass der Regentschaftsrat die Verhandlungen mit Kovir Dijkstra übertragen hatte und nicht ihm, für eine tödliche Beleidigung. Es ekelte ihn an, dass er, ein de Ruyter aus dem ruhmreichsten Zweig der de Ruyters, Grafen seit neun Generationen, diesen Rüpel und Parvenü als Graf titulieren musste. Doch als erfahrener Diplomat verbarg er seine Ressentiments meisterlich.

Die Ruder hoben und senkten sich gleichmäßig, das Boot glitt geschwind den Kanal entlang. Sie kamen gerade an dem kleinen, aber sehr geschmackvollen Palast der Kultur und Kunst vorüber.

»Wir fahren zur Ensenada?«

»Ja, Graf«, bestätigte der Botschafter. »Der Außenminister hat nachdrücklich zu verstehen gegeben, dass er Euch sofort nach der Ankunft zu sehen wünscht, weshalb ich Euch direkt zur Ensenada bringe. Am Abend schicke ich dann ein Boot zum Palast, denn ich würde Euch gern zum Abendessen bewirten ...«

»Euer Exzellenz werden freundlichst verzeihen«, unterbrach ihn Dijkstra, »aber die Pflichten erlauben mir nicht, die Einladung anzunehmen. Ich habe vieles zu erledigen, aber wenig Zeit, ich muss auf Kosten der Annehmlichkeit mit ihr haushalten. Wir werden ein andermal zu Abend essen. In glücklicheren, ruhigeren Zeiten.«

Der Botschafter verneigte sich und atmete insgeheim auf.

Die Ensenada betrat er natürlich durch einen Hintereingang. Worüber er sehr froh war. Zum Haupteingang der königlichen Winterresidenz, unter das großartige, auf schlanken Säulen ruhende Giebeldreieck, führte direkt vom Großen Kanal eine imposante, aber verdammt lange Treppe aus weißem Marmor. Die Treppe, die zu einem der zahlreichen Hintereingänge führte, war weitaus weniger beeindruckend, aber auch weitaus leichter zu bewältigen. Dennoch biss Dijkstra, während er hinaufging, die Zähne zusammen und fluchte still vor sich hin, so dass es die ihn eskortierenden Gardisten, Lakaien und der Majordomus nicht hörten.

Im Inneren des Palastes erwartete ihn eine weitere Treppe und ein weiterer Aufstieg. Wieder fluchte Dijkstra halblaut. Es lag sicherlich an der Feuchtigkeit, der Kälte und der ungünstigen Haltung im Boot, dass der Fuß mit dem zerschmetterten und magisch geheilten Knochen begann, sich mit einem dumpfen, bösartigen Schmerz bemerkbar zu machen. Und mit böser Erinnerung. Dijkstra knirschte mit den Zähnen. Er wusste, dass dem Hexer, der an seinen Leiden schuld war, ebenfalls die Knochen gebrochen worden waren. Er hoffte inständig, dass auch der Hexer darin das Reißen verspürte, und wünschte ihm von ganzem Herzen, dass es möglichst lang und schmerzhaft wäre.

Draußen war schon die Dämmerung angebrochen, die Korridore der Ensenada waren dunkel. Den Weg, den Dijkstra mit dem schweigenden Majordomus ging, erhellte jedoch ein spärliches Spalier von Lakaien mit Leuchtern. Und vor der Tür des Zimmers, zu dem ihn der Majordomus führte, standen Gardisten mit Hellebarden, so kerzengrade und steif, als habe man ihnen Ersatzhellebarden in den Hintern gerammt. Die Lakaien mit Leuchtern standen hier dichter, die Helligkeit stach geradezu in die Augen. Dijkstra wunderte sich ein wenig über den Pomp, mit dem er empfangen wurde.

Er trat ins Zimmer und hörte sofort auf, sich zu wundern. Er verneigte sich tief.

»Sei willkommen, Dijkstra«, sagte Esterad Thyssen, der König von Kovir, Poviss, Narok, Velhad und Talgar.

»Bleib nicht in der Tür stehen, komm her. Etikette beiseite, das ist eine inoffizielle Audienz.«

»Allerdurchlauchtigste Herrin.«

Die Gemahlin Esterads, Königin Suleyka, antwortete mit einem leicht zerstreuten Nicken auf Dijkstras ehrerbietige Verbeugung, ohne auch nur einen Moment mit dem Häkeln innezuhalten.

Außer dem Königspaar befand sich keine Menschenseele in dem riesigen Zimmer.

»Richtig.« Esterad hatte den Blick bemerkt. »Wir werden uns unter vier, Verzeihung, unter sechs Augen unterhalten. Ich habe nämlich das Gefühl, dass es so besser sein wird.«

Dijkstra nahm auf dem ihm gewiesenen Lehnstuhl Platz, gegenüber von Esterad. Der König trug um die Schultern einen karminroten, hermelinbesetzten Mantel und auf dem Kopf ein zum Mantel passendes Samt-Chapeau. Wie alle Männer aus dem Clan der Thysseniden war er groß, kräftig gebaut und auf eine wilde Weise stattlich. Er sah immer stark und gesund aus, wie ein Matrose, der gerade von See zurückgekehrt ist – man roch geradezu das Meerwasser und den kalten, salzigen Wind. Wie bei allen Thysseniden war das genaue Alter des Königs schwer zu schätzen. Wenn man Haare, Teint und Hände betrachtete – die Stellen, die am meisten über das Alter verraten –, konnte man Esterad fünfundvierzig Jahre geben. Dijkstra wusste, dass der König sechsundfünfzig war.

»Suleyka« – der König beugte sich zu seiner Frau hin. »Schau ihn dir an. Wenn du nicht wüsstest, dass das ein Spion ist, würdest du es glauben?«

Königin Suleyka war nicht besonders groß, eher füllig und auf sympathische Weise unansehnlich. Sie kleidete sich auf eine Art, die für Frauen von ihrer Art Schönheit typisch war und darin bestand, die Teile ihrer Oberbekleidung so auszuwählen, dass niemand erraten konnte, ob sie nicht vielleicht ihre eigene Großmutter war. Diese Wirkung erzielte Suleyka, indem sie ein weites Kleid trug, ohne bestimmten Schnitt und in graubraunem Ton. Auf dem Kopf hatte sie eine von den Vorfahrinnen geerbte Haube. Sie verwendete keinerlei Schminke und trug keinen Schmuck.

»Das Gute Buch«, sagte sie mit leiser und lieber Stimme, »lehrt uns, uns mit Urteilen über unsere Nächsten zurückzuhalten. Denn auch über uns wird man dereinst urteilen. Und hoffentlich nicht nach dem äußeren Eindruck.«

Esterad Thyssen bedachte seine Frau mit einem Blick voller Wärme. Es war allgemein bekannt, dass er sie grenzenlos liebte, mit einer Liebe, die im Laufe von neunundzwanzig Jahren Ehe keine Spur erkaltet war, die im Gegenteil immer heller und heißer brannte. Es wurde behauptet, Esterad habe Suleyka niemals betrogen. Dijkstra wollte etwas derart Unwahrscheinliches nicht recht glauben, doch er hatte selbst dreimal versucht, dem König wirkungsvolle Agentinnen unterzuschieben – im wörtlichen Sinne –, Anwärterinnen auf die Rolle einer Favoritin, hervorragende Informationsquellen. Es war nichts daraus geworden.

»Ich rede nicht gern um den heißen Brei herum«, sagte der König, »darum werde ich dir auf der Stelle verraten, Dijkstra, warum ich mich entschlossen habe, persönlich mit dir zu reden. Es gibt dafür mehrere Gründe. Erstens weiß ich, dass du nicht vor Bestechung zurückschreckst. Im Prinzip bin ich mir meiner Beamten sicher, aber wozu sie auf eine schwere Probe stellen, sie in Versuchung führen? Welches Schmiergeld gedachtest du meinem Außenminister anzubieten?«

»Tausend Nowigrader Kronen«, erwiderte der Spion, ohne mit der Wimper zu zucken. »Wenn er gefeilscht hätte, wäre ich bis auf tausendfünfhundert gegangen.«

»Dafür mag ich dich«, sagte Esterad Thyssen nach kurzem Schweigen. »Du bist ein schrecklicher Hurensohn. Du erinnerst mich an meine Jugend. Ich schaue dich an und sehe mich selbst in deinem Alter.«

Dijkstra dankte mit einer Verbeugung. Er war nur acht Jahre jünger als der König. Er war sich sicher, dass Esterad das genau wusste.

»Du bist ein schrecklicher Hurensohn«, wiederholte der König. »Aber ein ordentlicher und anständiger Hurensohn. Und so etwas findet man in unseren lausigen Zeiten selten.«

Dijkstra verbeugte sich abermals.

»Siehst du«, fuhr Esterad fort, »in jedem Staat kann man Leute treffen, die blinde Fanatiker einer Idee der Gesell – schaftsordnung sind. Aus Hingabe an diese Idee sind sie zu allem bereit. Auch zu Verbrechen, denn sie glauben, dass der Zweck die Mittel heiligt und die Bedeutung der Begriffe verändert. Sie morden nicht, sie retten die Ordnung. Sie foltern nicht, erpressen nicht: Sie sichern die Staatsräson und kämpfen für geordnete Zustände. Das Leben eines Einzelnen, wenn dieser Einzelne das Dogma der etablierten Ordnung verletzt, ist für solche Leute einen Pfifferling und ein Schulterzucken wert. Dass die Gesellschaft, der sie dienen, ausschließlich aus Einzelnen besteht, nehmen solche Leute nicht zur Kenntnis. Solche Leute verfügen über eine sogenannte weite Perspek – tive ... Und so eine Perspektive ist die sicherste Methode, andere Menschen nicht zu sehen.«

»Nicodemus de Boot«, konnte sich Dijkstra nicht verkneifen einzuwerfen.

»Knapp daneben.« Der König von Kovir ließ die alabasterweißen Zähne blitzen. »Das war Vysogota von Corvo. Weniger bekannt, aber auch ein guter Ethiker und Philosoph. Lies ihn, ich empfehle es. Vielleicht ist bei euch noch irgendein Buch von ihm übriggeblieben, vielleicht habt ihr nicht alle verbrannt? Aber zur Sache, zur Sache. Du, Dijkstra, bedienst dich auch ohne Skrupel der Intrige, der Bestechung, der Erpressung und der Folter. Du zuckst nicht mit der Wimper, wenn du jemanden zum Tode verurteilst oder befiehlst, ihn heimlich zu ermorden. Dass du das alles für das Königreich tust, dem du treu dienst, rechtfertigt dich nicht und macht dich in meinen Augen nicht sympathischer. Keineswegs. Das sollst du wissen.«

Der Spion nickte zum Zeichen, dass er es wisse.

»Du bist jedoch«, fuhr Esterad fort, »wie gesagt, ein Hurensohn von aufrechtem Charakter. Und darum mag und achte ich dich, darum habe ich dir eine Privataudienz gewährt. Denn obwohl du millionenfach Gelegenheit hattest, Dijkstra, hast du niemals im Leben etwas für private Zwecke getan und nie auch nur einen Heller aus der Staatskasse gestohlen. Nicht einmal einen halben. Suleyka, schau! Ist er rot gworden, oder kommt mir das nur so vor?«

Die Königin blickte von ihrer Handarbeit auf. »An ihrer Bescheidenheit werdet ihr ihre Rechtschaffenheit erkennen«, zitierte sie eine Stelle aus dem Guten Buch, obwohl sie sehen musste, dass auf dem Gesicht des Spions nicht einmal ein Anflug von Röte war.

»Gut«, sagte Esterad. »Zur Sache. Zeit, zu den Staatsgeschäften zu kommen. Er, Suleyka, hat das Meer befahren, von patriotischer Pflicht geleitet. Redanien, sein Heimatland, ist in Gefahr. Nach dem tragischen Tod von König Wisimir herrscht dort das Chaos. Über Redanien herrscht eine Bande aristokratischer Idioten, die sich Regentschaftsrat nennt. Diese Bande, liebe Suleyka, wird für Redanien nichts tun. Im Angesicht der Gefahr wird sie fliehen oder anfangen, nach Hundeart zu den perlenbesetzten Stiefeletten des Nilfgaarder Kaisers zu kriechen. Diese Bande verachtet Dijkstra, denn er ist ein Spion, Mörder, Parvenü und Rüpel. Aber es ist Dijkstra, der übers Meer gekommen ist, um Redanien zu retten. Womit er gezeigt hat, wem wirklich an Redanien liegt.«

Esterad Thyssen verstummte, schniefte, von der Rede ermüdet, rückte das karminrote, hermelinbesetzte Chapeau zurecht, das ihm ein wenig nach vorn gerutscht war.

»Also, Dijkstra«, fuhr er fort. »Was fehlt deinem Königreich? Abgesehen vom Geld, versteht sich?«

»Abgesehen vom Geld« – das Gesicht des Spions war wie von Stein – »sind alle gesund, danke.«

»Aha.« Der König nickte, das Chapeau rutschte wieder nach vorn und musste wieder zurechtgerückt werden.

»Aha. Verstehe.

Ich verstehe«, fuhr er fort. »Und pflichte der Idee bei. Wenn man Geld hat, kann man sich gegen jedes andere Ungemach die Heilmittel kaufen. Der Haken ist, dass man Geld haben muss. Ihr habt keins. Wenn ihr welches hättet, wärst du nicht hier. Habe ich das richtig verstanden?«

»Tadellos.«

»Und wie viel braucht ihr denn, wenn man fragen darf?«

»Nicht viel. Eine Million Byzanten.«

»Nicht viel?« Esterad Thyssen fasste sich vorsorglich mit beiden Händen ans Chapeau. »Das soll nicht viel sein? Oh-oh!«

»Für Euer königliche Majestät«, stotterte der Spion, »ist so eine Summe doch eine Kleinigkeit.«

»Eine Kleinigkeit?« Der König ließ das Chapeau los und hob die Hände zur Decke hin. »Oh-oh! Eine Million Byzanten ist eine Kleinigkeit, hörst du, Suleyka, was er sagt? Aber weißt du, Dijkstra, dass eine Million haben und eine Million nicht haben zusammen zwei Millionen sind? Ich weiß, ich verstehe ja, dass du und Philippa Eilhart mit allen Mitteln und fieberhaft nach einer Konzeption sucht, wie ihr euch gegen Nilfgaard verteidigen könnt, aber was wollt ihr denn: ganz Nilfgaard kaufen, oder was?«

Dijkstra antwortete nicht. Suleyka häkelte mit Hingabe. Esterad tat einen Moment lang so, als bewundere er die nackten Nymphen an der Zimmerdecke.

»Komm her.« Er stand plötzlich auf, nickte dem Spion zu.

Sie gingen zu einer riesigen Malerei, die König Gedovius darstellte, wie er auf einem Grauschimmel saß und mit dem Szepter dem Heer etwas zeigte, was nicht auf die Leinwand passte, sicherlich die richtige Richtung. Esterad kramte aus der Tasche einen winzigen vergoldeten Stab hervor, berührte damit den Rahmen des Bildes, sagte halblaut einen Spruch. Gedovius und der Grauschimmel verschwanden, es erschien eine plastische Karte der bekannten Welt. Der König berührte mit dem Stab einen silbernen Knopf in der Ecke der Karte und veränderte auf magische Weise den Maßstab, verengte den sichtbaren Teil der Welt auf das Tal der Jaruga und die Vier Königreiche.

»Blau ist Nilfgaard«, erklärte er. »Rot seid ihr. Was glotzt du? Schau hierher!«

Dijkstra wandte den Blick von den anderen Gemälden ab – größtenteils Aktbildern und Seefahrtsmotiven. Er fragte sich, welches davon die magische Tarnung für eine andere berühmte Karte Esterads war – diejenige, die den militärischen und kommerziellen Geheimdienst Kovirs darstellte, das ganze Netz bestochener Zuträger und erpresster Leute, von Spitzeln, operativen Kontakten, Diversanten, gedungenen Mördern, von »schlafenden« Agenten und aktiven Residenten. Er wusste, dass so eine Karte existierte, und versuchte seit langem erfolglos, Zugang zu ihr zu finden.

»Rot seid ihr«, wiederholte Esterad Thyssen. »Sieht übel aus, nicht wahr?«

Übel, gestand sich Dijkstra in Gedanken. Er hatte in letzter Zeit unablässig strategische Karten betrachtet, doch jetzt, auf der plastischen Karte Esterads, sah die Lage noch schlechter aus. Die kleinen blauen Quadrate ordneten sich in Form furchteinflößender Drachenkiefer an, bereit, jeden Augenblick zuzubeißen und mit den Zähnen die armen roten Quadrate zu zermalmen.

Esterad Thyssen schaute sich nach etwas um, was als Zeigestock dienen könnte, zog schließlich aus der nächststehenden leeren Ritterrüstung ein verziertes Rapier.

»Nilfgaard«, begann er seine Darlegungen, wobei er mit dem Rapier auf die jeweilige Stelle zeigte, »hat Lyrien und Aedirn angegriffen, als *Casus Belli* wurde ein Überfall auf das Grenzfort Glevitzingen angegeben. Ich werde nicht erörtern, wer wirklich Glevitzingen überfallen hat und in welcher Verkleidung. Für sinnlos halte ich auch Spekulationen, um wie viel Tage oder Stunden Emhyrs bewaffnete Aktion einer analogen Unternehmung von Aedirn und Temerien zuvorgekommen ist. Das überlasse ich den Historikern. Mich interessiert mehr die heutige Situation und was morgen daraus wird. Momentan steht Nilfgaard in Dol Angra und in Aedirn, gedeckt von einem Pufferstaat in Gestalt des Elfendominiums in Dol Blathanna, das an jenen Teil von Aedirn grenzt, den König Henselt von Kaedwen, bildlich gesprochen, Emhyr aus dem Rachen gerissen und selber gefressen hat.«

Dijkstra kommentierte das nicht.

»Die moralische Bewertung von König Henselts Aktion werde ich ebenfalls den Historikern überlassen«, fuhr Esterad fort. »Aber es genügt ein Blick auf die Karte, um zu sehen, dass Henselt mit der Annexion der Nördlichen Mark Emhyr den Weg ins Pontartal versperrt hat. Er hat Temerien die Flanke gesichert. Und auch euch, den Redaniern. Ihr müsst ihm danken.«

»Ich habe ihm gedankt«, murmelte Dijkstra. »Aber ohne Aufhebens. In Dreiberg ist König Demawend von Aedirn zu Gast. Und Demawend hat eine ziemlich präzise moralische Wertung für das Verhalten Henselts. Er pflegt sie in kurzen und kräftigen Worten auszudrücken.«

»Das kann ich mir denken.« Der König von Kovir nickte. »Lassen wir das momentan beiseite, schauen wir nach Süden, zum Flusse Jaruga. Beim Angriff in Dol Angra hat sich Emhyr gleichzeitig die Flanke gedeckt, indem er einen separatistischen Vertrag mit Foltest von Temerien abschloss. Doch sofort nach Abschluss der Kampfhandlungen in Aedirn hat der Kaiser den Vertrag ohne Umschweife gebrochen und Brügge und Sodden angegriffen. Mit seinem feigen Paktieren hat Foltest zwei Wochen Frieden gewonnen. Genauer: sechzehn Tage. Und heute haben wir den sechsundzwanzigsten September.«

»Jawohl.«

»Die Lage am sechsundzwanzigsten September also ist folgende: Brügge und Sodden sind erobert. Die Festungen Raswan und Mayena sind gefallen. Die Armee Temeriens ist in der Schlacht bei Maribor geschlagen worden, nach Norden abgedrängt. Maribor ist belagert. Heute Morgen hat es sich noch gehalten. Aber wir haben schon Abend, Dijkstra.«

»Maribor wird sich halten. Die Nilfgaarder haben es nicht einmal lückenlos einschließen können.«

»Das ist wahr. Sie sind zu weit vorgegangen, haben ihre Versorgungslinie über Gebühr gedehnt, die Flanken gefährlich entblößt. Vor dem Winter werden sie die Belagerung unterbrechen, sich näher an die Jaruga zurückziehen, die Front begradigen. Aber was wird im Frühling, Dijkstra? Was wird, wenn das Gras unter dem Schnee zum Vorschein kommt? Tritt näher. Schau auf die Karte.«

Dijkstra schaute.

»Schau auf die Karte«, wiederholte der König. »Ich will dir sagen, was Emhyr var Emreis im Frühjahr tun wird.«

»Im Frühjahr beginnt eine Offensive von noch nicht dagewesenen Ausmaßen«, teilte Carthia van Canten mit, während sie vor dem Spiegel ihre goldenen Locken zurechtstrich. »Ja, ich weiß, dass diese Information an sich nicht besonders sensationell ist, an jedem Dorfbrunnen vertreiben sich die Weiber die Zeit beim Waschen mit Gerede über die Frühjahrsoffensive.«

Assire var Anahid, die heute außerordentlich gereizt und ungeduldig war, konnte sich trotzdem die Frage verkneifen, warum sie dann mit derart unsensationellen Informationen behelligt werde. Sie kannte Cantarella. Wenn Cantarella etwas zur Sprache brachte, dann hatte sie Gründe dafür. Und sie schloss ihre Mitteilungen für gewöhnlich mit Schlussfolgerungen.

»Ich weiß aber ein bisschen mehr als die Allgemeinheit«, fuhr Cantarella fort. »Vattier hat mir alles erzählt, den ganzen Verlauf der Beratung beim Kaiser. Vorher hat er eine ganze Tasche voll Karten zu mir mitgebracht, als er eingeschlafen war, habe ich sie mir angesehen ... Soll ich weiterreden?«

»Aber ja doch.« Assire kniff die Augen zusammen. »Bitte, meine Liebe.«

»Der Hauptschlag ist natürlich gegen Temerien gerichtet. Das Grenzgebiet des Flusses Pontar, Linie Nowigrad – Wyzima – Ellander. Den Schlag führt die Heeresgruppe >Mitte< unter Führung von Menno Coehoorn. Die Flanke sichert die Heeresgruppe >Ost<, die von Aedirn aus ins Pontartal und nach Kaedwen vorstößt...«

»Nach Kaedwen?« Assire zog die Brauen hoch. »Das wäre dann also das Ende der brüchigen Freundschaft, die beim Teilen der Beute geschlossen wurde?«

»Kaedwen bedroht die rechte Flanke.« Carthia van Canten schürzte leicht die vollen Lippen. Ihr Puppengesichtchen stand in einem schrecklichen Gegensatz zu den Äußerungen strategischer Weisheit. »Der Schlag hat präventiven Charakter. Die dafür abgestellten Einheiten der Heeresgruppe >Ost< sollen die Armee König Henselts binden, damit er sich den Gedanken an eine eventuelle Hilfe für Temerien aus dem Kopfe schlägt. Im Westen«, fuhr die Blondine fort, »schlägt die besondere Operativgruppe >Verden< zu, sie hat die Aufgabe, Cidaris unter ihre Gewalt zu bringen und den Blockadering um Nowigrad, Gors Velen und Wyzima zu schließen. Der Generalstab rechnet nämlich mit der Notwendigkeit, diese drei Festungen zu belagern.«

»Du hast die Namen der Führer beider Gruppen nicht erwähnt.«

»Gruppe >Ost<: Ardal aep Dahy.« Cantarella lächelte leicht. »Gruppe >Verden<: Joachim de Wette.«

Assire zog die Brauen weit nach oben. »Merkwürdig«, sagte sie. »Zwei Fürsten, die über die Streichung ihrer Töchter aus den Heiratsplänen Emhyrs gekränkt sind. Unser Kaiser ist entweder sehr naiv oder sehr schlau.«

»Wenn Emhyr etwas von der Verschwörung der Fürsten weiß«, sagte Cantarella, »dann nicht von Vattier. Vattier hat ihm nichts gesagt.«

»Sprich weiter.«

»Die Offensive soll ein noch nicht dagewesenes Ausmaß haben; wenn man die Linienregimenter, Reserven, Hilfs- und rückwärtigen Dienste rechnet, werden über dreihunderttausend Menschen an der Operation teilnehmen. Und Elfen, versteht sich.«

»Das Datum des Beginns?«

»Steht noch nicht fest. Die Schlüsselfrage ist die Versorgung, Versorgung heißt Durchlässigkeit der Straßen, und niemand vermag vorherzusehen, wann der Winter endet.«

»Was hat Vattier noch erzählt?«

»Er hat sich beklagt, der Ärmste.« Cantarella ließ die Zähnchen blitzen. »Der Kaiser hat ihn wieder einmal zur Schnecke gemacht. Vor allen Leuten. Der Grund war wieder jenes geheimnisvolle Verschwinden von Stefan Skellen und seiner gesamten Abteilung. Emhyr hat Vattier öffentlich einen Tölpel genannt, den Chef eines Geheimdienstes, der, statt Leute spurlos verschwinden zu lassen, von ihrem Verschwinden überrascht ist. Er hat dafür irgendein bissiges Wortspiel erfunden, das Vattier aber nicht exakt wiederholen konnte. Dann fragte der Kaiser Vattier in scherzhaftem Ton, ob das nicht etwa bedeute, dass irgendeine andere Geheimorganisation entstanden sei, deren Existenz selbst vor ihm verborgen werde. Unser Kaiser ist scharfsinnig. Er trifft nahe ans Schwarze.«

»Nahe«, murmelte Assire. »Was noch, Carthia?«

»Der Agent, den Vattier in der Abteilung Skellens hatte, hieß Neratin Ceka. Vattier muss ihn hochgeschätzt haben, denn sein Verschwinden bedrückt ihn ungewöhnlich schwer.«

Ich, dachte Sheala de Tancarville, bin auch bedrückt vom Verschwinden Jediah Mekessers. Aber im Unterschied zu Vattier de Rideaux werde ich bald wissen, was geschehen ist.

»Und Rience? Vattier hat sich nicht mehr mit ihm getroffen?«

»Nein. Er hat ihn nicht erwähnt.«

Beide schwiegen einen Augenblick lang. Der Kater auf Assires Schoß maunzte laut. »Frau Assire.«

»Ja, Carthia?«

»Werde ich noch lange die Rolle der dummen Geliebten spielen müssen? Ich würde gern zum Studium zurückkehren, mich der wissenschaftlichen Arbeit widmen ...«

»Nicht mehr lange«, unterbrach sie Assire. »Aber noch ein bisschen. Halte durch, Kind.« Cantarella seufzte.

Sie beendeten das Gespräch und verabschiedeten sich. Assire var Anahid verscheuchte den Kater vom Sessel, las noch einmal den Brief von Fringilla Vigo durch, die sich in Toussaint aufhielt. Sie wurde nachdenklich, denn der Brief war beunruhigend. Zwischen den Zeilen stand ein Inhalt, den Assire spürte, aber nicht verstand. Es war schon nach Mitternacht, als Assire var Anahid, die Nilfgaarder Zauberin, das Megaskop in Betrieb nahm und eine Verbindung zum Schloss Montecalvo in Redanien herstellte.

Philippa Eilhart trug ein winziges Nachthemdchen mit dünnen Trägern, und auf der Wange und im Dekollete hatte sie Spuren geschminkter Lippen. Assire unterdrückte mit äußerster Willensanspannung eine Grimasse der Abscheu. Niemals, absolut niemals werde ich das verstehen. Und ich will es nicht verstehen.

»Können wir offen reden?«

Philippa machte mit der Hand eine ausholende Geste und umgab sich mit einer magischen Diskretionssphäre.

»Jetzt ja.«

»Ich habe Informationen«, begann Assire trocken. »An sich sind sie nicht sensationell, darüber reden sogar die Weiber an den Brunnen. Dennoch ...«

»Ganz Redanien«, sagte Esterad Thyssen, während er auf seine Karte blickte, »kann momentan fünfunddreißigtausend reguläre Soldaten ins Feld führen, darunter viertausend bei der schweren Panzerreiterei. Rund gerechnet, versteht sich.«

Dijkstra nickte. Die Rechnung war absolut exakt.

»Demawend und Meve hatten eine ähnliche Armee. Emhyr hat sie in sechsundzwanzig Tagen zerschlagen. Dasselbe wird mit den Truppen von Redanien und Temerien geschehen, wenn ihr euch nicht Verstärkung beschafft. Ich unterstütze eure Idee, Dijkstra, deine und Philippa Eilharts. Ihr braucht Truppen. Ihr braucht eine schlagkräftige, gut geschulte und gut ausgerüstete Reiterei. Ihr braucht so eine Reiterei für ungefähr eine Million Byzanten.«

Der Spion bestätigte mit einem Nicken, dass auch gegen diese Rechnung nichts einzuwenden war.

»Wie dir jedoch zweifellos bekannt ist«, fuhr der König trocken fort, »war Kovir immer neutral, ist es und bleibt es. Mit dem Kaiserreich Nilfgaard verbindet uns ein Abkommen, das noch zu Zeiten meines Großvaters, Esteril Thyssens, und Kaiser Fergus var Emreis' unterzeichnet worden ist. Der Wortlaut dieses Abkommens erlaubt es Kovir nicht, Feinden Nilfgaards militärische Unterstützung zu gewähren. Auch keine Finanzhilfe für militärische Zwecke.«

Dijkstra räusperte sich. »Wenn Emhyr var Emreis Temerien und Redanien erledigt hat, dann wird er nach Norden blicken. Emhyr wird nicht genug haben. Es kann sich erweisen, dass euer Abkommen plötzlich keinen Pappenstiel mehr wert ist. Eben erst war von Foltest von Temerien die Rede, dem es durch einen Vertrag mit Nilfgaard gerade mal gelungen ist, sich sechzehn Tage Frieden zu erkaufen.«

»Oh, mein Lieber«, wehrte Esterad ab. »So darf man nicht argumentieren. Mit Abkommen ist es wie mit der Ehe: Man schließt sie nicht mit dem Gedanken an Verrat, und wenn man sie geschlossen hat, argwöhnt man keinen. Und wem das nicht passt, der braucht nicht zu heiraten. Denn man kann keine Hörner aufgesetzt bekommen, wenn man nicht verheiratet ist; aber du wirst zugeben, dass die Furcht vor Hörnern eine erbärmliche und ziemlich lächerliche Rechtfertigung für einen erzwungenen Zölibat ist. Doch Hörner sind in der Ehe kein Thema für Erörterungen, >was wäre, wenn<. Solange man keine Hörner hat, wird diese Frage nicht gestellt, und hat man sie erst einmal, gibt es nichts mehr zu reden. Und da wir schon einmal bei Hörnern sind, wie geht es dem Gemahl der schönen Marie, dem Marquis de Mercey, dem redanischen Schatzminister?«

»Euer Majestät« – Dijkstra verbeugte sich steif – »haben beneidenswert gute Informanten.«

»Gewiss, die habe ich«, gab der König zu. »Du würdest dich wundern, wie viele und wie tüchtige. Aber auch du brauchst dich deiner Leute nicht zu schämen. Derer, die du an meinen Höfen hast, hier und in Pont Vanis. Oh, mein Wort darauf, jeder von ihnen verdient höchste Anerkennung.«

Dijkstra zuckte mit keiner Wimper.

»Emhyr var Emreis«, fuhr Esterad fort, den Blick auf die Nymphen an der Decke gerichtet, »hat auch ein paar gute und gut platzierte Agenten. Darum wiederhole ich: Die Staatsräson Kovirs sind Neutralität und der Grundsatz *pacta sunt servanda.* Kovir bricht geschlossene Vereinbarungen nicht. Nicht einmal, um einer Verletzung durch die andere Seite zuvorzukommen.«

»Ich wage anzumerken«, sagte Dijkstra, »dass Redanien Kovir nicht zum Vertragsbruch auffordert. Redanien ersucht keineswegs um ein Bündnis oder um Militärhilfe Kovirs gegen Nilf gaard. Redanien will... eine kleine Summe leihen, die wir zurückzahlen werden ...«

»Ich sehe schon«, unterbrach ihn der König, »wie ihr sie zurückzahlt. Aber das sind akademische Betrachtungen, denn ich werde euch keinen roten Heller leihen. Und komm mir nicht mit heuchlerischer Kasuistik, denn die passt zu dir wie zum Wolf das Lätzchen. Hast du irgendwelche anderen ernsthaften, klugen und treffenden Argumente?«

»Nein.«

»Du hast Glück«, sagte nach kurzem Schweigen Esterad Thyssen, »dass du Spion geworden bist. Im Handel hättest du es zu nichts gebracht.«

Seit die Welt besteht, hatten alle königlichen Paare getrennte Schlafzimmer. Die Könige besuchten – mit sehr unterschiedlicher Häufigkeit – die Schlafzimmer der Königinnen; es kam vor, dass die Königinnen den Schlafzimmern der Könige unerwartete Besuche abstatteten. Danach begaben sich die Ehepartner in ihre eigenen Zimmer und Betten.

Das Königspaar von Kovir bildete auch in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Esterad Thyssen und Suleyka schliefen immer zusammen – im selben Zimmer, im selben riesigen Bett mit einem riesigen Baldachin.

Vor dem Einschlafen pflegte Suleyka – nachdem sie die Brille aufgesetzt hatte, mit der sie sich ihren Untertanen zu zeigen schämte – in ihrem Guten Buch zu lesen. Esterad Thyssen pflegte zu reden.

In dieser Nacht war es auch nicht anders. Esterad hatte die Schlafmütze aufgesetzt und das Szepter in die Hand genommen. Er liebte es, das Szepter zu halten und damit zu spielen, doch offiziell tat er das nicht, denn er fürchtete, die Untertanen würden ihn für gespreizt halten.

»Weißt du, Suleyka«, sagte er, »ich habe in letzter Zeit ganz wunderliche Träume. Mir ist im Traum schon mehrmals hintereinander diese Hexe erschienen, meine Mutter. Sie steht vor mir und wiederholt: >Ich habe eine Frau für Tankred, ich habe eine Frau für Tankred.< Und sie zeigt mir ein sympathisches, aber sehr junges Mädchen. Und weißt du, wer dieses Mädchen ist? Es ist Ciri, die Enkelin Calanthes. Erinnerst du dich an Calanthe, Suleyka?«

»Ja, mein Mann.«

»Ciri«, redete Esterad weiter, während er mit dem Szepter spielte, »ist diejenige, die angeblich Emhyr var Emreis heiraten will. Eine seltsame Verbindung, überraschend ... Wie also, zum Teufel, sollte das eine Frau für Tankred sein?«

»Für Tankred« – Suleykas Stimme veränderte sich ein wenig, wie immer, wenn sie vom Sohn sprach – »wäre eine Frau das Richtige. Vielleicht würde er sich mäßigen ...«

»Kann sein.« Esterad seufzte. »Ich glaube es kaum, aber es kann sein. Eine Ehe wäre jedenfalls eine Chance. Hmmm ... Diese Ciri ... Ha! Kovir und Cintra. Die Jarugamündung! Nicht übel klingt das, nicht übel. Eine hübsche Verbindung wäre das ... Eine hübsche Verschwägerung ... Ja, aber wenn sich Emhyr diese Kleine ausgeguckt hat ... Nur, warum erscheint sie mir eigentlich im Traum? Und warum, zum Teufel, träume ich überhaupt irgendwelchen Unsinn? Zum Äquinoktium, weißt du noch, als ich dich geweckt habe ... Brr, was war das für ein Albtraum, ich bin froh, dass ich mich nicht an die Einzelheiten erinnern kann ... Hmmm ... Vielleicht sollte man irgendeinen Astrologen kommen lassen? Eine Wahrsagerin? Ein Medium?«

»Frau Sheala de Tancarville ist in Lan Exeter.«

»Nein.« Der König runzelte die Stirn. »Diese Zauberin will ich nicht. Zu klug. Mir wächst hier eine zweite Philippa Eilhart heran! Diesen klugen Weibern schmeckt die Macht zu sehr, man darf sie nicht mit Gnadenerweisen und Vertraulichkeiten übermütig machen.«

»Wie üblich hast du recht, mein Mann.«

»Hmff ... Aber diese Träume ...«

»Das Gute Buch« – Suleyka blätterte ein paar Seiten um –»sagt, wenn ein Mensch einschläft, öffnen ihm die Götter die Ohren und sprechen zu ihm. Der Prophet Majoran aber lehrt, dass man, wenn man träumt, entweder eine große Weisheit oder eine große Dummheit sieht. Die Kunst ist es, den Unterschied zu erkennen.«

»Eine Ehe Tankreds mit der Verlobten von Emhyr dürfte keine große Weisheit sein«, seufzte Esterad. »Wenn aber schon von Weisheit die Rede ist, dann wäre ich sehr froh, wenn sie mir im Schlaf zuflösse. Es geht um die Angelegenheit, in der Dijkstra hierher gekommen ist. Eine sehr schwierige Angelegenheit. Denn siehst du, allerliebste Suleyka, man kann sich vernünftigerweise nicht freuen, wenn Nilfgaard mit Macht nach Norden drängt und drauf und dran ist, Nowigrad einzunehmen, denn in Nowigrad sieht alles, darunter auch unsere Neutralität, anders aus als im fernen Süden. Es wäre also gut, wenn Redanien und Temerien den Vorstoß Nilfgaards aufhalten, wenn sie den Angreifer zurück über die Jaruga treiben würden. Aber ist es gut, wenn sie das für unser Geld tun? Hörst du mir zu, allerliebste Frau?«

»Ich höre zu, Mann.«

»Und was sagst du dazu?«

»Alle Weisheit ist im Guten Buch enthalten.«

»Und was sagt dein Gutes Buch, was man tun soll, wenn so ein Dijkstra kommt und eine Million von einem verlangt?«

»Das Buch« – Suleyka blinzelte über die Brille hinweg –»sagt nichts vom schnöden Mammon. Aber in einem Vers steht: Geben ist seliger denn Nehmen, und edel ist es, einem Armen ein Almosen zu geben. Es steht geschrieben: Gib alles fort, und das wird deine Seele edel machen.«

»Und den Beutel und die Kaidaunen macht es leer«, murmelte Esterad Thyssen. »Suleyka, enthält das Buch außer den Versen über edles Almosengeben irgendwelche Weisheiten in Bezug auf Geschäfte? Was sagt das Buch zum Beispiel über äquivalenten Austausch?«

Die Königin rückte ihre Brille zurecht und machte sich daran, rasch durch die Inkunabel zu blättern. »Wie Hans zu den Göttern, so die Götter zu Hans«, las sie vor.

Esterad schwieg eine ganze Weile.

»Vielleicht«, sagte er schließlich gedehnt, »noch etwas?« Suleyka wandte sich wieder dem Blättern zu. »Ich habe etwas gefunden«, verkündete sie plötzlich, »bei der Weisheit des Propheten Majoran. Soll ich es vorlesen?«

»Ich bitte darum.«

»So spricht der Prophet Majoran: Wahrlich, du sollst den Armen mit einer Gabe unterstützen. Doch statt dem Armen eine ganze Melone zu geben, gib ihm eine halbe, damit sich nicht vor Glück der Geist des Armen verwirre.«

»Eine halbe Melone.« Esterad Thyssen winkte ab. »Also eine halbe Million Byzanten? Aber weißt du, Suleyka, dass eine halbe Million haben und eine halbe Million nicht haben zusammen eine ganze Million macht?«

»Du hast mich nicht ausreden lassen.« Suleyka bedachte ihren Mann mit einem trockenen Blick über die Brille hinweg. »Weiter sagt der Prophet: Noch besser ist es, dem Armen eine Viertelmelone zu geben. Am besten jedoch ist es, dafür zu sorgen, dass jemand anders dem Armen eine Melone gibt. Denn wahrlich sage ich euch, es findet sich immer einer, der eine Melone hat und willens ist, einen Armen damit zu beschenken, wenn nicht aus

Edelmut, so aus Berechnung oder um sich einen Namen zu machen.«

»Ha!« Der König von Kovir schlug mit dem Szepter auf den Nachttisch. »Wahrlich, der Prophet Majoran war ein Prophet mit Köpfchen! Statt zu geben, dafür sorgen, dass jemand anders gibt? Das gefällt mir, das sind wirklich Worte, süß wie Honigseim! Verfolge weiter die Weisheiten dieses Propheten, meine geliebte Suleyka. Ich bin mir sicher, dass du unter ihnen noch etwas finden wirst, das es mir erlaubt, das Problem Redaniens und der Armee zu lösen, die Redanien mit meinem Geld aufstellen will.«

Suleyka blätterte sehr lange in dem Buch, ehe sie endlich zu lesen begann: »Einmal sprach zu dem Propheten Majoran sein Schüler: >Lehre mich, Meister, was soll ich tun? Es verlangt meinen Nächsten nach meinem Lieblingshund. Wenn ich meinen Liebling fortgebe, wird mir das Herz vor Trauer brechen. Wenn ich ihn aber nicht gebe, werde ich unglücklich sein, denn mit meiner Ablehnung kränke ich meinen Näch sten. Was soll ich tun?< >Hast du<, fragte der Prophet, >etwas, das du weniger liebst als deinen Lieblingshund?< >Ich habe, Meister<, antwortete der Schüler, >einen räudigen Kater, einen verflixten Tunichtgut. Den liebe ich überhaupt nicht.< Und es sprach der Prophet Majoran: >Nimm diesen räudigen Kater, den verflixten Tunichtgut, und schenke ihn deinem Nächsten. Denn dann wirst du doppeltes Glück erfahren. Den Kater wirst du los, deinen Nächsten aber erfreust du. Denn meistens ist es so, dass der Nächste nicht das Geschenk begehrt, sondern beschenkt zu werden.<«

Esterad schwieg eine Zeitlang, die Stirn gerunzelt.

»Suleyka?«, fragte er schließlich. »War das wirklich dieser selbe Prophet?«

»Nimm diesen räudigen Kater ...«

»Ich habe es schon gehört!«, schrie der König, besänftigte sich aber sogleich. »Verzeih, Allerliebste. Es ist nur, dass ich nicht so recht verstehe, welcher Zusammenhang zwischen Katern und ...«

Er verstummte. Und verfiel in tiefes Nachdenken.

Fünfundachtzig Jahre später, als sich die Situation so weit verändert hatte, dass man über bestimmte Dinge und Personen schon unbesorgt reden konnte, sprach Guiscard Vermuellen, Herzog von Creyden, ein Enkel von Esterad Thyssen, der Sohn seiner ältesten Tochter, Gaudemunde. Herzog Guiscard war schon ein hochbetagter Greis, doch an die Ereignisse, deren Zeuge er gewesen war, erinnerte er sich gut. Es war Herzog Guiscard, der offenbarte, woher die Million Byzanten kam, mit der Redanien die Reiterarmee im Krieg gegen Nilfgaard aus- gerüstet hatte. Jene Million war nicht, wie man meinte, aus dem Schatz von Kovir gekommen, sondern aus dem Schatz des Hierarchen von Nowigrad. Esterad Thyssen, verriet Guiscard, erhielt das Nowigrader Geld für Anteile an entstehenden Gesellschaften für Überseehandel. Paradox war, dass diese Gesellschaften unter aktiver Beteiligung Nilfgaarder Kaufleute gebildet wurden. Aus der Enthüllung des hochbetagten Herzogs folgte demnach, dass Nilfgaard – in gewissem Maße – die Aufstellung der redanischen Armee selbst bezahlt hatte.

»Der Großvater«, erinnerte sich Guiscard Vermuellen, »sagte etwas von Melonen, und er lächelte dabei schelmisch. Er sagte, dass sich immer jemand findet, der einen Armen beschenken will, und sei es aus Berechnung. Er sagte auch, dass, nachdem Nilfgaard selbst zur Stärkung der Macht und Kampfbereitschaft der redanischen Armee beiträgt, es daraus anderen keine Vorwürfe machen kann.

Dann aber«, fuhr der Greis fort, »ließ der Großvater meinen Vater kommen, der damals Chef des Aufklärungsdienstes war, und den Innenminister. Als sie erfuhren, welche Befehle sie auszuführen hatten, waren sie perplex. Es ging nämlich darum, aus den Gefängnissen, Internierungslagern und Verbannungsorten über dreitausend Menschen freizulassen. Für über hundert sollte der Hausarrest aufgehoben werden.

Nein, es handelte sich nicht nur um Banditen, gewöhnliche Kriminelle und gedungene Häscher. Die Begnadigungen betrafen vor allem Dissidenten. Unter den Begnadigten waren Mitstreiter des gestürzten Königs Rhyda und Leute des Usurpators Idi, ihre verbissenen Partisanen. Und nicht nur solche, die den Mund zu weit aufgerissen hatten: Die meisten saßen für Sabotage, Attentate, bewaffneten Aufruhr. Der Innenminister war entsetzt, Vater stark beunruhigt.

Der Großvater aber«, erzählte der Herzog, »lachte, als sei das ein erstklassiger Witz. Und dann sagte er, ich erinnere mich an jedes Wort: >Es ist sehr schade, meine Herren, dass ihr nicht vor dem Einschlafen im Guten Buch lest. Wenn ihr das tätet, würdet ihr die Idee eures Monarchen verstehen. So aber werdet ihr die Befehle ausführen, ohne sie zu verstehen. Und macht euch keine unnötigen Gedanken, euer Monarch weiß, was er tut. Und jetzt geht und lasst alle meine räudigen Kater frei, die verflixten Tunichtgute.<

Genau so hat er es gesagt: räudige Kater, Tunichtgute. Aber es handelte sich, was damals noch niemand wissen konnte, um die späteren Helden, mit Preis und Ruhm bedeckte Heerführer. Großvaters >Kater< waren die später berühmten Condottieri: Adam >Adieu< Pangratt, Lorenzo Molla, Juan >Frontino< Guttierez ... Und Julia Abatemarco, die in Redanien als >Süße Range< von sich reden machte ... Aber für den Großvater waren das räudige Kater, oho.

Später dann«, nuschelte Guiscard Vermuellen, »nahm mich der Großvater einmal bei der Hand und mit auf die Terrasse hinaus, wo Oma Suleyka die Möwen fütterte. Der Großvater sagte zu ihr ... Er sagte ...«

Langsam und mit gewaltiger Mühe versuchte sich der Greis an die Worte zu erinnern, die damals, vor fünfundachtzig Jahren, König Esterad Thyssen zu seiner Frau, der Königin Suleyka, auf der überm Großen Kanal emporragenden Terrasse des Palasts Ensenada gesagt hatte.

»>Weißt du, meine über alles geliebte Frau, dass ich noch eine Weisheit unter den Weisheiten des Propheten Majoran entdeckt habe? Eine, die mir noch einen Vorteil davon verschafft, dass ich Redanien meine räudigen Kater schenke? Kater, meine Suleyka, kehren nach Hause zurück. Kater kehren immer nach Hause zurück. Na, und wenn meine Kater zurückkehren, wenn sie Sold, Beute, Reichtümer mitbringen ... Dann werde ich von diesen Katern Steuern kassieren!<«

Als König Esterad Thyssen zum letzten Mal mit Dijkstra sprach, geschah es unter vier Augen, sogar ohne Suleyka. Auf dem Fußboden des gigantischen Saales spielte allerdings ein ungefähr zehnjähriger Junge, aber der zählte ja nicht; außerdem war er so mit seinen Zinnsoldaten beschäftigt, dass er die beiden Männer überhaupt nicht beachtete.

»Das ist Guiscard«, erklärte Esterad und wies mit einer Kopf bewegung auf den Jungen. »Mein Enkel, der Sohn meiner Gaudemunde und dieses Nichtsnutzes, des Fürsten Vermuellen. Aber dieser Kleine, Guiscard, ist die einzige Hoffnung Kovirs, falls sich erweist, dass Tankred Thyssen ... Falls Tankred etwas zustoßen sollte ...« Dijkstra kannte das Problem Kovirs. Und das persönliche Problem Esterads. Er wusste, dass Tankred schon etwas zugestoßen war. Falls der junge Mann überhaupt das Zeug zum König hatte, dann nur zu einem sehr schlechten.

»Deine Angelegenheit«, sagte Esterad, »ist im Prinzip schon geregelt. Du kannst schon anfangen, darüber nachzudenken, wie die Million Byzanten, die in Kürze im Schatz von Dreiberg eintreffen wird, am wirksamsten zu verwenden ist.«

Er bückte sich und hob heimlich einen von den bunt bemalten Zinnsoldaten Guiscards auf, einen Kavalleristen mit erhobenem Pallasch.

»Nimm das und heb es gut auf. Wer dir den zweiten solchen Krieger zeigt, genau so einen wie diesen hier, wird mein Abgesandter sein, obwohl es nicht so aussehen, sondern ganz unglaublich sein wird, dass er mein Mann ist und die Angelegenheit mit unserer Million kennt. Jeder andere wird ein Provokateur sein, und du sollst ihn wie einen Provokateur behandeln.«

»Redanien« – Dijkstra verneigte sich – »wird das Eurer Königlichen Majestät niemals vergessen. Ich aber möchte in meinem eigenen Namen meine persönliche Dankbarkeit versichern.«

»Versichre nichts, sondern gib die tausend her, mit deren Hilfe du die Gewogenheit meines Ministers zu kaufen gedachtest. Ist die Gewogenheit eines Königs etwa kein Schmiergeld wert?«

»Euer Königliche Majestät lassen sich herab ...«

»Ich lasse, ich lasse. Gib das Geld her, Dijkstra. Tausend haben und tausend nicht haben ...«

»... macht zusammen zweitausend. Ich weiß.«

In einem entlegenen Flügel der Ensenada, in einem Zimmer von weitaus geringeren Ausmaßen, hörte sich die Zauberin Sheala de Tancarville konzentriert und ernst den Bericht von Königin Suleyka an.

»Hervorragend.« Sie nickte. »Hervorragend, Euer Königliche Hoheit.«

»Ich habe alles so gemacht, wie du es verlangt hast, Frau Sheala.«

»Dafür danke ich. Und ich versichere nochmals – wir haben in einer gerechten Sache gehandelt. Zum Wohle des Landes. Und der Dynastie.«

Königin Suleyka räusperte sich, ihre Stimme veränderte sich leicht. »Und ... und Tankred, Frau Sheala?«

»Ich habe mein Wort gegeben«, sagte Sheala de Tancarville kalt. »Ich habe mein Wort gegeben, dass ich die erwiesene Hilfe erwidern werde. Eure Königliche Hoheit können ruhig schlafen.«

»Das würde ich nur zu gern«, seufzte Suleyka. »Zu gern. Wenn wir schon beim Schlafen sind ... Der König fängt an, Verdacht zu schöpfen. Diese Träume wundern ihn, und wenn ihn etwas wundert, wird der König misstrauisch.«

»Also werde ich eine Zeitlang aufhören, dem König Träume zu schicken«, versprach die Zauberin. »Was aber den Schlaf der Königin angeht, so wiederhole ich, dass er ruhig sein kann. Prinz Tankred wird sich aus der schlechten Gesellschaft lösen. Er wird nicht mehr zum Schloss von Baron Surcratasse kommen. Wie auch nicht zu Frau de Lisemore. Und zur Frau des redanischen Botschafters.«

»Er wird diese Personen nicht mehr besuchen? Nie?«

»Die Personen, von denen die Rede ist« – in den dunklen Augen Sheala de Tancarvilles erschien ein seltsames Funkeln –, »werden es nicht mehr wagen, Prinz Tankred einzuladen und irrezuleiten. Sie werden das nie mehr wagen. Denn sie werden sich der Konsequenzen bewusst sein. Ich verbürge mich dafür. Ich verbürge mich auch dafür, dass Prinz Tankred seinen Unterricht wieder aufnehmen und fleißig lernen wird, dass er ein ernsthafter und beständiger junger Mann sein wird. Er wird auch aufhören, hinter den Röcken her zu sein. Er wird den Eifer verlieren ... bis zu dem Augenblick, da wir ihm Cirilla vorstellen, die Prinzessin von Cintra.«

»Ach, wenn ich das doch nur glauben könnte.« Suleyka rang die Hände, schaute empor. »Wenn ich es nur glauben könnte!«

Sheala de Tancarville lächelte, für sie selbst unerwartet. »An die Macht der Magie ist mitunter schwer zu glauben, Eure Königliche Hoheit. Und so soll es übrigens auch sein.«

Philippa Eilhart rückte den spinnwebdünnen Träger des durchsichtigen Nachthemds zurecht, wischte die Reste einer Spur von Schminke vom Dekollete weg. So eine kluge Frau, dachte mit leichtem Widerwillen Sheala de Tancarville, und kann die Hormone nicht zügeln. »Können wir sprechen?«

Philippa umgab sich mit einer Diskretionssphäre. »Jetzt ja.«

»In Kovir ist alles erledigt. Positiv.«

»Danke. Dijkstra ist schon abgereist?«

»Noch nicht.«

»Warum säumt er?«

»Er führt lange Gespräche mit Esterad Thyssen.« Sheala de Tancarville verzog den Mund. »Sie haben ein sonderbares Gefallen aneinander gefunden, der König und der Spion.«

»Kennst du die Witze über unser Wetter, Dijkstra? Dass es in Kovir nur zwei Jahreszeiten gibt...«

»Den Winter und den August. Kenne ich.«

»Und weißt du, wie man erkennt, dass es in Kovir Sommer geworden ist?«

»Nein.«

»Der Regen wird ein bisschen wärmer.«

»Ha, ha.«

»Scherz beiseite«, sagte Esterad Thyssen ernst, »aber diese immer früheren und immer längeren Winter beunruhigen mich ein wenig. Das ist prophezeit worden. Du hast, wie ich annehme, die Weissagung von Itlina gelesen? Dort ist davon die Rede, dass Dutzende von Jahren ununterbrochenen Winters kommen. Manche behaupten, das sei irgendeine Allegorie, aber ich habe gewisse Befürchtungen. In Kovir hatten wir einmal vier Jahre Kälte, Regen und Missernten. Ohne die umfangreiche Einfuhr von Lebensmitteln aus Nilfgaard hätten die Menschen begonnen massenhaft zu verhungern. Kannst du dir das vorstellen?«

»Offen gesagt, nein.«

»Ich schon. Wenn das Klima kälter wird, können wir alle Hunger leiden. Hunger ist ein Feind, mit dem sich verdammt schwer kämpfen lässt.«

Der Spion nickte nachdenklich.

»Dijkstra?«

»Euer Königliche Majestät?«

»Im Inneren des Landes hast du schon Ruhe?«

»Nicht besonders. Aber ich gebe mir Mühe.«

»Ich weiß, davon hört man viel. Von denen, die auf Thanedd Verrat geübt haben, ist nur Vilgefortz am Leben geblieben.«

»Nach Yennefers Tod, ja. Weißt du, König, dass Yennefer den Tod gefunden hat? Sie ist am letzten Tag des Augusts umgekommen, unter rätselhaften Umständen, über dem berühmten Sedna-Tief, zwischen den Skellige- Inseln und dem Kap Peixe de Mar.«

»Yennefer von Vengerberg«, sagte Esterad langsam, »war keine Verräterin. Sie war keine Komplizin von Vilgefortz. Wenn du willst, liefere ich dir dafür Beweise.«

»Ich will nicht«, entgegnete nach kurzem Schweigen Dijkstra. »Vielleicht später einmal, aber nicht jetzt. Jetzt kommt sie mir als Verräterin mehr gelegen.«

»Ich verstehe. Vertraue den Zauberern nicht, Dijkstra. Insbesondere Philippa.«

»Ich habe ihr nie vertraut. Aber wir müssen zusammenarbeiten. Ohne uns versinkt Redanien im Chaos und geht zugrunde.«

»Das ist wahr. Aber wenn ich dir einen Rat geben kann, halte dich ein wenig zurück. Du weißt, wovon ich spreche. Schafotte und Folterkammern im ganzen Land, die Grausamkeiten, die an Elfen begangen werden ... Und dieses schreckliche Fort, Drakenburg. Ich weiß, dass du es aus Patriotismus tust. Aber du schaffst dir eine böse Legende. Du bist darin ein Werwolf, der unschuldiges Blut säuft.«

»Jemand muss es tun.«

»Und jemand muss es ausbaden. Ich weiß, dass du dich bemühst, gerecht zu sein, aber du bist ja nicht gegen Irrtümer gefeit. Man kann auch nicht sauber bleiben, wenn man im Blute watet. Ich weiß, dass du niemals jemandem aus Eigennutz geschadet hast, doch wer wird das glauben? Wer wird es glauben wollen? Am Tag, da das Los sich wendet, wird man dir vorwerfen, Unschuldige ermordet und daraus Nutzen gezogen zu haben. Und die Lüge klebt an einem Menschen wie Pech.«

»Ich weiß.«

»Man wird dir keine Chance zur Verteidigung geben. Solchen wie dir gibt man nie eine Chance. Sie werden dich mit Pech beschmieren ... Danach. Wenn es geschehen ist. Sieh dich vor, Dijkstra.«

»Ich sehe mich vor. Sie kriegen mich nicht.«

»Sie haben deinen König gekriegt, Wisimir. Ich habe gehört, ein Stilett in die Seite, die ganze Klinge ...«

»Ein König ist leichter zu treffen als ein Spion. Mich kriegen sie nicht. Niemals kriegen sie mich.«

»Sollen sie auch nicht. Und weißt du, warum, Dijkstra? Weil auf dieser Welt doch, verdammich, irgendeine Gerechtigkeit sein muss.«

Es kam der Tag, da sie sich an dieses Gespräch erinnerten. Beide. Der König und der Spion. Dijkstra erinnerte sich an die Worte des Königs in Dreiberg, als er die Schritte der Mörder hörte, die von allen Seiten kamen, durch alle Korridore des Schlosses. Esterad erinnerte sich an die Worte Dijkstras auf der repräsentativen Marmortreppe, die von der Ensenada zum Großen Kanal führte.

»Er hätte kämpfen können.« Die verschleierten, blicklosen Augen Guiscard Vermuellens schauten in den Abgrund der Erinnerungen. »Die Attentäter waren nur zu dritt, der Großvater war ein kräftiger Mann. Er hätte kämpfen können, sich so lange verteidigen, bis die Wache heran war. Er hätte einfach fliehen können. Aber dort war Großmutter Suleyka. Der Großvater deckte und schützte Suleyka, nur Suleyka, um sich selbst kümmerte er sich nicht. Als endlich Hilfe kam, hatte Suleyka nicht einmal einen Kratzer. Esterad hatte über zwanzig Stiche erhalten. Er starb nach drei Stunden, ohne noch einmal zu Bewusstsein gekommen zu sein.«

»Hast du einmal das Gute Buch gelesen, Dijkstra?«

»Nein, Euer Königliche Majestät. Aber ich weiß, was darin steht.«

»Ich, stell dir vor, habe es gestern aufs Geratewohl aufgeschlagen. Und ich bin auf folgenden Satz gestoßen: Auf dem Weg zur Ewigkeit wird ein jeder über seine eigene Treppe gehen und seine eigene Bürde tragen. Was denkst du darüber?«

»Es wird Zeit für mich, König Esterad. Zeit, meine eigene Bürde zu tragen.«

»Bleib gesund, Spion.«

»Bleib gesund, König.«

9

*Von der alten und berühmten Feste Assengard gingen wir an die sechzehn Wegstunden nach Süden in die Landschaft, die Hundertseen genannt wird. Wenn man von oben auf jene Gegend schaut, erblickt man zahlreiche Seen, die in geradezu kunstvoller Anordnung allerlei Muster bilden. Unter diesen Mustern hieß uns unser Führer, der Elf Avallac'h, eines suchen, das einem Trifolium-Blatte ähnelt. Und in der Tat fanden wir ein solches. Wobei sich erwies, daß der Seen nicht drei sind, sondern vier, denn einer, von länglicher Gestalt, der sich von Süden nach Norden erstreckt, ist gleichsam der Stiel des Blattes. Jener See nun, Tarn Mira genannt, ist von einem schwarzen Walde umgeben, und an seinem nördlichen Rande sollte sich jene geheimnisvolle Bastei erheben, die Schwalbenturm genannt wird, in der Elfensprache jedoch: Tor Zireael.*

*Zuvördest sahen wir jedoch nichts als Nebel. Schon schickte ich mich an, den Elf Avallac'h nach jenem Turme zu fragen, als selbiger uns mit einer Geste Schweigen gebot, selbst aber diese Worte sprach: »Warten und hoffen. Die Hoffnung kehrt zurück mit dem Licht und der guten Weissagung. Habt acht auf die grenzenlosen Wasser, dort werdet ihr die Boten der guten Kunde erblicken.«*

Buyvid Backhuysen, *Streifzüge auf Wegen und zu Orten der Magie*

*Dieses Buch ist von Anfang bis Ende Humbug. Die Ruinen am See Tarn Mira sind vielfach untersucht worden. Sie sind nicht magisch, entgegen den Erklärungen B. Backhuysens können sie daher nicht die Überbleibsel des legendären Schwalbenturms sein.*

*Ars Magica,* Ed. XIV

»Sie kommen! Sie kommen!«

Yennefer hielt mit beiden Händen die vom feuchten Wind zerzausten Haare fest, sie trat an die Balustrade der Treppe, ging den zum Strand laufenden Frauen aus dem Weg. Die vom Westwind getriebene Brandung brach sich donnernd am Ufer, aus den Klüften zwischen den Felsen schossen immer wieder weiße Schaumfontänen empor.

»Sie kommen! Sie kommen!«

Von den oberen Terrassen der Zitadelle Kaer Trolde, der Hauptfestung von Ard Skellig, war fast der ganze Archipel zu sehen. Geradeaus, hinter der Meerenge, lag An Skellig, auf der südlichen Seite niedrig und flach, auf der nicht sichtbaren nördlichen steil und von Fjorden durchzogen. Links, weit entfernt, teilte mit den scharfen Hauern der Klippen das hohe und grüne Spikeroog die Wogen, dessen Berggipfel in den Wolken verschwanden. Zur Rechten sah man die steilen Kliffs der Insel Undvik, auf denen es von Möwen, Sturmvögeln, Kormoranen und Tölpeln wimmelte. Hinter Undvik lugte der bewaldete Kegel von Hindarsfjall hervor, der kleinsten Insel des Archipels. Wäre man indes bis zur Spitze eines der Türme von Kaer Trolde hinaufgestiegen und hätte in südliche Richtung geschaut, so hätte man die einsame, von den anderen abgeschiedene Insel Faroe erblickt, die aus dem Wasser ragte wie der Rücken eines riesigen Fisches, dem der Ozean zu flach ist.

Yennefer ging auf eine der tieferen Terrassen hinab, hielt sich bei der Gruppe der Frauen, denen Stolz und gesellschaftliche Stellung nicht erlaubten, Hals über Kopf an den Strand zu laufen und sich unter den aufgeregten Pöbel zu mischen. Unter ihnen lag die Hafenstadt, schwarz und formlos wie ein von den Wellen angespülter großer Seekrebs.

Aus der Meerenge zwischen An Skellig und Spikeroog fuhren eins nach dem anderen die Drachenboote hervor. Die Segel flammten weiß und rot im Sonnenlicht auf, es blinkten messingfarben die Buckel der an den Bordwänden hängenden Schilde.

»Die >Ringhorn< fährt zuerst«, stellte eine von den Frauen fest. »Danach der >Fenris<...«

»Die >Trigla<«, erkannte eine andere mit erregter Stimme. »Danach der >Drac<... Hinter ihnen die >Havfru<...«

»Die >Anghira< ... >Tamara< ... >Daria< ... Nein, das ist die >Scorpena<... Die >Daria< fehlt. Die >Daria< fehlt...«

Eine hochschwangere junge Frau mit einem dicken blonden Zopf, die mit beiden Händen den Bauch stützte, ächzte dumpf, wurde bleich und ohnmächtig, stürzte auf die Platten der Terrasse wie ein von den Ringen abgerissener Vorhang. Yennefer sprang sofort hin, sank auf die Knie, presste die Finger gegen den Bauch der Frau und schrie einen Zauberspruch, unterdrückte die Spasmen und Krämpfe, hielt kräftig und sicher das Gewebe von Gebärmutter und Mutterkuchen zusammen, das auseinanderzureißen drohte. Zur Sicherheit belegte sie das Kind, dessen Beinstöße sie unter den Händen spürte, noch mit einem beruhigenden und beschirmenden Zauber.

Um keine magische Energie zu verschwenden, brachte sie die Frau mit einem Schlag ins Gesicht zu Bewusstsein.

»Bringt sie weg. Vorsichtig.«

»So eine Dumme ...«, sagte eine von den älteren Frauen. »Es hätte nicht viel gefehlt...«

»Ganz kopflos ... Vielleicht lebt ihr Niels, vielleicht ist er in einem anderen Boot...«

»Dank Euch für die Hilfe, Frau Magierin.«

»Bringt sie weg«, wiederholte Yennefer und stand auf. Sie unterdrückte einen Fluch, als sie feststellte, dass ihr beim Hinknien eine Naht des Kleides aufgeplatzt war.

Sie ging noch eine Terrasse tiefer. Die Drachenboote liefen eins nach dem anderen auf dem Strand auf, die Krieger kamen an Land. Die bärtigen, mit Waffen behängten Berserker von Skellige. Viele stachen durch weiße Verbände hervor, viele konnten nur mit Hilfe ihrer Gefährten gehen. Manche mussten getragen werden.

Die am Ufer zusammengedrängten Frauen von Skellige erkannten die Männer, schrien und weinten vor Glück, wenn sie denn Glück hatten. Hatten sie keins, wurden sie ohnmächtig. Oder gingen fort, langsam, still, ohne ein Wort der Klage. Manchmal schauten sie sich um, in der Hoffnung, im Sund werde weiß und rot das Segel der

»Daria« aufblitzen. Die »Daria« fehlte.

Yennefer erkannte den über den anderen Köpfen aufragenden roten Schopf von Crach an Craite, des Jarls von Skellige, der als einer der Letzten von Bord der »Ringhorn« kam. Der Jarl rief Befehle, erteilte Aufträge, prüfte, kümmerte sich. Zwei Frauen, die ihn anschauten, die eine blond, die andere dunkel, weinten. Vor Glück. Als er sich endlich sicher war, dass er alles beachtet, für alles gesorgt hatte, ging der Jarl zu den Frauen, umarmte beide wie ein Bär, küsste beide. Und dann hob er den Kopf und erblickte Yennefer. Seine Augen begannen zu funkeln, das sonnenverbrannte Gesicht wurde hart wie der Stein eines Riffs, wie der Messingbuckel eines Schildes.

Er weiß es, dachte die Zauberin. Nachrichten verbreiten sich schnell. Während er auf Fahrt war, wusste der Jarl, dass man mich vorgestern im Netz gefangen hat, im Sund hinter Spikeroog. Er wusste, dass er mich in Kaer Trolde antreffen würde.

Magie oder Brieftauben?

Er kam ohne Eile auf sie zu. Er roch nach Meer, Salz, Teer, Müdigkeit. Sie schaute in seine hellen Augen, und sofort tönte ihr in den Ohren das Kriegsgeschrei der Berserker, das Splittern von Schilden, das Klirren von Schwertern und Äxten. Das Gebrüll der Erschlagenen. Das Gebrüll der Menschen, die von der brennenden

»Daria« ins Meer sprangen.

»Yennefer von Vengerberg.«

»Crach an Craite, der Jarl von Skellige.« Sie verbeugte sich leicht vor ihm. Er erwiderte die Verbeugung nicht. Schlecht, dachte sie.

Augenblicklich sah er den blauen Fleck, eine Erinnerung an den Schlag mit dem Ruder, wieder verhärtete sich sein Gesicht, die Lippen zuckten, ließen für einen Moment die Zähne sehen. »Wer dich geschlagen hat, wird sich dafür verantworten.«

»Niemand hat mich geschlagen. Ich bin auf der Treppe gestolpert.«

Er schaute sie aufmerksam an, zuckte dann mit den Schultern. »Wenn du dich nicht beklagen willst, brauchst du es auch nicht. Ich habe keine Zeit, eine Untersuchung anzustrengen. Und jetzt hör zu, was ich dir zu sagen habe. Hör aufmerksam zu, denn das werden die einzigen Worte sein, die ich dir sage.«

»Ich höre.«

»Morgen wirst du in ein Drachenboot gesetzt und nach Nowigrad gebracht. Dort wirst du der Stadtregierung übergeben und später der Regierung von Temerien oder Redanien, wer sich zuerst meldet. Und ich weiß, dass es die einen wie die anderen gleichermaßen stark nach dir verlangt.«

»Ist das alles?«

»Fast. Nur noch eine Erklärung, die dir ja zusteht. Es ist recht oft vorgekommen, dass die Skellige-Inseln Leuten Asyl gewährten, die vom Gesetz verfolgt wurden. Es fehlt auf den Inseln nicht an Möglichkeiten und Gelegenheit, eine Schuld durch schwere Arbeit zu sühnen, durch Tapferkeit, Aufopferung, Blut. Aber nicht in deinem Fall, Yennefer. Dir werde ich kein Asyl gewähren; wenn du damit gerechnet hast, hast du dich verrechnet. Ich hasse solche wie dich. Ich hasse Menschen, die um der Macht willen andere aufwiegeln, die den Eigennutz über alles stellen, die sich mit dem Feind verschwören und diejenigen verraten, denen sie nicht nur Gehorsam schulden, sondern auch Dankbarkeit. Ich hasse dich, Yennefer, denn gerade als du mit deinen Spießgesellen auf Geheiß von Nilfgaard den Aufstand auf Thanedd inszeniert hast, waren meine Drachenboote vor Attre, unterstützten meine Jungs die Aufständischen dort. Dreihundert von meinen Leuten stellten sich zweitausend Schwarzen entgegen! Es muss eine Belohnung für Tapferkeit und Treue geben, eine Strafe für Gemeinheit und Verrat! Wie soll ich die Gefallenen belohnen? Mit Kenotaphen? Mit Aufschriften, in Obelisken gemeißelt? Nein! Ich werde die Gefallenen anders belohnen und ehren. Für ihr Blut, das in die Dünen von Attre gesickert ist, wird dein Blut, Yennefer, durch die Bretter des Schafotts fließen.«

»Ich bin unschuldig. Ich habe nicht an der Verschwörung von Vilgefortz teilgenommen.«

»Die Beweise dafür wirst du den Richtern vorlegen. Ich werde nicht über dich richten.«

»Du hast mich nicht nur bereits verurteilt. Du hast sogar schon die Strafe festgelegt.«

»Genug geredet! Ich habe gesagt, morgen bei Tagesanbruch wirst du in Fesseln nach Nowigrad gebracht, vor das königliche Gericht. Um die gerechte Strafe zu erhalten. Jetzt aber gib mir dein Wort, dass du nicht versuchen wirst, Magie anzuwenden.«

»Und wenn ich es nicht gebe?«

»Marquard, unser Zauberer, ist auf Thanedd umgekommen, wir haben jetzt keinen Magier hier, der dich unter Kontrolle nehmen könnte. Aber du sollst wissen, dass du unter ständiger Beobachtung der besten Bogenschützen von Skellige stehen wirst. Wenn du auch nur eine verdächtige Handbewegung machst, wirst du erschossen.«

»Klar.« Sie nickte. »Also gebe ich mein Wort.«

»Sehr gut. Danke. Leb wohl, Yennefer. Ich werde dich morgen nicht verabschieden.«

»Crach.«

Er machte auf dem Absatz kehrt. »Ich höre.«

»Ich habe nicht die mindeste Absicht, an Bord eines Schiffes zu gehen, das nach Nowigrad fährt. Ich habe keine Zeit, Dijkstra zu beweisen, dass ich unschuldig bin. Ich darf nicht ris kieren, dass die Beweise für meine Schuld schon vorbereitet sind. Ich darf nicht riskieren, dass ich kurz nach der Verhaf tung an einer plötzlichen Hirnblutung sterbe oder auf spektakuläre Weise in der Zelle Selbstmord begehe. Ich darf keine Zeit verlieren und solch ein Risiko eingehen. Ich kann dir auch nicht erklären, warum das für mich so riskant ist. Ich werde nicht nach Nowigrad fahren.«

Er schaute sie lange an.

»Du wirst nicht«, wiederholte er. »Was erlaubt dir diese Annahme? Etwa, dass uns einst eine Liebesbeziehung verbunden hat? Zähle nicht darauf, Yennefer. Was war, aber nicht ist, wird nicht ins Register geschrieben.«

»Das weiß ich, und ich zähle nicht darauf. Ich werde nicht nach Nowigrad fahren, Jarl, weil ich dringend einer Person zu Hilfe eilen muss, der ich geschworen habe, dass ich sie niemals allein und ohne Hilfe lassen werde. Und du, Crach an Craite, Jarl von Skellige, wirst mir bei meinem Vorhaben helfen. Denn auch du hast einen ähnlichen Schwur geleistet. Zehn Jahre früher. Derselben Person, Ciri, der Enkelin von Calanthe.

Dem Löwenjungen von Cintra. Ich, Yennefer von Vengerberg, betrachte Ciri als meine Tochter. Darum verlange ich in ihrem Namen, dass du deinen Schwur hältst. Halte ihn, Crach an Craite, Jarl von Skellige.«

»Wirklich?«, vergewisserte sich Crach an Craite nochmals. »Du wirst nicht einmal kosten? Keinen von diesen Leckerbissen?«

»Wirklich.«

Der Jarl insistierte nicht, er nahm selbst einen Hummer aus der flachen Schüssel, legte ihn auf das Brett und hieb ihn mit einem mächtigen, aber präzise zielsicheren Schlag des Hackmessers der Länge nach durch. Nachdem er reichlich Zitronensaft und Knoblauchsoße darübergegossen hatte, begann er das Fleisch aus der Schale zu klauben. Mit den Fingern.

Yennefer aß gesittet, mit einem silbernen Messer und einer Gabel – aber sie aß ein Hammelkotelett, das der verwunderte und wohl ein wenig gekränkte Koch eigens für sie zubereitet hatte. Denn die Zauberin wollte weder Austern noch Miesmuscheln, noch den im eigenen Saft marinierten Lachs, noch die Suppe von Trigli und Herzmuscheln, noch den gedünsteten Schwanz des Seeteufels, noch den gebackenen Schwertfisch, noch die geschmorte Muräne, weder Kraken noch Krabben, weder Hummer noch Seeigel. Und auch – insbesondere – keine frischen Algen.

Alles, was auch nur entfernt nach Meer roch, verband sich für sie mit Fringilla Vigo und Philippa Eilhart, mit der irrsinnig riskanten Teleportation, dem Sturz in die Wellen, dem geschluckten Meerwasser, dem auf sie geworfenen Netz – an dem übrigens Algen hingen, die aufs Haar denen in der Schüssel glichen. Algen, die auf ihrem Kopf und ihren Schultern von lähmend schmerzhaften Schlägen mit dem Ruder aus Kiefernholz zu Brei geschlagen wurden.

»Ich habe also«, nahm Crach die Konversation wieder auf, während er das Fleisch aus den zwischen den Gelenken zerbrochenen Beinen des Hummers schlürfte – »beschlossen, dir Glauben zu schenken, Yennefer. Ich tue das jedoch nicht um deinetwillen, das sollst du wissen. Der Bloedgeas, der Blutschwur, den ich vor Calanthe abgelegt habe, bindet mir praktisch die Hände. Wenn also dein Vorhaben, Ciri zu helfen, echt und ehrlich ist – was ich annehme –, bleibt mir keine Wahl: Ich muss dir bei diesem Vorhaben helfen ...«

»Danke. Aber spar dir bitte diesen pathetischen Ton. Ich wiederhole: Ich habe an der Verschwörung auf Thanedd nicht teilgenommen. Glaub mir.«

Er winkte ab. »Ist es denn so wichtig, was ich glaube? Du hättest eher bei den Königen beginnen sollen, bei Dijkstra, dessen Agenten dich in aller Welt suchen. Bei Philippa Eilhart und den königstreuen Zauberern. Vor denen du, wie du selbst zugegeben hast, hierher geflohen bist, auf die Skellige. Ihnen hättest du die Beweise vorlegen müssen ...«

»Ich habe keine Beweise«, unterbrach sie ihn und stocherte wütend mit der Gabel in dem Rosenkohl, den der gekränkte Koch dem Hammelkotelett beigegeben hatte. »Und wenn ich welche hätte, dürfte ich sie nicht vorlegen. Ich kann dir das nicht erklären, mich bindet ein Schweigegebot. Aber glaub mir, Crach. Ich bitte dich.«

»Ich habe gesagt...«

»Hast du«, fiel sie ihm ins Wort. »Du hast dich zur Hilfe bereit erklärt. Danke. Aber du glaubst immer noch nicht an meine Unschuld. Glaub es.«

Crach warf die ausgeschlürfte Hummerschale weg, rückte sich die Schüssel mit Miesmuscheln heran. Er stocherte klappernd darin herum, suchte möglichst große aus.

»Einverstanden«, sagte er schließlich und wischte sich die Hände an der Tischdecke ab. »Ich glaube es. Weil ich es glauben will. Aber Asyl und Zuflucht werde ich dir nicht gewähren. Ich kann es nicht. Du kannst aber die Skellige-Inseln verlassen, wann und wohin du willst. Ich würde Eile empfehlen. Du bist hier, sagen wir: auf den Flügeln der Magie eingetroffen. Andere können auf deiner Fährte eintreffen. Sie kennen auch die Zaubersprüche.«

»Ich suche kein Asyl und keine sichere Zuflucht, Jarl. Ich muss Ciri zu Hilfe eilen.«

»Ciri«, wiederholte er nachdenklich. »Das Löwenjunge ... Ein seltsames Kind war das.«

»War?«

»Ach.« Wieder winkte er ab. »Ich habe mich schlecht ausgedrückt. War, weil sie kein Kind mehr ist. Das habe ich gemeint. Nur das. Cirilla, das Löwenjunge von Cintra ... Sie hat Sommer und Winter auf Skellige verbracht. Mehr als einmal hat sie Sachen angestellt – aber hallo! Ein Teufelchen war das, kein Löwenjunges ... Verdammt, ich habe schon wieder >war< gesagt ... Yennefer, hier laufen verschiedene Gerüchte vom Festland um ... Die einen sagen, dass Ciri in Nilfgaard sei...«

»Sie ist nicht in Nilfgaard.«

»Andere sagen, das Mädchen lebe nicht mehr.« Yennefer schwieg, biss sich auf die Lippen.

»Aber diesem zweiten Gerücht«, sagte der Jarl fest, »widerspreche ich. Ciri lebt. Ich bin mir dessen sicher. Es hat keinerlei Zeichen gegeben ... Sie lebt!«

Yennefer hob die Brauen. Doch sie stellte keine Frage. Lange schwiegen sie, lauschten dem Tosen der Wellen, die gegen die Felsen von Ard Skellig schlugen.

»Yennefer«, sagte nach einer Weile Crach. »Es sind noch andere Nachrichten vom Kontinent gekommen. Mir ist bekannt, dass dein Hexer, der sich nach dem Kampf auf Thanedd im Brokilon verborgen hatte, von dort aufgebrochen ist, um nach Nilfgaard zu gelangen und Ciri zu befreien.«

»Ich wiederhole, Ciri ist nicht in Nilfgaard. Was mein, wie du es auszudrücken beliebst, Hexer vorhat, weiß ich nicht. Aber er ... Crach, es ist kein Geheimnis, dass ich ihn ... dass ich ihm Sympathie entgegenbringe. Aber ich weiß, dass er Ciri nicht retten wird, er wird nichts erreichen. Ich kenne ihn. Er wird sich verstricken, sich verlieren, wird beginnen, zu philosophieren und sich leidzutun. Dann wird er seinen Zorn abladen, indem er mit dem Schwert niederhaut, wer oder was ihm in den Weg kommt. Dann wird er zur Sühne irgendeine edle, aber sinnlose Tat vollbringen. Am Ende wird er sicherlich getötet, dumm, sinnlos, am ehesten durch einen Stoß in den Rücken ...«

»Es heißt«, warf Crach schnell ein, von der unheilvoll veränderten, seltsam zitternden Stimme der Zauberin geängstigt, »es heißt, dass Ciri ihm vorherbestimmt ist. Ich habe es selbst gesehen, damals in Cintra, bei der Verlobung Pavettas ...«

»Die Vorherbestimmung«, unterbrach ihn Yennefer scharf, »kann sehr unterschiedlich interpretiert werden. Sehr unterschiedlich. Übrigens ist die Zeit zu schade für solche Erörterungen. Ich wiederhole, ich weiß nicht, was Geralt vorhat und ob er überhaupt etwas vorhat. Ich gedenke mich selbst der Sache anzunehmen. Mit meinen Methoden. Und aktiv, Crach, aktiv. Ich pflege nicht dazusitzen, zu weinen und mir dabei mit beiden Händen den Kopf zu halten. Ich handle!«

Der Jarl hob die Brauen, sagte aber nichts.

»Ich werde handeln«, wiederholte die Zauberin. »Ich habe mir schon einen Plan überlegt. Und du, Crach, wirst mir dabei helfen, getreu dem Schwur, den du geleistet hast.«

»Ich bin bereit«, verkündete er fest. »Zu allem. Die Drachenboote liegen im Hafen. Befiehl, Yennefer.« Sie konnte sich nicht verkneifen, in Gelächter auszubrechen.

»Immer noch der Alte. Nein, Crach, keinerlei Beweise von Mut und Mannhaftigkeit. Es wird nicht notwendig sein, nach Nilfgaard zu fahren und mit der Axt auf die Torriegel der Goldentürmigen Stadt einzuhauen. Ich brauche weniger spektakuläre Hilfe. Aber konkretere ... Wie steht es bei dir um den Schatz?«

»Wie bitte?«

»Jarl Crach an Craite. Die Hilfe, die ich benötige, lässt sich in Valuta umrechnen.«

Es begann tags darauf, sobald es hell wurde. In den Yennefer zur Verfügung gestellten Zimmern kam ein wahnsinniger Trubel auf, den der der Zauberin zugeteilte Seneschall Guthlaf nur mit größter Mühe beherrschte.

Yennefer saß an einem Tisch und blickte kaum von den Papieren auf. Sie zählte, summierte Spalten, stellte Rechnungen aus, mit denen man sogleich zur Schatzkammer und zur Inselfiliale der Bank Cianfanelli eilte. Sie skizzierte und zeichnete, und die Zeichnungen und Entwürfe wurden sofort den Handwerkern überreicht – Alchimisten, Goldschmieden, Glasbläsern, Juwelieren.

Eine Zeitlang ging alles glatt, dann begannen die Schwierigkeiten.

»Es tut mir leid, Frau Zauberin«, sagte der Seneschall Guthlaf entschieden. »Was nicht ist, ist nicht. Wir haben Euch alles gegeben, was wir hatten. Wunder und Zauberei können wir nicht vollbringen! Und ich erlaube mir zu bemerken, dass das, was vor Euch liegt, Diamanten im Gesamtwert von ...«

»Was nützt mir ihr Gesamtwert?«, fauchte sie. »Ich brauche einen, aber groß genug muss er sein. Wie groß, Meister?«

Der Steinschleifer schaute noch einmal auf die Zeichnung. »Um so einen Schliff und solche Facetten auszuführen? Mindestens dreißig Karat.«

»So einen Stein«, stellte Guthlaf kategorisch fest, »gibt es auf ganz Skellige nicht.«

»Das ist nicht wahr«, widersprach der Juwelier. »Es gibt einen.«

»Wie stellst du dir das vor, Yennefer?« Crach an Craite runzelte die Brauen. »Soll ich Bewaffnete ausschicken, um diesen Tempel im Sturm zu nehmen und auszurauben? Soll ich den Priesterinnen mit meinem Zorn drohen, wenn sie den Brillanten nicht herausgeben? Das kommt nicht in Frage. Ich bin nicht besonders religiös, aber ein Tempel ist ein Tempel, und Priesterinnen sind Priesterinnen. Ich kann nur höflich bitten. Zu verstehen geben, wie sehr mir daran liegt und wie groß meine Dankbarkeit sein wird. Aber es wird immer nur eine Bitte sein. Eine bescheidene, untertänige Bitte.«

»Die abschlägig beschieden werden kann?«

»Jawohl. Aber ein Versuch schadet nichts. Was riskieren wir? Wir werden zu zweit nach Hindarsfjall fahren und diese Bitte vortragen. Ich gebe den Priesterinnen zu verstehen, dass mir daran gelegen ist. Und dann liegt alles bei dir. Verhandle. Argumentiere. Versuch es mit Bestechung. Appelliere an den Ehrgeiz. Berufe dich auf alle möglichen Gründe. Verzweifle, weine, winde dich in Krämpfen, errege Mitleid ... Bei allen Seeteufeln, soll ich dir Lehren erteilen, Yennefer?«

»Das nützt alles nichts, Crach. Eine Zauberin wird nie eine gemeinsame Sprache mit einer Priesterin finden. Zu stark sind da gewisse ... weltanschauliche Differenzen. Und einer Zauberin zu erlauben, ein >heiliges< Relikt oder Artefakt zu verwenden ... Nein, das müssen wir vergessen. Es gibt keine Chance ...«

»Wozu brauchst du diesen Brillanten eigentlich?«

»Um ein >Fenster< zu bauen. Das heißt, ein Megaskop zur Telekommunikation. Ich muss mich mit ein paar Personen verständigen.«

»Magisch? Über große Entfernung?«

»Wenn es genügen würde, auf den höchsten Turm von Kaer Trolde zu steigen und laut zu rufen, würde ich dich nicht behelligen.«

Es schrien die Möwen und Sturmvögel, die über dem Wasser kreisten. Durchdringend piepsten die auf den steilen Felsen und Riffen von Hindarsfjall nistenden rotschnäbligen Austernfischer, heiser krächzten und schnatterten gelbköpfige Tölpel. Die schwarzen Seekormorane mit ihren Federhauben beobachteten die heranfahrende Barkasse mit aufmerksamen Blicken ihrer grün schimmernden Augen.

»Dieser große übers Wasser ragende Felsen« – Crach an Craite, auf die Reling gestützt, zeigte hinüber – »ist Kaer Hemdall, die Wachfeste Hemdalls. Hemdall ist unser mythischer Held. Die Legende besagt, wenn Tedd Deireádh kommt, die Zeit des Endes, die Zeit der Weißen Kälte und der Wolfsstürme, dann wird Hemdall den bösen Mächten aus dem Lande Morhögg die Stirn bieten, den Gespenstern, Dämonen und Phantomen des Chaos. Er wird auf der Regenbogenbrücke stehen und ins Horn blasen, zum Zeichen, dass es an der Zeit ist, zu den Waffen zu greifen und Aufstellung zu nehmen. Zu Ragh nar Roog, der Letzten Schlacht, die darüber entscheiden wird, ob die Nacht herniederfällt oder der Morgen anbricht.«

Die Barkasse tanzte durch die Wellen, glitt in die ruhigeren Wasser einer Bucht zwischen der Wachfeste Hemdalls und einem anderen, ebenso phantastisch geformten Felsen.

»Der kleinere Felsen ist Kambi«, erklärte der Jarl. »Kambi heißt in unseren Mythen ein magischer goldener Hahn, der mit seinem Krähen Hemdall warnt, dass sich Naglfar nähert, das höllische Drachenschiff, das die Armee des Chaos trägt, die Dämonen und Gespenster aus Morhögg. Naglfar ist aus den Fingernägeln der Toten gebaut. Du wirst es nicht glauben, Yennefer, aber es gibt auf den Skellige immer noch Leute, die vor der Bestattung den Toten die Nägel schneiden, um den Gespenstern von Morhögg kein Baumaterial zu liefern.«

»Ich glaube es. Ich kenne die Macht der Legenden.«

Der Fjord schirmte sie etwas vom Winde ab, das Segel begann zu schlagen.

»Blast ins Horn«, befahl Crach der Besatzung. »Wir legen an, müssen die heiligen Frauen wissen lassen, dass wir zu Besuch kommen.«

Das Gebäude, das am oberen Ende einer langen Steintreppe lag, sah wie ein riesiger Igel aus – so sehr war es von Moos, Efeu und Sträuchern überwuchert. Auf seinem Dach wuchsen, wie Yennefer bemerkte, nicht nur Sträucher, sondern sogar kleine Bäumchen.

»Da ist nun der Tempel«, bestätigte Crach. »Der Hain, der ihn umgibt, heißt Hindar und ist auch ein Kultort. Hier nimmt man die heiligen Misteln her, und auf den Skellige, wie du weißt, wird mit Misteln alles geschmückt und dekoriert, von der Wiege des Neugeborenen bis zum Grab ... Pass auf, die Treppe ist glitschig ... Die Religion, he- he, wird vom Moos überwuchert ... Komm, ich nehm dich beim Arm ... Immer noch dieselbe Art Parfüm ... Yenna...«

»Crach. Ich bitte dich. Was war, aber nicht ist, wird nicht ins Register geschrieben.«

»Verzeih. Gehen wir.«

Vor dem Tempel warteten ein paar junge und schweigsame Priesterinnen. Der Jarl begrüßte sie höflich, äußerte den Wunsch, mit ihrer Vorsteherin zu sprechen, die er Modron Sigrdrifa nannte. Sie gingen ins Innere, das von Lichtbündeln erhellt war, die durch hoch liegende Glasfenster fielen. Eins dieser Lichtbündel beleuchtete den Altar.

»Hundert Seeteufel«, murmelte Crach an Craite. »Ich habe vergessen, wie groß er ist, dieser Brisingamen. Ich bin seit meiner Kindheit nicht mehr hier gewesen ... Dafür kann man wohl alle Werften in Cidaris kaufen. Mitsamt den Werkleuten und einer Jahresproduktion.«

Der Jarl übertrieb. Aber nicht sehr.

Über dem bescheidenen Marmoraltar, über den Figuren von Katzen und Falken, über der steinernen Schale der Votivgaben, erhob sich die Statue von Modron Freyja, der Großen Mutter, in ihrem typischen mütterlichen Aspekt

– einer Frau in weiten Gewändern, die eine vom Bildhauer übertrieben hervorgehobene Schwangerschaft verrieten. Mit geneigtem Kopf und mit von einem Tuch verdeckten Gesichtszügen. Über den auf der Brust zusammengelegten Händen der Göttin war ein Brillant zu sehen, Teil eines goldenen Halsbandes. Der Brillant hatte einen leicht bläulichen Farbton. Er war wasserklar. Groß.

Schätzungsweise hundertfünfzig Karat.

»Man müsste ihn nicht einmal schneiden«, flüsterte Yennefer. »Er hat einen Rosettenschliff, genau das, was ich brauche. Genau die richtigen Facetten für die Lichtbrechung ...«

»Das heißt, wir haben Glück.«

»Wohl kaum. Gleich werden die Priesterinnen erscheinen, und ich als Gottlose werde mit Schimpf und Schande hier hinausgeworfen.«

»Du übertreibst?«

»Keine Spur.«

»Willkommen, Jarl, im Tempel der Mutter. Sei auch du willkommen, ehrenwerte Yennefer von Vengerberg.« Crach an Craite verneigte sich. »Sei gegrüßt, ehrwürdige Mutter Sigrdrifa.«

Die Priesterin war hochgewachsen, fast so groß wie Crach – und das bedeutete, dass sie Yennefer um einen Kopf überragte. Sie hatte helle Haare und Augen, ein längliches, nicht besonders hübsches und nicht besonders frauliches Gesicht.

Irgendwo habe ich sie schon gesehen, dachte Yennefer. Vor kurzem. Wo?

»Auf der Treppe von Kaer Trolde, die zum Hafen führt«, erinnerte sie die Priesterin lächelnd. »Als die Schiffe vom Sund her einfuhren. Ich habe über dir gestanden, als du der schwangeren Frau geholfen hast, die im Begriff war, ihr Kind zu verlieren. Auf den Knien, ohne sich um das Kleid aus sehr teurem Kamelott zu kümmern. Ich habe das gesehen. Und werde nie wieder Geschichten von fühllosen und berechnenden Zauberinnen Gehör schenken.«

Yennefer räusperte sich, neigte den Kopf zu einer Verbeugung.

»Du stehst vor dem Altar der Mutter, Yennefer. Möge dir also ihre Gnade zuteil werden.«

»Ehrwürdige, ich ... Ich wollte dich untertänigst bitten ...«

»Sag nichts. Jarl, du hast sicherlich viel zu tun. Lass uns allein, hier, auf Hindarsfjall. Wir werden uns verständigen können. Wir sind Frauen. Es ist unwichtig, welchem Beruf wir nachgehen, wer wir sind: Wir dienen immer derjenigen, die Jungfrau, Mutter und Greisin ist. Knie neben mir nieder, Yennefer. Neige dein Haupt vor der Mutter.«

»Der Göttin den Brisingamen vom Halse nehmen?«, wiederholte Sigrdrifa, und in ihrer Stimme schwang mehr Unglaube als heilige Empörung. »Nein, Yennefer. Das ist einfach unmöglich. Es geht nicht einmal darum, dass ich es nicht wagen würde ... Selbst wenn ich es wagen würde, der Brisingamen lässt sich nicht abnehmen. Das Halsband hat keine Schließe. Es ist fest mit der Statue verbunden.«

Yennefer schwieg lange, maß die Priesterin mit ruhigem Blick. »Wenn ich das gewusst hätte«, sagte sie kalt,

»wäre ich sofort mit dem Jarl nach Ard Skellig abgefahren. Nein, nein, ich halte die Zeit, die ich im Gespräch mit dir verbracht habe, keineswegs für vertan. Aber ich habe sehr wenig davon. Wirklich sehr wenig. Ich gestehe, dein Wohlwollen und deine Herzlichkeit haben mich ein wenig in die Irre geführt...«

»Ich will dir wohl«, unterbrach Sigrdrifa sie gleichmütig. »Auch deine Pläne billige ich, von ganzem Herzen. Ich kannte Ciri, ich habe dieses Kind geliebt, ihr Schicksal bewegt mich. Ich bewundere dich für die Entschlossenheit, mit der du dem Kind zu Hilfe eilen willst. Ich werde jeden deiner Wünsche erfüllen. Aber nicht den Brisingamen, Yennefer. Nicht den Brisingamen. Bitte nicht darum.«

»Sigrdrifa, um Ciri zu Hilfe zu eilen, muss ich schleunigst etwas Wissen erwerben. Einige Informationen. Ohne sie bin ich machtlos. Wissen und Informationen kann ich ausschließlich auf dem Wege der Telekommunikation erlangen. Um über große Entfernung kommunizieren zu können, muss ich mit Hilfe von Magie ein magisches Artefakt konstruieren: ein Megaskop.«

»Eine Vorrichtung in der Art eurer berühmten Kristallkugel?«

»Viel komplizierter. Die Kugel ermöglicht die Telekommunikation nur mit einer anderen, auf sie abgestimmten Kugel. Eine Kugel hat sogar die hiesige Zwergenbank – zur Kommunikation mit der Kugel in der Zentrale. Ein Megaskop hat etwas größere Möglichkeiten ... Aber wozu theoretisieren? Ohne den Brillanten wird ja doch nichts daraus. Nun ja, ich werde mich verabschieden ...«

»Nicht so eilig.«

Sigrdrifa stand auf, ging durchs Langhaus, blieb vor dem Altar und der Statue der Modron Freyja stehen. »Die Göttin«, sagte sie, »ist auch die Schutzherrin der Wahrsagerinnen. Der Hellseherinnen. Der Telepathinnen. Das symbolisieren ihre heiligen Tiere: die Katze, die das Verborgene sieht und hört, und der Falke, der von hoch oben blickt. Das symbolisiert das Juwel der Göttin: der Brisingamen, das Halsband des Hellsehens. Wozu irgendwelche sehenden und hörenden Vorrichtungen bauen, Yennefer? Ist es nicht einfacher, sich um Hilfe an die Göttin zu wenden?«

Yennefer bezwang sich im letzten Augenblick, nicht zu fluchen. Immerhin war das ein Kultort.

»Bald ist die Zeit des Abendgebets«, fuhr Sigrdrifa fort. »Zusammen mit den anderen Priesterinnen werde ich mich der Meditation widmen. Ich werde die Göttin um Hilfe für Ciri bitten. Für Ciri, die so manches Mal hier war, in diesem Tempel, die so manches Mal auf den Brisingamen am Halse der Großen Mutter geschaut hat. Opfere noch eine Stunde oder zwei von deiner wertvollen Zeit, Yennefer. Bleib für die Zeit des Gebets hier bei uns. Unterstütze mich, wenn ich bete. Mit deinen Gedanken und deiner Anwesenheit.«

»Sigrdrifa ...«

»Bitte. Tu es für mich. Und für Ciri.«

Das Juwel Brisingamen. Am Hals der Göttin.

Sie unterdrückte ein Gähnen. Wenn es wenigstens irgendwelche Gesänge gäbe, irgendwelche Anrufungen, irgendwelche Mysterien ... Etwas mystische Folklore ... Es wäre weniger langweilig, der Schlaf würde sich nicht derart aufdrängen. Aber sie knien einfach nur da, die Köpfe gesenkt. Reglos, lautlos.

Aber sie können ja, wenn sie wollen, die *Kraft* gebrauchen, mitunter nicht schlechter als wir Zauberinnen. Es ist immer noch ein Rätsel, wie sie das machen. Keinerlei Vorbereitungen, keinerlei Ausbildung, keinerlei Studien ... Nur Gebete und Meditation. Divination? Eine Art Selbsthypnose? Das hat Tissaia de Vries behauptet... Sie schöpfen unbewusst Energie, in der Trance erlangen sie die Fähigkeit, sie umzusetzen, ähnlich wie wir mit unseren Sprüchen. Sie setzen die Energie um und betrachten das als Geschenk und Gnade der Gottheit. Der Glaube gibt ihnen Kraft.

Warum ist uns Zauberinnen nie dergleichen gelungen?

Soll ich es versuchen? Mir die Atmosphäre und die Aura dieses Ortes zunutze machen? Ich könnte mich ja selbst in Trance versetzen ... Ich brauchte nur auf diesen Brillanten zu blicken ... den Brisingamen ... Intensiv daran zu denken, wie blendend er seine Rolle in meinem Megaskop spielen würde ...

Brisingamen ... Er funkelt wie der Morgenstern, dort im Dunkel, im Rauch der Räuchergefäße und der blakenden Kerzen ...

»Yennefer.«

Sie hob jäh den Kopf.

Im Tempel war es dunkel. Es roch intensiv nach Rauch.

»Bin ich eingeschlafen? Verzeih ...«

»Es gibt nichts zu verzeihen. Komm mit mir.«

Draußen flammte der Sternenhimmel in flackerndem Licht, das sich wie in einem Kaleidoskop veränderte.

Polarlicht? Yennefer rieb sich erstaunt die Augen. *Aurora borealis?* Im August?

»Wie viel vermagst du zu opfern, Yennefer?«

»Wie bitte?«

»Bist du bereit, dich aufzuopfern? Deine unschätzbare Magie?«

»Sigrdrifa«, sagte sie wütend. »Versuche nicht diese abgegriffenen Tricks mit mir. Ich bin vierundneunzig Jahre alt. Aber behandle das bitte als Beichtgeheimnis. Ich vertraue es dir nur an, damit du verstehst, dass man mich nicht wie ein Kind behandeln kann.«

»Du hast nicht auf meine Frage geantwortet.«

»Und habe es auch nicht vor. Denn das ist ein Mystizismus, den ich nicht akzeptiere. Ich bin bei eurem Gottesdienst eingeschlafen. Mir ist langweilig geworden. Denn ich glaube nicht an deine Göttin.«

Sigrdrifa wandte sich um, und Yennefer holte unwillkürlich sehr tief Luft.

»Dein Unglaube ist für mich nicht allzu schmeichelhaft«, sagte die Frau, deren Augen von flüssigem Gold erfüllt waren. »Aber ändert dein Unglaube irgendetwas?«

Das Einzige, wozu Yennefer imstande war, war auszuatmen.

»Es wird eine Zeit kommen«, sagte die goldäugige Frau, »da absolut niemand mehr, nicht einmal Kinder, an Zauberinnen glauben wird. Ich sage dir das bewusst boshaft. Als Revanche. Gehen wir.«

»Nein ...« Yennefer hatte endlich das passive Ein- und Ausatmen durchbrechen können. »Nein! Ich werde nirgends hingehen. Genug! Das ist eine Verzauberung oder Hypnose. Eine Illusion! Eine Trance! Ich habe ausgebildete Verteidigungsmechanismen ... Ich kann das alles mit einem Spruch zerstieben lassen, o ja! Verdammt...«

Die goldäugige Frau kam näher. Der Brillant auf ihrem Halsband flammte wie der Morgenstern.

»Eure Sprache hört allmählich auf, der Verständigung zu dienen«, sagte sie. »Sie wird zur Kunst um der Kunst willen, umso unverständlicher, je tiefer und klüger sie sich gibt. Wirklich, ihr wart mir lieber, als ihr nichts als >ä- äh< und >gu-gu< sagen konntet. Komm.«

»Das ist eine Illusion, eine Trance ... Ich werde nirgends hingehen!«

»Ich will dich nicht zwingen. Das wäre schändlich. Du bist ja ein intelligentes und stolzes Mädchen, hast Charakter.«

Eine Ebene. Ein Meer von Gras. Heide. Ein Felsbrocken, der aus dem Heidekraut aufragt wie der Rücken eines lauernden Raubtiers.

»Du hast mein Juwel verlangt, Yennefer. Ich kann es dir nicht geben, ohne mich vorher gewisser Dinge zu vergewissern. Ich will feststellen, was in dir steckt. Darum habe ich dich hierher geführt, an diesen Ort, der seit unvordenklichen Zeiten ein Ort von *Kraft* und *Macht* ist. Deine unschätzbare Magie soll doch überall sein. Es soll doch genügen, die Hand auszustrecken. Fürchtest du dich, sie auszustrecken?«

Yennefer brachte aus der zusammengeschnürten Kehle keinen Laut hervor.

»Die Kraft, die die Welt zu verändern vermag«, sagte die Frau, die nicht beim Namen genannt werden durfte, »ist also, wie du meinst, Chaos, Kunst und Wissenschaft? Fluch, Segen und Fortschritt? Und nicht zufällig Glaube? Liebe? Aufopferung?

Hörst du? Es kräht der Hahn Kambi. Die Welle schlägt ans Ufer, die Bugwelle von Naglfar. Es ertönt das Horn Hemdalls, der dem Feind zugewandt auf dem Regenbogen Bifrost steht. Es kommt die Weiße Kälte, es kommen Sturmwind und Schneetreiben ... Die Erde bebt von den heftigen Bewegungen der Schlange ...

Der Wolf verschlingt die Sonne. Der Mond wird schwarz. Es gibt nur Kälte und Dunkelheit. Hass, Rache und Blut...

Auf wessen Seite wirst du dich stellen, Yennefer? Wirst du am östlichen oder am westlichen Rande von Bifrost sein? Wirst du mit Hemdall sein oder gegen ihn?

Es kräht der Hahn Kambi.

Entscheide dich, Yennefer. Wähle. Denn nur dazu hat man dir einst das Leben gegeben, damit du im rechten Augenblick deine Wahl treffen kannst.

Licht oder Dunkelheit?«

»Gut und Böse, Licht und Dunkelheit, Ordnung und Chaos? Das sind nur Symbole, in Wirklichkeit gibt es keine solche Polarität! Licht und Finsternis sind in jedem, ein wenig von diesem und ein wenig von jenem. Dieses Gespräch ist sinnlos. Sinnlos. Ich werde mich nicht auf Mystizismus umstellen. Für dich und für Sigrdrifa verschlingt der Wolf die Sonne. Für mich ist das eine Verfinsterung. Und so soll es bleiben.«

»Bleiben? Was?«

Sie fühlte, wie ihr die Erde unter den Füßen wegglitt, wie eine ungeheuerliche Kraft ihr die Arme verdrehte, ihr die Gelenke in Schultern und Ellenbogen brach, die Wirbel wie bei der *Strappado-Folter* streckte. Sie schrie vor Schmerz, wand sich, öffnete die Augen. Nein, das war kein Traum. Das konnte kein Traum sein. Sie war auf einem Baum, hing gekreuzigt an den Ästen einer riesigen Esche. Über ihr, hoch oben, kreiste ein Falke, unter ihr, in der Finsternis am Boden, hörte sie eine Schlange zischen, das Rascheln ihrer sich aneinander reibenden Schuppen.

Etwas bewegte sich neben ihr. Über ihren gedehnten und schmerzerfüllten Arm lief ein Eichhörnchen.

»Bist du jetzt bereit?«, fragte das Eichhörnchen. »Bist du bereit zur Aufopferung? Was bist du bereit zu opfern?«

»Ich habe nichts!« Der Schmerz blendete und lähmte. »Und selbst wenn ich etwas hätte, glaube ich nicht an den Sinn solcher Aufopferung! Ich will nicht für Millionen leiden! Ich will überhaupt nicht leiden! Für niemanden!«

»Niemand will leiden. Aber das ist ja das Los eines jeden. Und manche leiden mehr. Nicht unbedingt aus eigenem Willen. Es geht nicht darum, das Leiden zu ertragen. Es geht darum, wie man es erträgt.«

*Jana! Janchen!*

*Nimm dieses bucklige Ungeheuer von mir weg! Ich will es nicht sehen! Das ist deine Tochter genau so wie meine.*

*Wirklich? Die Kinder, die ich gezeugt habe, sind normal. Wie kannst du es wagen ...zu unterstellen ...*

*In deiner Elfenverwandtschaft gab es Zauberinnen. Du hast die erste Schwangerschaft abgetrieben. Davon kommt das. Dein Elfenblut und dein Schoß sind verdorben, Weib. Darum bringst du Ungeheuer zur Welt.*

*Dieses unglückliche Kind ... Das war der Wille der Götter! Das ist deine Tochter genauso wie meine! Was sollte ich machen? Sie erwürgen? Die Nabelschnur nicht abbinden? Was sol lich jetzt machen? Sie in den Wald schaffen und dort lassen? Was willst du von mir, bei den Göttern?*

*Papa! Mama! Weg, du Scheusal.*

*Wie kannst du es wagen? Wie kannst du es wagen, das Kind zu schlagen? Halt? Wo gehst du hin? Wohin? Zu ihr, ja? Zu ihr!*

*Ja doch, Weib. Ich bin ein Mann, ich kann mein Verlangen stillen, wo ich will und wann ich will, das ist mein Geburtsrecht. Und du ekelst mich an. Du und die Frucht deines entarteten Bauches. Warte nicht mit dem Abendessen. Ich komme nicht über Nacht zurück.*

*Mama...*

*Warum weinst du?*

*Warum schlägst du mich und stößt mich weg? Ich war doch artig... Mama! Liebe Mama!*

»Bist du imstande zu verzeihen?«

»Ich habe längst verziehen.«

»Nachdem du dich erst zur Genüge gerächt hast.«

»Ja.«

»Tut es dir leid?«

»Nein.«

Schmerz, entsetzlicher Schmerz, der Hände und Finger zerfrisst.

»Ja, ich bin schuldig! Wolltest du das hören? Geständnis und Reue? Wolltest du hören, wie Yennefer von Vengerberg bereut und sich demütigt? Nein, diesen Gefallen tue ich dir nicht. Ich gestehe meine Schuld und erwarte die Strafe. Aber du wirst nicht erleben, dass ich um Gnade bitte!«

Der Schmerz erreicht die Grenzen dessen, was ein Mensch ertragen kann.

»Du erinnerst mich an die Verratenen, die Betrogenen, die Ausgenutzten, du erinnerst mich an diejenigen, die durch mich von eigener Hand gestorben sind, von meiner Hand ... Dass ich einst Hand an mich selbst gelegt habe? Ich hatte offensichtlich Gründe! Und ich bereue nichts! Und selbst wenn ich die Zeit zurückdrehen könnte ... Ich bereue nichts.«

Der Falke setzte sich auf ihre Schulter. *Der Schwalbenturm. Der Schwalbentum. Eile zum Schwalbenturm. Töchterchen.*

Es kräht der Hahn Kambi.

Ciri auf einer schwarzen Stute, die grauen Haare im Galopp wehend. Von ihrem Gesicht fließt und spritzt Blut, ein leuchtendes, lebendiges Rot. Die schwarze Stute steigt empor wie ein Vogel, gleitet glatt über den Balken des Torbogens. Ciri schwankt im Sattel, fällt aber nicht...

Ciri inmitten der Nacht, inmitten einer Einöde von Stein und Sand, mit erhobener Hand, aus der Hand schießt eine leuchtende Kugel hervor ... Ein Einhorn, das mit dem Huf im Geröll scharrt... Viele Einhörner ... Feuer ... Feuer ... Geralt auf einer Brücke. Im Kampf. Im Feuer. Die Flamme spiegelt sich auf der Schwertklinge.

Fringilla Vigo, ihre grünen Augen vor Lust weit offen, ihr dunkles, kurzgeschnittenes Köpfchen auf einem offenen Buch, auf dem Frontispiz ... Man sieht ein Bruchstück des Titels: *Betrachtungen über den unausweichlichen Tod...*

In den Augen Fringillas spiegeln sich die Augen Geralts.

Ein Abgrund. Rauch. Eine Treppe, die hinabführt. Eine Treppe, über die man gehen muss. Etwas endet. Es kommt Tedd Deireádh, die Zeit des Endes ...

Dunkelheit. Nässe. Die durchdringende Kälte steinerner Wände. Die Kälte des Eisens an den Handgelenken, an den Fußknöcheln. Der Schmerz, der in den zerquälten Händen pulsiert, in den zerquetschten Fingern reißt...

Ciri hält sie bei der Hand. Ein langer, dunkler Korridor, Steinsäulen, vielleicht Statuen ... Finsternis. Darin Flüstern, leise wie das Säuseln des Windes.

Türen. Unendlich viele Türen mit riesigen, schweren Flügeln öffnen sich geräuschlos vor ihnen. Und am Ende, in der undurchdringlichen Finsternis, eine Tür, die sich nicht von selbst öffnet. Die man nicht öffnen darf.

*Wenn du Angst hast, kehr um.*

*Man darf diese Tür nicht öffnen. Du weißt das. Ja.*

*Und trotzdem führst du mich dorthin. Wenn du Angst hast, kehr um. Noch ist Zeit umzukehren. Noch ist es nicht zu spät. Und du?*

*Für mich ist es zu spät.*

*Es kräht der Hahn Kambi. Tedd Deireádh ist gekommen. Die Aurora borealis.*

Licht.

»Yennefer. Wach auf.«

Sie riss den Kopf hoch. Schaute auf ihre Hände. Sie hatte beide. Heil.

»Sigrdrifa? Ich bin eingeschlafen ...«

»Komm.«

»Wohin?«, flüsterte sie. »Wohin diesmal?«

»Wie bitte? Ich verstehe dich nicht. Komm. Du musst das sehen. Etwas ist geschehen ... Etwas Seltsames. Keine von uns weiß, wie und womit das zu erklären ist. Doch ich kann es mir denken. Die Gnade ... Dir ist die Gnade der Göttin zuteil geworden, Yennefer.«

»Wovon sprichst du, Sigrdrifa?«

»Schau.«

Sie schaute. Und seufzte laut.

Brisingamen, das heilige Juwel der Modron Freyja, hing nicht mehr am Halse der Göttin. Es lag zu ihren Füßen.

»Höre ich recht?«, vergewisserte sich Crach an Craite. »Du ziehst mit dieser magischen Werkstatt nach Hindarsfjall? Die Priesterinnen überlassen dir den heiligen Brillanten? Du darfst ihn in deiner Höllenmaschine verwenden?«

»Ja.«

»Na, na. Yennefer, hast du dich etwa bekehrt? Was ist dort auf der Insel passiert?«

»Unwichtig. Ich kehre in den Tempel zurück, und fertig.«

»Und die finanziellen Mittel, um die du gebeten hast? Werden sie noch benötigt?«

»Wahrscheinlich ja.«

»Seneschall Guthlaf wird jede deiner diesbezüglichen Anordnungen erfüllen. Aber, Yennefer, gib diese Anordnungen schnell. Beeil dich. Ich habe neue Nachrichten erhalten.«

»Verdammt, das habe ich befürchtet. Sie wissen schon, wo ich bin?«

»Nein, sie wissen es noch nicht. Man hat mich stattdessen gewarnt, dass du auf den Skellige-Inseln auftauchen kannst, und mir aufgetragen, dich sofort gefangenzusetzen. Ich soll auch bei Kriegszügen Gefangene nehmen und ihnen Informationen abpressen, wenigstens Krumen von Informationen, die dich betreffen. Deinen Aufenthalt in Nilfgaard oder in den Provinzen. Yennefer, beeil dich. Wenn sie dich aufspüren und hier auf Skellige vorfinden würden, befände ich mich in einer etwas problematischen Lage.«

»Ich tue, was in meiner Macht steht. Auch in dem Sinne, dich nicht zu kompromittieren. Keine Angst.«

Crach bleckte die Zähne. »Ich sagte: >etwas<. Ich habe keine Angst vor ihnen. Weder vor den Königen noch vor den Zauberern. Sie können mir nichts tun, denn sie brauchen mich. Und dir Hilfe zu gewähren, hat mich der Lehnseid verpflichtet. Ja, ja, du hörst richtig. Formell bin ich immer noch Vasall der Krone von Cintra. Und Cirilla hat auf diese Krone einen formellen Anspruch. Als Repräsentatin von Cirilla, als ihr einziger Vormund hast du formell das Recht, mir zu befehlen, Gehorsam und Dienstleistungen zu verlangen.«

»Kasuistische Haarspalterei.«

»Klar doch.« Er lachte auf. »Das werde ich selbst rufen, lauthals, falls sich trotz allem doch noch herausstellen sollte, dass Emhyr var Emreis das Mädchen zur Heirat gezwungen hat. Auch, wenn Ciri mit Hilfe irgendwelcher juristischer Winkelzüge von der Thronfolge ausgeschlossen wird und jemand anders an ihre Stelle tritt, etwa dieser Trottel Vissegerd. Dann werde ich mich unverzüglich von Gehorsam und Lehnseid lossagen.«

»Und wenn« – Yennefer kniff die Augen zusammen – »es sich trotz allem herausstellt, dass Ciri nicht mehr lebt?«

»Sie lebt«, sagte Crach fest. »Ich weiß das sicher.«

»Woher?«

»Du wirst es nicht glauben wollen.«

»Stell mich auf die Probe.«

»Das Blut der Königinnen von Cintra«, begann Crach, »ist aufs Merkwürdigste mit dem Meer verbunden. Wenn eine Frau dieses Blutes stirbt, verfällt das Meer in wahre Raserei. Es heißt, dass Ard Skellig die Töchter Riannons beweint. Denn der Sturm ist dann so stark, dass die von Westen her anstürmenden Wellen durch Spalten und Höhlen zur Ostseite durchdringen und plötzlich aus dem Felsen salzige Rinnsale sickern. Und die ganze Insel bebt. Das einfache Volk sagt: Ard Skellig schluchzt. Es ist wieder jemand gestorben. Es ist das Blut von Riannon gestorben. Das Ältere Blut.«

Yennefer schwieg.

»Das ist kein Märchen«, fuhr Crach fort. »Ich habe es selbst gesehen, mit eigenen Augen. Dreimal. Nach dem Tod von Adalia der Seherin, nach dem Tod Calanthes ... Und nach dem Tod Pavettas, der Mutter von Ciri.«

»Pavetta«, bemerkte Yennefer, »ist gerade während eines Sturmes umgekommen, man kann also kaum sagen ...«

»Pavetta«, unterbrach sie Crach, noch immer nachdenklich, »ist nicht während des Sturmes umgekommen. Der Sturm begann nach ihrem Tod; das Meer reagierte wie üblich auf das Ableben jemandes vom cintrischen Blute. Ich habe diese Angelegenheit hinreichend lange untersucht. Und ich bin mir meiner Sache sicher.«

»Wessen bist du dir sicher?«

»Das Schiff, mit dem Pavetta und Duny fuhren, verschwand über dem Sedna-Tief. Das war nicht das erste Schiff, das dort verschwunden ist. Du weißt sicherlich davon.«

»Märchen. Schiffe erleiden Katastrophen, das ist eine ziemlich natürliche Sache ...«

»Auf den Skellige«, fiel er ihr recht scharf ins Wort, »wissen wir genug von Schiffen und Seefahrt, um natürliche Katastrophen von unnatürlichen unterscheiden zu können. Über dem Sedna-Tief gehen Schiffe unnatürlich unter. Und nicht zufällig. Das betrifft auch das Schiff, mit dem Pavetta und Duny unterwegs waren.«

»Ich will mich nicht streiten«, seufzte die Zauberin. »Was spielt das überhaupt für eine Rolle? Nach fast fünfzehn Jahren?«

»Für mich spielt es eine.« Der Jarl presste die Lippen zusammen. »Ich werde diese Angelegenheit aufklären. Das ist nur eine Frage der Zeit. Ich werde wissen ... Werde Erklärungen finden. Ich werde Erklärungen für alle Rätsel finden. Auch für das aus der Zeit des Gemetzels von Cintra ...«

»Was ist denn das nun wieder für ein Rätsel?«

»Als die Nilfgaarder Cintra stürmten«, murmelte er, während er zum Fenster hinausblickte, »befahl Calanthe, das Mädchen heimlich aus der Stadt zu bringen. Die Stadt brannte aber schon, die Schwarzen waren überall, die Chancen, aus der Belagerung auszubrechen, waren verschwindend gering. Der Königin wurde von dem riskanten Unternehmen abgeraten, man schlug vor, Ciri möge förmlich vor den Heerführern Nilfgaards kapitulieren und so ihr Leben und die cintrische Staatsräson retten. In den brennenden Straßen würde sie unweigerlich und sinnlos von der Hand des Soldatenpöbels sterben. Doch die Löwin ... Weißt du, was sie Augenzeugen zufolge gesagt haben soll?«

»Nein.«

»>Lieber soll das Blut des Mädchens auf das Pflaster von Cintra fließen, als dass es geschändet würde.< Wodurch geschändet?«

»Durch die Heirat mit Kaiser Emhyr. Dem schändlichen Nilfgaarder. Jarl, es ist schon spät. Morgen bei Tagesanbruch beginne ich ... Ich werde dich über die Fortschritte auf dem Laufenden halten.«

»Darauf zähle ich. Gute Nacht, Yenna ... Hmmm ...«

»Was ist, Crach?«

»Ob du wohl, hmmm, Lust hättest...«

»Nein, Jarl. Was war, aber nicht ist, wird nicht ins Register geschrieben. Gute Nacht.«

»Bitte, bitte.« Crach an Craite betrachtete die Besucherin, den Kopf zur Seite geneigt. »Triss Merigold in eigener Person. Was für ein ausnehmend hübsches Kleid. Und das Futter ... Das ist Chinchilla, nicht wahr. Ich würde fragen, was dich auf die Skellige führt... Wenn ich nicht wüsste, was dich herführt. Ich weiß es aber.«

»Sehr gut.« Triss lächelte verführerisch, richtete ihre schönen kastanienbraunen Haare. »Sehr gut, dass du es weißt, Jarl. Das erspart uns die Einleitung und die einführenden Erklärungen, so dass wir gleich zur Sache kommen können.«

»Zu welcher Sache?« Crach verschränkte die Arme vor der Brust und maß die Zauberin mit einem kalten Blick.

»Was hätten wir einleiten sollen, mit welchen Erklärungen rechnest du? Wen vertrittst du, Triss? In wessen Namen kommst du? König Foltest, dem du gedient hast, hat sich für deine Dienste mit dem Bann bedankt. Obwohl du dir nichts zuschulden hast kommen lassen, hat er dich aus Temerien vertrieben. Wie ich gehört habe, hat dich Philippa Eilhart unter ihre Fittiche genommen, die gegenwärtig zusammen mit Dijkstra de facto die Regierung in Redanien bildet. Wie ich sehe, bedankst du dich für das Asyl so gut wie möglich. Du zögerst nicht einmal, die Rolle einer Geheimagentin zu übernehmen, die ihre ehemalige Freundin aufspüren soll.«

»Du beleidigst mich, Jarl.«

»Ich bitte ergebenst um Verzeihung. Wenn ich mich geirrt haben sollte. Habe ich mich geirrt?« Sie schwiegen lange, maßen einander mit misstrauischen Blicken.

Schließlich winkte Triss ab, fluchte, stampfte mit dem Absatz auf. »Ach, zum Teufel! Hören wir auf, einander an der Nase herumzuführen! Was spielt es jetzt für eine Rolle, wer wem dient, wer auf wessen Seite steht, wer wem die Treue hält und aus welchen Gründen? Yennefer lebt nicht mehr. Es ist noch immer nicht bekannt, wo und in wessen Gewalt sich Ciri befindet ... Welchen Sinn hat diese Geheimniskrämerei? Ich bin nicht als Spionin gekommen, Crach. Ich bin aus eigenem Antrieb gekommen, als Privatperson. Von der Sorge um Ciri geleitet.«

»Alle sorgen sich um Ciri. Da hat das Mädchen aber Glück.« Die Augen von Triss blitzten auf. »Ich würde darüber nicht spotten. Schon gar nicht an deiner Stelle.«

»Verzeih.«

Sie schwiegen, schauten zum Fenster hinaus auf die rote Sonne, die hinter den bewaldeten Gipfeln von Spikeroog unterging.

»Triss Merigold.«

»Ich höre, Jarl.«

»Ich bitte zum Abendessen. Ach ja, der Koch lässt fragen, ob alle Zauberinnen Meeresfrüchte verschmähen.« Triss verschmähte die Meeresfrüchte nicht. Im Gegenteil, sie aß davon doppelt so viel, wie sie vorgehabt hatte, und begann sich jetzt um ihre Taille zu sorgen – um jene zweiundzwanzig Zoll, auf die sie so stolz war. Sie beschloss, die Verdauung mit Weißwein zu fördern, mit dem berühmten Est Est aus Toussaint. Wie Crach trank sie aus einem Horn.

»Yennefer«, setzte sie das Gespräch fort, »ist also am neunzehnten August hier aufgetaucht, indem sie spektakulär vom Himmel in ein Fischernetz fiel. Du als treuer Lehnsmann Cintras hast ihr Asyl gewährt. Du hast ihr geholfen, ein Megaskop zu bauen ... Mit wem sie gesprochen hat und worüber, weißt du natürlich nicht.«

Crach an Craite nahm einen kräftigen Schluck aus dem Horn und unterdrückte ein Rülpsen. »Ich weiß es nicht.« Er lächelte schlau. »Natürlich weiß ich nichts. Woher soll ich, ein armer und einfacher Seemann, etwas über die Unternehmungen mächtiger Zauberinnen wissen?«

Sigrdrifa, die Priesterin der Modron Freyja, neigte den Kopf tief, als drücke die Frage des Jarls sie wie ein Tausend-Pfund-Gewicht nieder. »Sie hat mir vertraut, Jarl«, murmelte sie kaum hörbar. »Sie hat nicht verlangt, dass ich Stillschweigen gelobe, doch ihr war offensichtlich an Diskretion gelegen. Ich weiß wirklich nicht, ob ...«

»Modron Sigrdrifa«, unterbrach Crach an Craite sie ernst. »Das, worum ich bitte, ist kein Verrat. So wie du unterstütze ich Yennefer, so wie du wünsche ich, dass sie Ciri findet und rettet. Ha, ich habe einen Bloedgeas abgelegt, einen Blutschwur! Was aber Yennefer angeht, so leitet mich die Sorge um sie. Diese Frau ist ungewöhnlich stolz. Selbst wenn sie ein sehr großes Risiko eingeht, lässt sie sich nicht zu Bitten herab. Daher kann es notwendig werden, ihr ungebeten zu Hilfe zu eilen. Um das zu tun, brauche ich Informationen.«

Sigrdrifa räusperte sich. Ihr Gesicht war ausdruckslos.

Doch als sie zu sprechen begann, zitterte ihre Stimme ein wenig. »Sie hat diese Maschine konstruiert ... Eigentlich ist das gar keine Maschine, denn es gibt da keinen Mechanismus, nur zwei Spiegel, einen schwarzen Samtvorhang, das Gehäuse, zwei Linsen, vier Lampen, na und natürlich den Brisingamen ... Wenn sie einen Zauberspruch sagt, fällt das Licht von zwei Lampen ...«

»Lassen wir die Details. Mit wem hat sie kommuniziert?«

»Sie hat mit mehreren Personen gesprochen. Mit Zauberern ... Jarl, ich habe nicht alles gehört, aber was ich gehört habe ... Unter ihnen sind wirklich nichtswürdige Leute. Keiner wollte uneigennützig helfen ... Sie haben Geld verlangt... Alle haben sie Geld verlangt...«

»Ich weiß«, murmelte Crach. »Die Bank hat mich über die Überweisungen ins Bild gesetzt, die Yennefer veranlasst hat. Einen schönen, oi, einen schönen Batzen Geld kostet mich mein Schwur! Aber Geld kommt und geht. Was ich für Yennefer und Ciri ausgegeben habe, werde ich mir in den Nilfgaarder Provinzen wiederholen. Doch sprich weiter, Mutter Sigrdrifa.«

»Manche« – die Priesterin senkte den Kopf – »hat Yennefer einfach erpresst. Sie hat zu verstehen gegeben, dass sie im Besitz kompromittierender Informationen ist und dass sie diese, falls die Zusammenarbeit verweigert wird, der ganzen Welt offenbaren wird ... Jarl... Das ist eine kluge und alles in allem gute Frau ... Aber Skrupel hat sie überhaupt nicht. Sie ist rücksichtslos. Und erbarmungslos.«

»Das weiß ich nur zu gut. Von den Einzelheiten der Erpressung will ich hingegen nichts wissen, und auch dir rate ich, sie möglichst schnell zu vergessen. Das ist gefährliches Wissen. Mit solchem Feuer sollen Außenstehende nicht spielen.«

»Ich weiß, Jarl. Dir schulde ich Gehorsam ... Und ich glaube, dass deine Ziele die Mittel heiligen. Niemand anders wird von mir etwas erfahren. Weder der Freund im freundschaftlichen Geplauder noch der Feind bei der Folter.«

»Gut, Modron Sigrdrifa. Sehr gut ... Worum es bei diesen Fragen ging, weißt du noch?«

»Ich habe nicht immer alles verstanden, Jarl. Sie haben einen Jargon benutzt, der schwer zu verstehen ist ... Es war oft die Rede von einem gewissen Vilgefortz ...«

»Natürlich.« Crach knirschte hörbar mit den Zähnen. Die Priesterin warf ihm einen furchtsamen Blick zu. »Viel war auch von Elfen und von *Wissenden* die Rede«, fuhr sie fort. »Und von magischen Portalen. Sogar vom Sedna- Tief ... Vor allem aber, glaube ich, ging es um Türme.«

»Um Türme?«

»Ja. Um zwei. Den Möwenturm und den Schwalbenturm.«

»Das habe ich vermutet«, sagte Triss. »Yennefer hat sich als Erstes den Geheimbericht der Radcliffe-Kommission verschafft, die die Ereignisse auf Thanedd untersucht hat. Ich weiß nicht, welche Nachrichten von dieser Affäre hierher gedrungen sind, nach Skellige ... Hast du vom Teleport des Möwenturms gehört? Und von der Radcliffe- Kommission?«

Crach an Craite schaute die Zauberin misstrauisch an. »Hierher, auf die Inseln« – er verzog das Gesicht – »dringt weder Politik noch Kultur. Wir sind abgeschieden.«

Triss hielt es für zweckmäßig, weder seinen Tonfall noch seine Miene zu beachten. »Die Radcliffe-Kommission hat die von Thanedd wegführenden Teleportationsspuren eingehend untersucht. Das auf der Insel befindliche Portal des Tor Lara behinderte, solange es existierte, in erheblichem Maße jegliche Teleportationsmagie. Aber wie du zweifellos weißt, ist der Möwenturm explodiert und eingestürzt, wodurch er Teleportation ermöglichte. Die meisten, die an den Ereignissen auf Thanedd beteiligt waren, haben die Insel mit Hilfe geöffneter Portale verlassen.«

»In der Tat.« Der Jarl lächelte. »Du beispielsweise bist direkt in den Brokilon geflogen. Mit einem Hexer auf dem Rücken.«

»Na bitte.« Triss schaute ihm in die Augen. »Politik dringt nicht hierher, Kultur auch nicht, aber Gerüchte dringen her. Doch lassen wir das fürs Erste, wenden wir uns wieder der Arbeit der Radcliffe-Kommission zu. Der Kommission ging es darum, genau festzustellen, wer sich von Thanedd wohin teleportiert hat. Es wurden sogenannte Synopsen verwendet, Zauber, die ein Bild vergangener Ereignisse wiedergeben können, so auch ermittelte Teleportationsspuren mit den Richtungen korrelieren, in die sie führen, und sie in der Folge bestimmten Personen zuschreiben, die die Portale geöffnet haben. Das ist praktisch in allen Fällen gelungen. Außer einem. Eine Teleportationsspur führte ins Nichts. Genauer gesagt, ins Meer. Auf das Sedna-Tief.«

»Jemand«, erkannte der Jarl sofort, »hat sich auf ein am vereinbarten Ort wartendes Schiff teleportiert. Merkwürdig ist nur, dass er sich über eine so große Entfernung teleportiert hat ... Und an einen derart berüchtigten Ort. Nun ja, wenn man das Messer an der Gurgel hat...«

»Eben. Die Kommission ist auch darauf gekommen. Und hat folgende Schlussfolgerung formuliert: Da hat Vilgefortz, der sich Ciri gegriffen, aber keinen anderen Fluchtweg mehr hatte, den Notausgang benutzt – er hat sich zusammen mit dem Mädchen zum Sedna-Tief teleportiert, auf ein dort wartendes Nilfgaarder Schiff. Gerade das erklärt der Kommission zufolge die Tatsache, dass Ciri schon am zehnten Juli am kaiserlichen Hof im Loc Grim vorgestellt wurde, gerade mal zehn Tage nach den Ereignissen auf Thanedd.«

»Nun ja.« Der Jarl kniff die Augen zusammen. »Das erklärt vieles. Versteht sich, unter der Voraussetzung, dass sich die Kommission nicht geirrt hat.«

»Freilich.« Die Zauberin hielt dem Blick stand, erlaubte sich sogar ein spöttisches Lächeln. »Im Loc Grim, versteht sich, kann ebensogut eine Doppelgängerin vorgestellt worden sein, nicht die echte Ciri. Auch das kann vieles erklären. Es erklärt jedoch nicht eine weitere Tatsache, die die Radcliffe-Kommission ermittelt hat. Eine so sonderbare Tatsache, dass sie in der ersten Version des Berichts als gar zu unwahrscheinlich nicht erwähnt wurde. Sie steht jedoch in der zweiten, streng geheimen Version des Berichts. Als Hypothese.«

»Ich bin schon seit einiger Zeit ganz Ohr, Triss.«

»Die Hypothese der Kommission lautet: Der Teleport des Möwenturms ist in Funktion getreten. Jemand ist durch ihn hindurchgegangen, und die Energie dieses Durchgangs war so groß, dass der Teleport explodierte und zerstört wurde.

»Yennefer«, fuhr Triss nach kurzem Schweigen fort, »muss davon erfahren haben. Von dem, was die Radcliffe- Kommission herausgefunden hat. Was sie in dem Geheimbericht festgehalten hat. Es besteht also die Chance ... der Schatten einer Chance ... dass es Ciri gelungen ist, unbeschadet durch das Portal des Tor Lara zu gehen. Dass sie Nilfgaard und Vilgefortz entkommen ist...«

»Wo befindet sie sich dann?«

»Das wüsste ich auch gern.«

Es war verteufelt dunkel, der hinter Wolkenhaufen verborgene Mond spendete überhaupt kein Licht. Im Vergleich zur vorangegangenen war die Nacht jedoch ausnehmend wenig windig und darum nicht so kalt. Das Boot schaukelte kaum auf der von Wellen gekräuselten Wasseroberfläche. Es roch nach Morast. Nach faulenden Pflanzen. Und nach Aalschleim.

Irgendwo am Ufer schlug ein Biber den Schwanz aufs Wasser, so dass beide aufschraken. Ciri war sich sicher, dass Vysogota eingenickt war und der Biber ihn geweckt hatte.

»Erzähl weiter«, sagte sie und wischte sich die Nase an einer sauberen, noch nicht mit Schleim bedeckten Stelle des Ärmels ab. »Schlaf nicht. Wenn du wegnickst, fallen mir auch die Augen zu, uns wird noch die Strömung davontragen, und wir wachen auf dem Meer auf! Erzähl weiter von diesen Teleporten!«

»Als du von Thanedd geflohen bist«, fuhr der Einsiedler fort, »bist du durch das Portal im Möwenturm gegangen, im Tor Lara. Geoffrey Monck aber, die höchste Autorität in Fragen der Teleportation, Verfasser eines Buches mit dem Titel *Die Magie des Älteren Volkes,* welches das Opus magnum des Wissens über Elfen-Teleports ist, schreibt, dass das Portal des Tor Lara zum Schwalbenturm führt, zum Tor Zireael...«

»Der Teleport auf Thanedd war kaputt«, unterbrach ihn Ciri. »Vielleicht hat er früher einmal, ehe er kaputtgegangen ist, zu einem Turm geführt. Aber jetzt führt er in die Wüste. Das nennt man ein chaotisches Portal. Ich habe das studiert.«

»Ich, stell dir vor, auch«, schnaubte der Alte. »An vieles von dem erinnere ich mich. Deswegen wundere ich mich auch so über deine Erzählung ... Über manche Teile davon. Und zwar ebendie, die die Teleportation betreffen ...«

»Kannst du deutlicher sprechen?«

»Kann ich, Ciri. Ich kann. Aber jetzt ist es höchste Zeit, die Reuse einzuholen. Es sind bestimmt schon Aale darin. Fertig?«

»Fertig.« Ciri spuckte in die Hände und griff nach dem Bootshaken. Vysogota fasste die im Wasser verschwindende Schnur.

»Heraus damit. Hau ... ruck! Und ins Boot! Fang sie, Ciri, fang! In den Korb, sonst entwischen sie!«

Schon die zweite Nacht fuhren sie mit dem Einbaum in einen sumpfigen Nebenarm des Flusses, legten Reusen für die Aale aus, die massenhaft zum Meer zogen. In die Hütte kehrten sie weit nach Mitternacht zurück, von oben bis unten mit Schleim beschmiert, nass und hundemüde.

Doch sie legten sich nicht gleich schlafen. Der für den Tauschhandel bestimmte Fang musste in Kästen gelegt und gut verschlossen werden – wenn die Aale den kleinsten Spalt gefunden hätten, wäre am Morgen kein einziger in dem Kasten gewesen. Als sie mit der Arbeit fertig waren, zog Vysogota zwei oder drei der dicksten Aale die Haut ab, schnitt sie in Stücke, wälzte sie in Mehl und briet sie in einer riesigen Pfanne. Dann aßen sie und redeten.

»Weißt du, Ciri, mich lässt immer noch eine Sache nicht schlafen. Ich habe nicht vergessen, wie wir uns gleich nach deiner Genesung nicht auf das Datum einigen konnten, dabei hatte die Wunde auf deiner Wange den genauesten nur denkbaren Kalender gebildet. Diese Wunde konnte nicht älter als zehn Stunden sein, du aber hast darauf bestanden, du seiest vor vier Tagen verwundet worden. Obwohl ich mir sicher war, dass es sich um einen gewöhnlichen Irrtum handelte, konnte ich nicht aufhören, darüber nachzudenken, also habe ich mir die Frage gestellt: Wo sind diese verlorenen vier Tage geblieben?«

»Und? Wo sind sie deiner Meinung nach geblieben?«

»Ich weiß es nicht.«

»Schön so.«

Der Kater machte einen langen Satz, die von den Krallen festgenagelte Maus piepste dünn. Der Kater biss ihr ohne Eile die Kehle durch, riss die Innereien heraus und begann sie mit Appetit zu fressen. Ciri schaute gleichgültig zu.

»Der Teleport des Möwenturms«, begann Vysogota wieder, »führt zum Schwalbenturm. Der Schwalbenturm aber...«

Der Kater hatte die Maus aufgefressen, nur den Schwanz ließ er zum Nachtisch übrig.

»Der Teleport vom Tor Lara«, sagte Ciri und gähnte herzhaft, »ist kaputt und führt in die Wüste. Das habe ich dir bestimmt schon hundertmal gesagt.«

»Nicht darum geht es, sondern um etwas anderes. Darum, dass es eine Verbindung zwischen diesen beiden Teleports gibt. Das Portal im Tor Lara war kaputt, zugegeben. Aber da ist noch der Teleport im Tor Zireael. Wenn du zum Schwalbenturm gelangen könntest, könntest du dich zurück auf die Insel Thanedd teleportieren. Du würdest dich weit entfernt von der Gefahr befinden, die dir droht, außer Reichweite deiner Feinde.«

»Ha! Das würde mir passen. Die Sache hat nur einen kleinen Haken. Ich habe keine Ahnung, wo sich dieser Schwalbenturm befindet.«

»Dagegen kann ich vielleicht Abhilfe schaffen. Weißt du, Ciri, was ein Universitätsstudium einem Menschen ein- bringt?«

»Nein. Was?«

»Die Fähigkeit, sich der Quellen zu bedienen.«

»Ich wusste«, sagte Vysogota stolz, »dass ich es finde. Ich habe gesucht, gesucht und ... Oh, Mist...«

Der Stapel schwerer Bücher rutschte ihm aus den Fingern, die Inkunabeln polterten zu Boden, die Blätter fielen aus den morschen Einbänden und verstreuten sich ungeordnet.

»Was hast du gefunden?« Ciri kniete sich neben ihn, half ihm, die verstreuten Seiten einzusammeln.

»Den Schwalbenturm!« Der Einsiedler scheuchte den Kater fort, der sich frech auf eine der Seiten gesetzt hatte.

»Tor Zireael. Hilf mir.«

»Das ist vielleicht staubig! Das klebt aber! Vysogota? Was ist das? Hier, auf diesem Bild? Dieser Mensch, der am Baum hängt?«

»Das?« Vysogota betrachtete die lose Seite. »Eine Szene aus der Legende von Hemdall. Der Heros Hemdall hing neun Tage und neun Nächte an der Weltesche, um durch Aufopferung und Schmerz Wissen und Macht zu erlangen.«

Ciri rieb sich die Stirn. »Ein paarmal habe ich so etwas geträumt. Ein Mensch, der an einem Baum hängt...«

»Der Stich ist... da, aus diesem Buch herausgefallen. Wenn du willst, kannst du später darin lesen. Am wichtigsten ist jetzt aber ... Ach, da habe ich es endlich. *Streifzüge auf Wegen und zu Orten der Magie* von Buyvid Backhuysen, ein Buch, das manche für apokryph halten ...«

»Das heißt, für Schwindel?«

»Mehr oder weniger. Es hat aber auch Leute gegeben, die das Buch zu schätzen wussten ... Also, hör zu ... Verdammt, ist das hier dunkel...«

»Es ist hell genug, du wirst einfach auf deine alten Tage allmählich blind«, sagte Ciri mit der unbekümmerten Grausamkeit, die der Jugend eignet. »Gib her, ich lese selber. Von welcher Stelle?«

»Hier.« Er zeigte sie mit seinem knochigen Finger. »Lies laut.«

»Eine komische Sprache hat dieser Buyvid geschrieben. Assengard war wohl irgend so ein Schloss, wenn ich mich nicht irre. Aber was ist das für ein Land: Hundertseen? Davon habe ich nie gehört. Und was ist Trifolium?«

»Klee. Und von Assengard und den Hundertseen erzähle ich dir, wenn du zu Ende gelesen hast.«

»Und kaum daß der Elf Avallac'h selbige Worte gesprochen hatte, schon liefen geschwind unter den Wassern des Sees hervor jene kleinen und schwarzen Vögelein, die in der Tiefe den ganzen Winter hindurch Zuflucht gefunden hatten. Denn die Schwalbe, wie gelehrte Leute wohl wissen, fliegt nicht nach Art der anderen Vögel im Herbste davon und kehrt im Frühling nicht zurück, sondern klammert sich mit den kleinen Krallen zu großen Haufen zusammen und sinkt an den Grund der Wasser, auf daß sie dort die ganze Winterszeit überdauert und erst im Frühling *de profundis* aus den Wassern hervorfliegt. Denn es ist dieser Vogel nicht nur das Symbol von Frühling und Hoffnung, sondern auch ein Exempel unbefleckter Reinheit, denn er setzt sich nimmermehr auf den Erdboden und hat keinerlei Berührung mit irdischem Schmutz und Unflat.

Kehren wir jedoch zu unserem See zurück: Die kreisenden Vögelein, deuchte uns, zerstreuten mit ihren Flügelein den Nebel, denn *tandem* unerwartet trat aus dem Nebel ein wundersamer, zauberischer Turm hervor, wir aber seufzten allesamt vor Erstaunen wie aus einem Munde, denn es war dieser Turm wie aus Dunst gewebt, und hatte Nebelschwaden als *fundamentum,* an der Spitze jedoch war er von funkelndem Lichtschein bekränzt, von einer zauberischen *aurora borealis.* Wahrlich, mit mächtiger magischer Kunst mußte jener Turm erbaut sein, menschlichem Verstände unfaßlich.

Der Elf Avallac'h ward unserer Bewunderung gewahr und sprach: >Das ist Tor Zireael, der Schwalbenturm. Das ist der Kreuzweg der Welten und das Tor der Zeit. Erfreue, Mensch, deine Augen an diesem Anblick, denn nicht jedem ist er gegeben und nicht zu jeglicher Zeit.<

Auf die Frage indes, ob wir herangehen könnten und selbigen Turm aus der Nähe betrachten oder *proprio, manu* berühren könnten, lachte Avallac'h. >Der Tor Zireael<, sprach er, >ist für euch ein Traumgebilde, man berührt einen Traum nicht. Und das ist gut<, setzte er hinzu, >denn der Turm dient allein den Wissenden und den wenigen Auserwählten, für die das Tor der Zeit das Tor zu Hoffnung und Wiedergeburt ist. Für das gemeine Volk aber ist es das Tor zum Alptraum<. Kaum daß er diese Worte gesprochen hatte, fielen wieder die Nebel herab und versagten unseren Augen jenen zauberischen Anblick ...«

»Die Landschaft Hundertseen«, erklärte Vysogota, »heißt heute Mil Trachta. Es ist eine sehr ausgedehnte, vom Fluss Yelena durchschnittene Seenplatte im nördlichen Teil von Metinna, nahe der Grenze zu Nasair und Mag Turga. Buyvid Backhuysen schreibt, dass sie von Norden her zu dem See gegangen sind, von Assengard ... Heute gibt es Assengard nicht mehr, es sind nur Ruinen übrig, die nächstgelegene Stadt ist Neunreuth. Buyvid hat von Assengard sechzehn Wegstunden gezählt. Als Längenmaß wurde die Stunde für unterschiedliche Entfernungen verwendet, aber nehmen wir die häufigste Rechnung an, der zufolge sechzehn Wegstunden ungefähr fünfzig Meilen ergeben. In südlicher Richtung von Assengard, das von uns, dem Pereplut, etwa dreihundertfünfzig Meilen entfernt ist. Mit anderen Worten, vom Schwalbenturm trennen dich plus minus dreihundert Meilen, Ciri. Auf deiner Kelpie wärst du so um die zwei Wochen unterwegs. Natürlich im Frühling. Nicht jetzt, da in ein, zwei Tagen Frost kommen kann.«

»Von Assengard, von dem ich gelesen habe«, murmelte Ciri und zog nachdenklich die Nase kraus, »sind von damals Ruinen geblieben. Und ich habe mit eigenen Augen die Elfenstadt Shaerrawedd in Kaedwen gesehen, ich war dort. Die Menschen haben alles herausgeklaubt und ausgeschlachtet, haben nur den nackten Stein übrig gelassen. Ich wette, dass von deinem Schwalbenturm auch nur Steine übrig sind, und zwar die größeren, die kleinen hat man bestimmt gestohlen. Wenn dann da noch ein Portal war ...«

»Der Tor Zireael war magisch. Nicht für alle sichtbar. Und Teleports sind niemals zu sehen.«

»Stimmt«, gab sie zu und wurde nachdenklich. »Der auf Thanedd war es nicht. Er erschien plötzlich auf einer nackten Wand ... Übrigens gerade rechtzeitig, denn dieser Zauberer, der mich verfolgte, war schon nahe ... Ich hörte ihn ... Und da, wie auf Bestellung, erschien das Portal.«

»Ich bin mir sicher«, sagte Vysogota leise, »wenn du zum Tor Zireael kämst, würde das Portal dort sich dir ebenfalls offenbaren. Und sei es in Ruinen, inmitten nackter Steine. Ich bin mir sicher, dass du es finden und aktivieren könntest. Und es würde, da bin ich mir sicher, deinem Befehl gehorchen. Denn ich glaube, Ciri, du bist eine Auserwählte.«

»Deine Haare, Triss, sind wie Feuer im Kerzenschein. Und deine Augen sind wie Lapislazuli. Deine Lippen sind wie Korallen ...«

»Hör auf, Crach. Hast du dich betrunken, oder was? Gieß mir noch Wein ein. Und erzähl.«

»Wovon denn?«

»Stell dich nicht dumm! Davon, wie sich Yennefer entschloss, auf das Sedna-Tief zu fahren.«

»Wie kommst du voran? Erzähl, Yennefer.«

»Zuerst wirst du mir eine Frage beantworten: Wer sind die beiden Frauen, denen ich jedes Mal begegne, wenn ich zu dir komme? Und die mich jedes Mal mit Blicken bedenken, die normalerweise einem auf dem Sofa liegenden Stück Katzendreck vorbehalten sind? Wer sind sie?«

»Nach formalrechtlichem Status oder tatsächlich?«

»Letzteres.«

»Dann sind das meine Frauen.«

»Ich verstehe. Erkläre ihnen vielleicht bei passender Gelegenheit, dass das, was war, aber nicht ist, nicht ins Register geschrieben wird.«

»Habe ich schon. Aber Weiber sind eben Weiber. Lassen wir das. Erzähl, Yennefer. Mich interessieren die Fortschritte bei deiner Arbeit.«

Die Zauberin biss sich auf die Lippen. »Leider sind die Fortschritte minimal. Und die Zeit verrinnt.«

»Sie verrinnt.« Er nickte. »Und bringt immer neue Sensationen. Ich habe Nachrichten vom Kontinent erhalten, die dich interessieren müssten. Sie kommen aus dem Korps Vissegerds. Du weißt hoffentlich, wer Vissegerd ist?«

»Ein General aus Cintra?«

»Ein Marschall. Genauer: Hofmarschall. Er führt ein zum Bestand der temerischen Armee gehörendes Korps, das aus cintrischen Emigranten und Freiwilligen besteht. Dort dienen genug Freiwillige von den Inseln, um mir Nachrichten aus erster Hand zu verschaffen.«

»Und welche sind das?«

»Du bist am neunzehnten August hier auf die Skellige gekommen, zwei Tage nach Vollmond. Am selben Tage, also am neunzehnten, hat das Korps von Vissegerd im Verlauf von Kämpfen an der Ina eine Gruppe von Flüchtlingen aufgegriffen, unter denen sich Geralt und dieser mit ihm bekannte Troubadour befanden ...«

»Rittersporn?«

»Genau. Vissegerd hat beide der Spionage angeklagt, hat sie gefangengesetzt und wollte sie hinrichten lassen, doch beide Gefangenen sind geflohen und haben die Nilfgaarder auf Vissegerd gehetzt, mit denen sie angeblich im Komplott waren.«

»Unsinn.«

»Das glaube ich auch. Aber es geht mir im Kopfe herum, dass der Hexer entgegen dem, was du denkst, vielleicht irgendeinen schlauen Plan verfolgt. Dass er sich, um Ciri zu retten, in die Gunst der Nilfgaarder einschleicht...«

»Ciri ist nicht in Nilfgaard. Und Geralt verfolgt keinerlei Plan. Planung ist nicht seine stärkste Seite. Lassen wir das. Wichtig ist, dass wir schon den sechsundzwanzigsten September haben und ich immer noch zu wenig weiß. Zu wenig, um etwas zu unternehmen ... Es sei denn ...«

Sie verstummte, den Blick zum Fenster gerichtet, und spielte mit dem an dem schwarzen Samtband befestigten Stein aus Obsidian.

»Es sei denn?«

»Statt mich über Geralt lustig zu machen, könnte ich seine Methode versuchen.«

»Ich verstehe nicht.«

»Ich könnte versuchen, mich aufzuopfern. Opferbereitschaft soll sich ja auszahlen, gute Wirkung zeitigen ... Und sei es in Gestalt der Huld einer Göttin. Die diejenigen liebt und schätzt, die sich aufopfern und für eine Sache leiden.«

Er runzelte die Stirn. »Ich verstehe immer noch nicht. Aber mir gefällt nicht, was du sagst, Yennefer.«

»Ich weiß. Mir auch nicht. Aber ich bin ohnehin schon zu weit gegangen ... Der Tiger hat vielleicht schon das Zicklein meckern hören ...«

»Das hatte ich befürchtet«, flüsterte Triss. »Ebendas hatte ich befürchtet.«

»Das heißt, ich habe damals richtig verstanden.« Crach an Craites Kiefermuskeln begannen heftig zu spielen.

»Yennefer wusste, dass jemand die Gespräche abgehört hatte, die sie mit Hilfe der Höllenmaschine geführt hatte. Oder dass einer von den Gesprächspartnern sie heimtückisch verraten würde ...«

»Oder beides.«

»Sie wusste es.« Crach knirschte mit den Zähnen. »Aber sie tat weiter, was sie begonnen hatte. Weil das ein Köder sein sollte? Sie selbst sollte der Köder sein? Sie gab vor, mehr zu wissen, als sie wusste, um den Feind zu provozieren? Und sie fuhr auf das Sedna-Tief ...«

»Als Herausforderung. Als Provokation. Wobei sie ein schreckliches Risiko einging, Crach.«

»Ich weiß. Sie wollte niemanden von uns der Gefahr aussetzen ... außer Freiwilligen. Darum bat sie um zwei Drachenboote ...«

»Ich habe die beiden Schiffe für dich, um die du gebeten hast. Die >Alkyone< und die >Tamara<. Und die Besatzungen, versteht sich. Die >Alkyone< wird Guthlaf, der Sohn Svens, führen; er hat um diese Ehre gebeten, du gefällst ihm, Yennefer.

Die >Tamara< führt Asa Thjazi, ein Kapitän, zu dem ich absolutes Vertrauen habe. Ach, beinahe hätte ich es vergessen. Zur Besatzung der >Tamara< wird mein Sohn gehören, Hjalmar Schieflippe.«

»Dein Sohn? Wie alt ist er?«

»Neunzehn.«

»Du hast früh angefangen.«

»Fass dir an die eigene Nase. Hjalmar hat aus persönlichen Gründen darum gebeten, in die Besatzung aufgenommen zu werden. Ich konnte es ihm nicht abschlagen.«

»Aus persönlichen Gründen?«

»Kennst du diese Geschichte wirklich nicht?«

»Nein. Erzähle.«

Crach an Craite leerte das Trinkhorn, lächelte, in Gedanken bei seinen Erinnerungen.

»Die Kinder von Ard Skellig«, begann er, »fahren im Winter begeistert Schlittschuh, können es kaum erwarten, dass Frost kommt. Die ersten gehen aufs Eis, kaum dass der See überfriert, auf eine so dünne Decke, dass sie keinen Erwachsenen tragen würde. Das Beste sind natürlich die Wettläufe. Schwung holen und laufen, was das Zeug hält, von einem Seeufer zum anderen. Die Jungs aber veranstalten Wettkämpfe im sogenannten

>Lachssprung<. Dabei geht es darum, auf den Schlittschuhen über Felsspitzen zu springen, die wie Haizähne aus dem Eis ragen. So wie ein Lachs, wenn er über die Stufen von Wasserfällen hinaufspringt. Man sucht sich eine entsprechend lange Reihe von solchen Steinen, nimmt Anlauf ... Ha, ich bin als Rotznase selber so gesprungen ...« Crach an Craite wurde nachdenklich, lächelte ein wenig.

»Natürlich«, fuhr er fort, »gewann derjenige und spreizte sich hernach wie ein Pfau, der die längste Reihe Felsen übersprungen hatte. Seinerzeit, Yennefer, ist diese Ehre oft deinem untertänigsten Diener und gegenwärtigen Gesprächspartner zuteilgeworden, oho. Zu der Zeit, die uns mehr interessiert, war der Champion meistens mein Sohn, Hjalmar. Er sprang über solche Felsen, die zu überspringen sich keiner von den Jungen traute. Und ging mit hoch erhobener Nase einher, forderte alle heraus, dass sie versuchen sollten, ihn zu besiegen. Und seine Herausforderung wurde angenommen. Von Ciri, der Tochter Pavettas von Cintra. Sie war nicht einmal eine von den Inseln, obwohl sie sich dafür hielt, denn hier verbrachte sie mehr Zeit als in Cintra.«

»Sogar nach dem Unfall Pavettas? Ich dachte, Calanthe habe ihr verboten, sich hier aufzuhalten?«

»Das weißt du?« Er warf ihr einen schnellen Blick zu. »Also du weißt eine Menge, Yennefer. Eine Menge. Calanthes Zorn und Verbote dauerten nicht länger als ein halbes Jahr, dann begann Ciri wieder, hier Sommer und Winter zu verbringen ... Mit den Schlittschuhen lief sie wie der Teufel, aber dass sie mit den Jungen um die Wette

>Lachssprünge< machen würde? Und Hjalmar herausfordern? Nicht auszudenken!«

»Sie ist gesprungen«, erriet die Zauberin.

»Ja. Dieses kleine cintrische Halbteufelchen ist gesprungen. Ein wahres Löwenjunges vom Blute der Löwin. Und Hjalmar, um sich nicht zum Gespött zu machen, musste einen Sprung über eine noch längere Reihe von Felsen riskieren. Er riskierte es. Er brach sich ein Bein, brach sich einen Arm, brach sich vier Rippen und zerschlug sich das Gesicht. Die Narbe bleibt ihm bis ans Lebensende. Hjalmar Schieflippe! Und seine berühmte Verlobte. He, he!«

»Verlobte?«

»Das wusstest du auch nicht? Du weißt so viel und das nicht? Sie kam ihn besuchen, als er nach dem berühmten Sprung dalag und sich kurierte. Sie las ihm vor, erzählte, hielt Händchen ... Und wenn jemand ins Zimmer kam, wurden sie beide rot wie Radieschen. Na, und schließlich teilte mir Hjalmar mit, dass sie sich verlobt hatten. Mich traf beinahe der Schlag. Ich werde dir, du Rotzlöffel, sagte ich ihm darauf, eine Verlobung ausrichten, aber mit dem Ochsenziemer! Und mir wurde ein bisschen bange, denn ich hatte gemerkt, dass das Löwenjunge heißes Blut hatte, bei der ging alles ruck-zuck, sie war eine Draufgängerin, um nicht zu sagen eine kleine Ver rückte ... Zum Glück lag Hjalmar ganz in Schienen und Verbänden da, Dummheiten konnten sie also nicht machen ...«

»Wie alt waren sie damals?«

»Er fünfzehn, sie knapp zwölf.«

»Da hast du mit den Befürchtungen vielleicht ein wenig übertrieben.«

»Vielleicht. Aber Calanthe, der ich von allem erzählen musste, hat die Sache keineswegs auf die leichte Schulter genommen. Ich weiß, sie hatte Heiratspläne mit Ciri, es ging wohl um den jungen Tankred Thyssen von Kovir oder vielleicht um den redanischen Radowid, ich weiß es nicht genau. Aber Gerüchte konnten den Heiratsplänen schaden, sogar Gerüchte über unschuldige Küsse oder halb unschuldiges Geknutsche ... Calanthe nahm Ciri unverzüglich mit nach Cintra. Das Mädchen bockte, heulte Rotz und Wasser, aber es half nichts. Die Löwin von Cintra ließ nicht mit sich diskutieren. Hjalmar lag danach zwei Tage lang mit dem Gesicht zur Wand und gab niemandem Antwort. Sobald er wieder gesund war, wollte er ein Skiff stehlen und ganz allein nach Cintra fahren. Er kriegte was mit dem Riemen und beruhigte sich wieder. Aber dann ...«

Crach an Craite verstummte, dachte nach.

»Dann kam der Sommer, darauf der Herbst, und schon wälzte sich von der Südwand her, über die Marnadal- Treppe, die ganze Macht Nilfgaards gegen Cintra. Und Hjalmar fand eine andere Gelegenheit, zum Manne zu werden. In Marnadal, bei Cintra, dann bei Sodden bot er den Schwarzen mutig die Stirn. Auch später, als die Drachenboote gegen die Nilfgaarder Küsten fuhren, rächte Hjalmar mit dem Schwert in der Hand seine Fast- Verlobte, die man damals für tot hielt. Ich glaubte das nicht, denn die Phänomene waren nicht aufgetreten, von denen ich dir erzählt habe ... Nun, und jetzt, da Hjalmar von einer möglichen Rettungsexpedition erfahren hat, hat er sich freiwillig gemeldet.«

»Danke für die Erzählung, Crach. Ich habe mich beim Zuhören erholt. Habe die ... Sorgen vergessen.«

»Wann brichst du auf, Yennefer?«

»In den nächsten Tagen. Vielleicht sogar morgen. Ich habe noch eine letzte Telekommunikation zu erledigen.«

Die Augen Crach an Craites waren wie die eines Falken. Sie bohrten tief, bis zum Grunde ...

»Weißt du nicht zufällig, Triss Merigold, mit wem Yennefer das letzte Gespräch geführt hat, ehe sie die Höllenmaschine auseinandernahm? In der Nacht vom siebenundzwanzigsten zum achtundzwanzigsten August? Mit wem? Und worüber?«

Triss verbarg die Augen unter den Wimpern.

Der durch den Brillanten gebrochene Lichtstrahl ließ die Oberfläche des Spiegels aufblitzen. Yennefer streckte beide Hände aus, skandierte einen Zauberspruch. Der blendend helle Lichtreflex wurde zu zusammengeballtem Nebel, und daraus begann bald ein Bild hervorzutreten. Das Bild eines Zimmers, dessen Wände mit bunten Tapisserien bedeckt waren.

Eine Bewegung im Fenster. Und eine beunruhigte Stimme. »Wer? Wer ist da?«

»Ich bin es, Triss.«

»Yennefer! Du bist das? Götter! Woher ... Wo bist du?«

»Es ist unwichtig, wo ich bin. Blockiere nicht, denn das Bild schwankt. Und nimm den Leuchter weg, er blendet.«

»Gleich. Natürlich.«

Obwohl es spät am Abend war, trug Triss Merigold weder ein Negligé noch ihre Arbeitskleidung. Sie hatte ein Ausgehkleid an. Wie üblich hochgeschlossen.

»Können wir uns frei unterhalten?«

»Natürlich.«

»Du bist allein?«

»Ja.«

»Du lügst.«

»Yennefer ...«

»Du täuschst mich nicht, Rotznase. Ich kenne deine Miene, habe sie lange genug gesehen. So eine hattest du, als du angefangen hast, hinter meinem Rücken mit Geralt zu schlafen. Damals hast du dieselbe unschuldig- schafsmäßige Maske aufgesetzt, die ich jetzt auf deinem Gesicht sehe. Und jetzt bedeutet sie dasselbe wie damals!«

Triss wurde rot. Und neben ihr erschien im Fenster Philippa Eilhart, gekleidet in ein dunkelblaues Männerwams.

»Bravo«, sagte sie. »Wie üblich schnell, wie üblich scharfsinnig. Wie üblich schwer zu fassen und zu verstehen. Ich freue mich, dich bei Gesundheit zu sehen, Yennefer. Ich bin froh, dass die wahnsinnige Teleportation aus Montecalvo kein tragisches Ende genommen hat.«

»Nehmen wir an, das freut dich wirklich.« Yennefer verzog den Mund. »Obwohl das sehr kühne Annahmen sind. Doch lassen wir das. Wer hat mich verraten?«

Philippa zuckte mit den Schultern. »Ist das wichtig? Seit vier Tagen schon nimmst du Kontakt zu Verrätern auf. Zu solchen, für die Käuflichkeit und Verrat die zweite Natur sind. Und zu solchen, die du selbst zum Verrat gezwungen hast. Einer davon hat dich verraten. Der normale Lauf der Dinge. Sag nicht, du hättest das nicht erwartet.«

»Natürlich habe ich es erwartet«, fauchte Yennefer. »Der beste Beweis dafür ist, dass ich Kontakt mit euch aufnehme. Das musste ich ja nicht.«

»Musstest du nicht. Das heißt, du hast ein Interesse daran.«

»Bravo. Wie üblich schnell, wie üblich scharfsinnig. Ich habe Kontakt zu euch aufgenommen, um euch zu versichern, dass das Geheimnis eurer Loge bei mir sicher ist. Ich werde euch nicht verraten.«

Philippa schaute sie unter gesenkten Lidern hervor an. »Wenn du darauf zählst«, sagte sie schließlich, »dass du mit dieser Erklärung Zeit gewonnen hast, Ruhe und Sicherheit, dann hast du dich verrechnet. Machen wir uns nichts vor, Yennefer. Indem du aus Montecalvo geflohen bist, hast du deine Wahl getroffen, dich auf eine bestimmte Seite der Barrikade gestellt. Wer nicht mit der Loge ist, der ist gegen die Loge. Jetzt versuchst du, uns beim Auffinden von Ciri zuvorzukommen, und die Motive, die dich leiten, sind den unseren entgegengesetzt. Du handelst gegen uns. Du willst nicht zulassen, dass wir Ciri zu unseren politischen Zwecken benutzen. Du sollst also wissen, dass wir alles tun werden, damit du das Mädchen nicht zu deinen sentimentalen Zwecken benutzen kannst.«

»Also Krieg?«

»Konkurrenz.« Philippa lächelte giftig. »Nur Konkurrenz, Yennefer.«

»Anständig und ehrenhaft?«

»Du machst wohl Witze.«

»Na klar. Zumindest eine bestimmte Angelegenheit möchte ich aber ehrlich und eindeutig zur Sprache bringen. Wobei ich übrigens darauf zähle, dass es mir etwas einbringt.«

»Rede.«

»Im Laufe der nächsten Tage, vielleicht sogar morgen, wird es zu Ereignissen kommen, deren Folgen ich nicht vorherzusehen vermag. Es kann geschehen, dass unsere Konkurrenz und Rivalität plötzlich keine Bedeutung mehr haben. Aus einem einfachen Grunde. Die Konkurrentin wird nicht mehr da sein.«

Philippa Eilhart kniff die mit blauem Lidschatten hervorgehobenen Augen zusammen. »Verstehe.«

»Sorgt dann dafür, dass ich postum meinen Ruf und guten Namen zurückerlange. Dass ich nicht mehr für eine Verräterin und eine Komplizin von Vilgefortz gehalten werde. Ich bitte die Loge darum. Ich bitte dich persönlich.«

Philippa schwieg einen Moment lang.

»Ich schlage die Bitte ab«, sagte sie schließlich. »Es tut mir leid, aber deine Rehabilitation liegt nicht im Interesse der Loge. Wenn du stirbst, wirst du als Verräterin sterben. Du wirst für Ciri eine Verräterin und Verbrecherin sein, denn dann ist es leichter, das Mädchen zu manipulieren.«

»Ehe du etwas tust, was tödlich enden kann«, brachte Triss plötzlich hervor, »hinterlass uns ...«

»Ein Testament?«

»Etwas, das es uns erlaubt ... weiterzumachen ... Deinen Weg weiterzugehen. Ciri zu finden. Denn hier geht es ja vor allem um ihr Wohl! Um ihr Leben! Yennefer, Dijkstra hat ... gewisse Spuren gefunden. Wenn es Vilgefortz ist, der Ciri hat, dann droht dem Mädchen ein schrecklicher Tod.«

»Sei still, Triss«, zischte Philippa Eilhart scharf. »Hier wird nicht gehandelt oder gefeilscht.«

»Ich werde für euch Hinweise zurücklassen«, sagte Yennefer langsam. »Ich werde Informationen darüber zurücklassen, was ich herausgefunden habe, und darüber, was ich vorhabe. Ich lasse eine Spur zurück, der ihr folgen könnt. Aber nicht umsonst. Wenn ihr mich nicht in den Augen der Welt rehabili tieren wollt, dann zum Teufel mit euch und mit der Welt. Aber rehabilitiert mich wenigstens in den Augen eines Hexers.«

»Nein«, schlug ihr Philippa die Bitte fast augenblicklich ab. »Das ist ebenfalls nicht im Interesse der Loge. Für deinen Hexer wirst du ebenfalls eine Verräterin und eine käufliche Zauberin bleiben. Es ist nicht im Interesse der Loge, dass er wild drauflos schlägt, um dich zu rächen; wenn er dich aber verachtet, wird er keine Rache üben. Übrigens ist er wohl schon tot. Oder wird jeden Tag sterben.«

»Die Information«, sagte Yennefer dumpf, »für sein Leben. Rette ihn, Philippa.«

»Nein, Yennefer.«

»Weil es nicht im Interesse der Loge ist.« In den Augen der Zauberin flammte ein violettes Feuer auf. »Hast du gehört, Triss? Da hast du deine Loge. Da hast du ihr wahres Gesicht, ihre wahren Interessen. Und was sagst du dazu? Du warst dem Mädchen eine Mentorin, fast – du hast es selbst gesagt – eine große Schwester. Und Geralt...«

»Komm Triss nicht romantisch, Yennefer.« Philippa revanchierte sich mit Feuer in den Augen. »Wir werden das Mädchen ohne deine Hilfe finden und retten. Aber wenn es dir gelingt, dann ist das schön, tausend Dank auch, denn du ersparst uns die Mühe. Du reißt Vilgefortz das Mädchen aus den Händen und wir dir. Und Geralt? Wer ist Geralt?«

»Hast du gehört, Triss?«

»Verzeih mir«, sagte Triss Merigold dumpf. »Verzeih, Yennefer.«

»O nein, Triss. Niemals.«

Triss schaute zu Boden. Die Augen Crach an Craites waren wie die eines Falken.

»Am Tage nach dieser letzten geheimnisvollen Kommunikation«, sagte der Jarl der Skellige-Inseln langsam,

»derjenigen, von der du, Triss Merigold, nichts weißt, hat Yennefer die Inseln verlassen, Kurs auf das Sedna-Tief genommen. Als ich sie fragte, warum sie ausgerechnet dorthin fährt, schaute sie mir in die Augen und erwiderte,

sie habe vor zu überprüfen, worin sich Naturkatastrophen von unnatürlichen unterscheiden. Sie fuhr mit zwei Drachenbooten, der >Tamara< und der >Alkyone<, mit Besatzungen, die ausschließlich aus Freiwilligen bestanden. Das war am achtundzwanzigsten August, vor zwei Wochen. Ich habe sie nicht mehr gesehen.«

»Wann hast du erfahren ...«

»Fünf Tage danach«, unterbrach er sie scharf. »Drei Tage nach dem Septemberneumond.«

Der Kapitän Asa Thjazi, der vor dem Jarl saß, war unruhig. Er leckte sich die Lippen, rutschte auf der Bank hin und her, knetete die Finger derart, dass die Knöchel knackten. Die rote Sonne, die sich endlich aus den tief am Himmel hängenden Wolken gelöst hatte, sank langsam über Spikeroog herab. »Rede, Asa«, befahl Crach an Craite.

Asa Thjazi räusperte sich heftig. »Wir fuhren schnell«, setzte er den Bericht fort, »der Wind stand günstig, wir machten gut zwölf Knoten. So sahen wir schon am neunundzwanzigsten nachts das Licht des Leuchtturms von Peixe de Mar. Wir drehten ein wenig nach Westen ab, um nicht auf irgendeinen Nilfgaarder zu stoßen ... Und am Tag vor dem Septemberneumond kamen wir im Morgengrauen ins Gebiet des Sedna-Tiefs. Da rief die Zauberin mich und Guthlaf zu sich ...«

»Ich brauche Freiwillige«, sagte Yennefer. »Nur Freiwillige. Nicht mehr, als notwendig sind, um kurze Zeit ein Drachenboot zu steuern. Ich weiß nicht, wie viel Leute man dazu braucht, ich kenne mich damit nicht aus. Aber ich bitte, auf der >Alkyone< keinen einzigen Mann mehr zu lassen als unbedingt notwendig. Und ich wiederhole – nur Freiwillige. Das, was ich vorhabe ... ist sehr riskant. Riskanter als eine Seeschlacht.«

»Ich verstehe.« Der alte Seneschall nickte. »Und ich melde mich als Erster. Ich, Guthlaf, Sohn Svens, bitte um diese Ehre, Herrin.«

Yennefer schaute ihm lange in die Augen. »Gut«, sagte sie. »Aber ich bin es, die geehrt ist.«

»Ich habe mich auch gemeldet«, sagte Asa Thjazi. »Aber Guthlaf war nicht einverstanden. Jemand, hat er gesagt, muss auf der >Tamara< den Befehl führen. Schließlich haben sich fünfzehn gemeldet. Darunter Hjalmar, Jarl.« Crach an Craite zog die Brauen hoch.

»Wie viel brauchen wir, Guthlaf?«, wiederholte die Zauberin. »Wie viel sind unerlässlich? Bitte rechne das präzise aus.«

Der Seneschall schwieg eine Zeitlang, rechnete.

»Mit acht kommen wir zurecht«, sagte er schließlich. »Wenn es nicht für lange ist ... Aber die hier sind doch alles Freiwillige, wir brauchen also nicht zu ...«

»Bestimme acht von diesen fünfzehn«, unterbrach sie ihn scharf. »Das wirst du selbst tun. Und sage den Ausgewählten, sie sollen an Bord der >Alkyone< gehen. Die Übrigen bleiben auf der >Tamara<. Ach ja, einen, der zurückbleibt, werde ich bestimmen. Hjalmar!«

»Nein, Herrin! Das kannst du mir nicht antun! Ich habe mich gemeldet und werde an deiner Seite sein! Ich will...«

»Schweig! Du bleibst auf der >Tamara<! Das ist ein Befehl! Noch ein Wort, und ich lasse dich am Mast festbinden!«

»Erzähl, Asa.«

»Die Magierin, Guthlaf und jene acht Freiwilligen gingen an Bord der >Alkyone< und fuhren auf das Tief. Wir auf der >Tamara< hielten uns, wie befohlen, abseits, aber so, dass der Abstand nicht allzu groß wurde. Mit dem Wetter jedoch, das uns bis dahin günstig gewesen war, begann plötzlich irgendeine Teufelei. Ja, das ist richtig gesagt, eine Teufelei, denn da war eine böse Macht im Spiel, Jarl... Soll man mich kielholen, wenn ich lüge ...«

»Erzähl.«

»Dort, wo wir uns befanden, also die >Tamara<, war es ruhig. Obwohl der Wind etwas auffrischte und sich der Himmel so mit Wolken bezog, dass es am Tage beinahe dunkel wurde. Aber dort, wo die >Alkyone< war, war plötzlich die Hölle los. Die reinste Hölle ...«

Das Segel der »Alkyone« begann plötzlich so heftig zu schlagen, dass es trotz der Entfernung zwischen den beiden Schiffen zu hören war. Der Himmel wurde schwarz, Wolken ballten sich zusammen. Das Meer, das rings um die >Tamara< völlig ruhig wirkte, wallte auf und warf Brecher über die Bordwand der >Alkyone<. Jemand schrie plötzlich auf, jemand stimmte ein, und gleich darauf schrien alle.

Unter einem auf sie zulaufenden Kegel schwarzer Wolken tanzte die »Alkyone« auf den Wellen wie ein Korken, drehte sich, wirbelte, sprang, tauchte bald mit dem Bug, bald mit dem Heck in die Wellen. In manchen Augenblicken geriet das Drachenboot fast ganz außer Sicht. In manchen Augenblicken war nur das gestreifte Segel zu sehen.

»Das ist Zauberei!«, schrie jemand hinter Asas Rücken. »Das ist Teufelsmagie!«

Der Wirbel ließ die »Alkyone« sich immer schneller und schneller drehen. Die Schilde, die von der Fliehkraft von den Bordwänden des Drachenbootes gerissen wurden, schwirrten durch die Luft wie Diskusscheiben, nach links und rechts schossen gebrochene Ruder davon.

»Segel reffen!«, schrie Asa Thjazi. »Und an die Ruder! Wir fahren hin! Müssen helfen!«

Doch es war schon zu spät.

Der Himmel über der »Alkyone« wurde schwarz, das Schwarz explodierte plötzlich mit gezackten Blitzen, die das Schiff umklammerten wie die Tentakel einer Qualle. Die zu phantastischen Formen zusammengeballten Wolken verdrillten sich zu einem monströsen Trichter. Das Drachenboot wirbelte mit unheimlicher Geschwindigkeit herum. Der Mast brach wie ein Streichholz, das zerrissene Segel schwebte über den Brechern wie ein riesiger Albatros.

»Rudern, Leute!«

Durch das eigene Gebrüll hindurch, durch das alles übertönende Tosen der Elemente hörten sie dennoch den Schrei der Leute auf der »Alkyone«. Einen so unheimlichen Schrei, dass ihnen die Haare zu Berge standen. Ihnen, den alten Seebären, den blutigen Berserkern, den Seeleuten, die schon so manches gesehen und gehört hatten.

Sie ließen die Ruder los, sich ihrer Machtlosigkeit bewusst. Sie waren wie benommen, hörten sogar auf zu schreien.

Sich noch immer drehend, erhob sich die »Alkyone« langsam über die Wellen. Und stieg immer höher empor. Sie sahen den von Wasser triefenden, mit Muscheln und Algen bewachsenen Kiel. Sie sahen eine schwarze Gestalt, eine in die Wellen fallende Silhouette. Dann noch eine. Und die dritte.

»Sie springen!«, schrie Asa Thjazi. »Rudern, Jungs, nicht nachlassen! Was das Zeug hält! Wir fahren zu Hilfe!« Die »Alkyone« war schon gut hundert Ellen über der wie kochendes Wasser sprudelnden Meeresoberfläche. Sie wirbelte noch immer, eine riesige, triefende Spindel, vom flammenden Geflecht der Blitze umschlungen, von einer unsichtbaren Kraft in die zusammengeballten Wolken gezogen.

Plötzlich zerriss eine ohrenbetäubende Explosion die Luft. Obwohl sie von fünfzehn Riemenpaaren vorangetrieben wurde, sprang die »Tamara« plötzlich empor und wurde zurückgeschleudert wie von einem Rammstoß. Asa Thjazi verlor das Deck unter den Füßen. Er fiel, schlug mit der Schläfe auf der Bordwand auf.

Er konnte nicht selbst aufstehen, wurde hochgehoben. Er war betäubt, drehte und schüttelte den Kopf, wankte, stammelte zusammenhanglos. Das Geschrei der Besatzung hörte er wie aus weiter Ferne. Er ging an die Bordwand, schwankend, wie ein Betrunkener, umklammerte die Reling.

Der Wind war abgeflaut, die Wellen hatten sich beruhigt. Doch der Himmel war noch immer schwarz von zusammengeballten Wolken.

Von der »Alkyone« war keine Spur mehr zu sehen.

»Es war keine Spur mehr zu sehen, Jarl. Nun ja, Stückchen von der Takelage, irgendwelche Fetzen ... Weiter nichts.«

Asa Thjazi unterbrach die Erzählung, schaute zur Sonne, die hinter den bewaldeten Gipfeln von Spikeroog versank. Crach an Craite, in Gedanken versunken, drängte ihn nicht.

»Man weiß nicht«, fuhr Asa Thjazi schließlich fort, »wie viele abspringen konnten, ehe es die >Alkyone< in diese Teufelswolke zog. Aber wie viele auch gesprungen sind, überlebt hat keiner. Und obwohl wir weder Zeit noch Mühen gescheut haben, konnten wir nur zwei Leichen bergen. Zwei Körper, die im Wasser trieben. Nur zwei.«

»Die Zauberin«, fragte der Jarl mit veränderter Stimme, »war nicht darunter?«

»Nein.«

Crach an Craite schwieg lange. Die Sonne verschwand vollends hinter Spikeroog.

»Der alte Guthlaf, der Sohn Svens, ist verschwunden«, sprach Asa Thjazi weiter. »Sicherlich haben ihn die Krebse am Grunde des Sedna-Tiefs schon bis zum letzten Knochen abgenagt ... Die Magierin ist ganz und gar verschwunden ... Jarl, die Leute fangen an zu reden ... Dass das alles ihre Schuld ist. Und ihre Strafe für das Verbrechen ...«

»Dummes Gerede!«

»Sie ist verschwunden«, murmelte Asa, »auf dem Sedna-Tief verschwunden. An derselben Stelle wie seinerzeit Pavetta und Duny ... So ein Zufall...«

»Das war kein Zufall«, sagte Crach an Craite überzeugt. »Seinerzeit wie auch diesmal war das mit Sicherheit kein Zufall.«

10

*Es ist wichtig, dass der Unglückliche leide; seine Demütigung, seine Schmerzen entspringen den Naturgesetzen, und seine Existenz ist im Weltganzen ebenso notwendig wie die jener vom Glück Begünstigten, die ihn niederdrücken. Diese Wahrheit ist es, die die Gewissensbisse in der Seele des Tyrannen oder des Übeltäters auslöschen soll. Er braucht sich nicht zu zügeln, er muss kühn alles tun, was ihm in den Sinn kommt; denn es ist allein die Stimme der Natur, die ihm dieses eingibt, es ist allein ihre Art, wie sie uns dazu bringt, ihre Gesetze zu verwirklichen. Wenn diese geheimen Eingebungen uns dem Bösen zuneigen lassen, dann braucht die Natur dieses Böse.*

Donatien Alphonse Francois de Sade

Das Scheppern und Klappen der Zellentür, die erst geöffnet, dann geschlossen wurde, weckte die jüngere der Scarra-Schwestern. Die ältere saß am Tisch, damit beschäftigt, den am Boden angetrockneten Brei aus der Zinnschale zu kratzen.

»Und, wie war's im Gericht, Kenna?«

Joanna Seiborne, genannt Kenna, setzte sich wortlos auf die Pritsche, stützte die Ellenbogen auf die Knie und die Stirn auf die Hände.

Die jüngere Scarra gähnte, rülpste und furzte laut. Der auf der gegenüberliegenden Pritsche kauernde Kohut murmelte etwas Unverständliches und wandte den Kopf ab. Er war Kenna, den Schwestern und der ganzen Welt böse.

In gewöhnlichen Gefängnissen wurden die Häftlinge weiterhin nach Geschlechtern getrennt. In den Zitadellen der Armee war es anders. Schon Kaiser Fergus var Emreis hatte, als er mit einem speziellen Dekret die Gleichberechtigung von Frauen in der kaiserlichen Armee bestätigte, angeordnet, wenn schon Emanzipation sein solle, dann richtig, die Gleichberechtigung müsse komplett und an der ganzen Front gelten, ohne jedwede Ausnahmen oder Sonderprivilegien für irgendein Geschlecht. Seither saßen in den Festungen und Zitadellen die Gefangenen im Sinne der Koedukation.

»Und?«, wiederholte die ältere Scarra. »Lassen sie dich raus?«

»Von wegen«, sagte Kenna bitter, den Kopf noch immer auf die Hände gestützt. »Ich kann von Glück sagen, wenn sie mich nicht hängen. Verdammt! Ich habe die ganze Wahrheit gestanden, nichts verschwiegen, na ja, fast nichts, meine ich. Aber diese Hundesöhne haben mich so in die Mangel genommen, dass sie mich erst vor allen zur Idiotin gestempelt haben, dann hat sich gezeigt, dass ich eine unglaubwürdige Person und ein kriminelles Element bin, und am Ende kam Teilnahme an einer Verschwörung heraus, die auf einen Umsturz abzielte.«

»Umsturz ...« Die ältere Scarra nickte, ganz als verstünde sie, wovon die Rede war. »Tjaa, wenn's Umsturz ist... Da bist du in die Scheiße getreten, Kenna.«

»Als ob ich das nicht wüsste.«

Die jüngere Scarra reckte sich, gähnte abermals, breit und laut wie eine Pantherin, sprang von der oberen Pritsche herab, stieß mit einem energischen Fußtritt den sie störenden Hocker Kohuts beiseite, spuckte neben dem Hocker auf den Fußboden. Kohut murrte, mehr traute er sich aber nicht.

Von Kenna fühlte sich Kohut tödlich gekränkt. Und vor den Schwestern hatte er Angst.

Als man vor drei Tagen Kenna zu ihm in die Zelle gesteckt hatte, hatte sich rasch herausgestellt, dass Kohut, wenn er Emanzipation und Gleichberechtigung von Frauen überhaupt akzeptierte, davon jedenfalls sehr eigene Vorstellungen hatte. Mitten in der Nacht warf er Kenna die Decke über die obere Körperhälfte und schickte sich an, sich der unteren Hälfte zu bedienen, was ihm sicherlich gelungen wäre, hätte er es nicht mit einer Empathin zu tun gehabt. Kenna fuhr ihm so ins Gehirn, dass er wie ein Werwolf aufheulte und in der Zelle umherzuspringen begann wie von der Tarantel gebissen. Kenna aber zwang ihn aus reiner Rachsucht, auf allen vieren zu kriechen und mit dem Kopf rhythmisch gegen die blechbeschlagene Zellentür zu hämmern. Als die von dem schrecklichen Krach alarmierten Wächter die Tür öffneten, stieß Kohut mit dem Kopf nach einem von ihnen, wofür er fünf Schläge mit dem umwickelten Stock und ebenso viel Fußtritte kassierte. Alles in allem kam Kohut in jener Nacht nicht zu dem erhofften Vergnügen. Und er war Kenna böse. An eine Revanche wagte er nicht einmal zu denken, denn tags darauf kamen die Scarra-Schwestern in die Zelle. Das schöne Geschlecht war also in der Überzahl, und obendrein erwies sich, dass die Ansichten der Schwestern von Gleichberechtigung denen Kohuts nahekamen, nur ganz umgekehrt, was die den Geschlechtern zugeteilten Rollen betraf. Die jüngere Scarra betrachtete den Mann mit lüsternen Blicken und machte unzweideutige Bemerkungen, die ältere aber wieherte und rieb sich die Hände. Das hatte zur Folge, dass Kohut zum Schlafen den Schemel mit ins Bett nahm, mit dem er im Fall des Falles seine Ehre zu verteidigen gedachte. Er hatte jedoch miserable Chancen und Aussichten – beide Scarras hatten bei der Linieninfanterie gedient und waren Veteraninnen zahlreicher Schlachten, vor einem Schemel fürchteten sie sich nicht. Wenn sie vergewaltigen wollten, dann taten sie es, und wenn der Mann just einen Panzer getragen hätte. Kenna war sich jedoch sicher, dass die Schwestern nur Spaß machten. Nun ja, fast sicher.

Die Schwestern Scarra saßen im Knast, weil sie einen Offizier geschlagen hatten; im Falle des Proviantmeisters Kohut hingegen war eine Untersuchung im Gange, die mit der großen, berühmten und immer weitere Kreise ziehenden Affäre um den Diebstahl von Armeebögen zusammenhing.

»In die Scheiße, Kenna«, wiederholte die ältere Scarra. »In einen schönen Schlamassel bist du damals hineingeraten. Oder eher wohl hineingezogen worden. Dass du aber auch nicht rechtzeitig mitgekriegt hast, dass das ein politisches Spiel ist!«

»Pah.«

Die Scarra schaute sie an, ohne recht zu wissen, wie sie die einsilbige Antwort auffassen sollte. Kenna wich ihrem Blick aus.

Ich werde euch doch nicht sagen, was ich vor den Richtern verschwiegen habe, dachte sie. Dass ich wusste, in was für ein Spiel ich mich verstrickt hatte. Und auch nicht, auf welche Weise ich es erfahren habe.

»Da hast du dir schön was eingebrockt«, bestätigte klug die jüngere Scarra, die wesentlich weniger entwickelte, die – dessen war sich Kenna sicher – nicht die Bohne verstand, wovon die Rede war.

»Und wie war das nun mit dieser cintrischen Prinzessin?«, beharrte die ältere Scarra. »Die habt ihr doch schließlich erwischt, oder?«

»Haben wir. Soweit man das so nennen kann. Den wievielten haben wir heute?«

»Den zweiundzwanzigsten September. Morgen ist Tagundnachtgleiche.«

»Ha. Das ist ja ein seltsamer Zufall. Dann werden morgen diese Ereignisse genau ein Jahr zurückliegen ... Schon ein Jahr ...«

Kenna streckte sich auf der Pritsche aus, die gefalteten Hände unterm Genick. Die Schwestern schwiegen in der Hoffnung, die sei die Einleitung zu einer Erzählung.

Nichts da, Schwesterchen, dachte Kenna, während sie die in die Bretter der oberen Pritsche geritzten schweinischen Zeichnungen und die noch schweinischeren Inschriften betrachtete. Nichts werde ich erzählen. Und es liegt nicht einmal daran, dass mir das Stinktier Kohut nach einem beschissenen Spitzel oder sonst einem Kronzeugen stinkt. Ich will einfach nicht darüber reden. Ich will mich nicht daran erinnern.

An das, was vor einem Jahr war. Nachdem Bonhart uns in Claremont entwischt war.

Wir kamen dort zwei Tage zu spät an – erinnerte sie sich –, die Spur war schon kalt geworden. Wohin der Kopfgeldjäger geritten war, wusste niemand. Niemand außer dem Kaufmann Houvenaghel, heißt das. Aber Houvenaghel wollte nicht mit Skellen reden, er ließ ihn nicht einmal ins Haus. Durch die Diener ließ er ausrichten, er habe keine Zeit und werde keine Audienz gewähren. Der Uhu kochte vor Wut, aber was sollte er machen? Das war Ebbing, er hatte da keine rechtliche Handhabe. Und auf andere Weise – auf unsere – konnten wir uns Houvenaghel nicht vornehmen, denn er hatte dort in Claremont eine Privatarmee, und wir konnten schließlich keinen Krieg vom Zaune brechen ...

Boreas Mun schnüffelte, Dacre Silifant und Ola Harsheim versuchten es mit Bestechung, Til Echrade mit Elfenmagie, ich spürte und belauschte Gedanken, doch es nützte nicht viel. Immerhin erfuhren wir, dass Bonhart die Stadt durchs Südtor verlassen hatte. Und ehe er das getan hatte ...

In Claremont gab es ein Tempelchen, so ein ganz kleines, aus Lärchenholz ... Am Südtor, an einem kleinen Marktplatz. Bevor er Claremont verließ, peitschte Bonhart auf diesem Platz, vor diesem Tempelchen, Falka mit der Karbatsche aus. Vor aller Augen, auch der Priester aus dem Tempelchen. Dabei schrie er, er werde ihr beweisen, wer ihr Herr und Gebieter sei. Jetzt prügle er sie, wie es ihm beliebe, und wenn er wolle, werde er sie zu Tode prügeln, denn niemand werde sich um sie kümmern, niemand ihr helfen – weder Menschen noch Götter.

Die jüngere Scarra schaute zum Fenster hinaus, an dem sie hing, ans Gitter geklammert. Die ältere kratzte weiter Brei aus der Schale. Kohut nahm den Schemel, legte sich hin und zog die Decke über sich.

Aus der Wachstube erklang ein Läuten, die Posten auf der Mauer riefen einander an. Kenna drehte sich mit dem Gesicht zur Wand.

Ein paar Tage später sind wir uns begegnet, dachte sie. Ich und Bonhart. Von Angesicht zu Angesicht. Ich habe in seine unmenschlichen Fischaugen geblickt und an nichts anderes gedacht als daran, wie er dieses Mädchen geschlagen hat. Und in die Gedanken habe ich ihm geschaut – für einen Moment. Und es war, als hätte ich den Kopf in ein geöffnetes Grab gesteckt...

Das war zum Äquinoktium.

Und am Tag zuvor, am zweiundzwanzigsten September, erkannte ich, dass sich ein Unsichtbarer unter uns gemischt hatte.

Stefan Skellen, der kaiserliche Untersuchungsführer, hörte zu, ohne sie zu unterbrechen. Doch Kenna sah, wie sich sein Gesicht veränderte.

»Sag das noch einmal, Seiborne«, verlangte er bestimmt. »Sag es noch einmal, denn ich glaube, ich habe nicht recht gehört.«

»Vorsicht, Herr Skellen«, murmelte sie. »Spielt den Zornigen ... Als würde ich Euch um etwas bitten, und Ihr schlagt es ab ... Zum Schein, meine ich. Ich irre mich nicht, bin mir ganz sicher. Seit zwei Tagen ist ein Unsichtbarer unter uns. Ein unsichtbarer Spion.«

Der Uhu, das musste man ihm lassen, begriff augenblicklich. »Nein, Seiborne, abgelehnt«, sagte er laut, wobei er aber sowohl im Ton als auch in der Mimik schauspielerische Übertreibungen vermied. »Die Disziplin gilt für alle. Es gibt keine Ausnahmen. Ich bin nicht einverstanden!«

»Hört mich doch wenigstens an, Herr Untersuchungsführer.« Kenna hatte nicht das Talent des Uhus, ihr unterlief ein etwas hölzerner Ton, aber in der gespielten Situation war das wie auch die Verlegenheit der Bittstellerin akzeptabel. »Hört mich bitte an ...«

»Rede, Seiborne. Aber kurz und bündig!«

»Er spioniert uns seit zwei Tagen nach«, murmelte sie und tat so, als bringe sie unterwürfig ihre Gründe vor. »Seit Claremont. Er muss uns heimlich nachreiten, aber bei den Biwaks kommt er, unsichtbar, geht zwischen den Leuten umher, horcht.«

»Er horcht, der verdammte Spion.« Skellen brauchte Strenge und Zorn nicht zu spielen, denn seine Stimme zitterte geradezu vor Wut. »Wie hast du ihn entdeckt?«

»Als Ihr vorgestern vor der Schenke Herrn Silifant Befehle erteilt habt, hat ein Kater, der auf der Bank schlief, plötzlich gefaucht und die Ohren angelegt. Das kam mir verdächtig vor, denn auf der Seite war niemand ... Und dann habe ich etwas gespürt, eine Art Denken, ein fremdes Denken und einen fremden Willen. Wenn rundherum nur die Gedanken von unseren Leuten sind, die gewohnten, dann ist so ein fremdes Denken für mich, als ob jemand laut schreit, Herr Untersuchungsführer ... Ich habe begonnen, aufzupassen, heftig und gründlich, und ich habe ihn aufgespürt.«

»Kannst du ihn immer spüren?«

»Nein. Nicht immer. Er hat irgendeinen magischen Schutz. Ich spüre ihn nur aus nächster Nähe, und auch das nicht jedes Mal. Dashalb müssen wir uns vorsehen, denn man weiß nicht, ob er sich nicht gerade jetzt in der Nähe verbirgt.«

»Nur nicht ihn verschrecken«, sagte der Uhu mit Nachdruck. »Nur nicht verschrecken ... Ich will ihn lebend, Sei- borne. Was schlägst du vor?«

»Wir machen ihn zur Torte.«

»Zur Torte?«

»Leiser, Herr Untersuchungsführer.«

»Aber ... Ach, egal. Gut. Ich gebe dir freie Hand.«

»Sorgt morgen dafür, dass wir in irgendeinem Dorf übernachten. Den Rest erledige ich. Aber jetzt schimpft mich streng aus, und ich gehe.«

»Ich habe nichts zu schimpfen.« Er lächelte ihr mit den Augen zu und zwinkerte leicht, machte aber sofort das hochmütige Gesicht eines strengen Anführers. »Denn ich bin zufrieden mit Euch, Frau Seiborne.«

Er sagte »Euch«. Frau Seiborne. Wie zu einem Offizier.

Er zwinkerte abermals. »Nein!«, sagte er und winkte ab, spielte seine Rolle hervorragend. »Die Bitte ist abgelehnt! Kehrt marsch!«

»Zu Befehl, Herr Untersuchungsführer.«

Tags darauf, am Spätnachmittag, ordnete Skellen eine Rast in einem Dörfchen am Flusse Lete an. Das Dorf war reich, von einer Palisade umgeben, man ritt durch ein elegantes Tor aus frischen Kiefernbalken, dessen beide Flügel an einem Mittelpfosten angeschlagen waren. Das Dorf hieß Einhürne – der Name kam von einem kleinen steinernen Schrein, in dem eine aus Stroh geformte Puppe stand, die ein Einhorn darstellte.

Ich weiß noch, erinnerte sich Kenna, wie wir über diesen Strohgötzen gelacht haben und der Schultheiß mit wichtiger Miene erklärte, dass das heilige Einhorn, welches das Dorf beschützt, vor Jahren von Gold war, dann von Silber, dann von Kupfer, es gab mehrere Versionen aus Bein und mehrere aus Edelholz. Aber sie alle wurden geraubt und gestohlen. Die Laute kamen von weither, um zu rauben oder zu stehlen. Erst seit das Einhorn aus Stroh ist, ist Ruhe.

Wir verteilten uns auf das Dorf. Wie abgesprochen, nahm sich Skellen die Bauernstube.

Es verging keine Stunde, und wir machten den unsichtbaren Spion zur Torte. Mit der klassischen, lehrbuchmäßigen Methode.

»Bitte herantreten«, befahl der Uhu laut. »Bitte herantreten und einen Blick auf dieses Dokument werfen ... Fertig? Sind alle da? Damit ich es nicht zweimal zu erklären brauche.«

Ola Harsheim, der gerade aus einem Melkeimer Sahne getrunken hatte, die etwas mit Sauermilch verdünnt war, leckte sich den Milchbart von den Lippen, setzte das Gefäß ab, schaute um sich, zählte. Dacre Silifant, Bert Brigden, Neratin Ceka, Til Echrade, Joanna Seiborne ...

»Dufficey fehlt.«

»Ruft ihn.«

»Kriel! Duffi Kriel! Zum Anführer zur Besprechung! Es gibt wichtige Befehle! Laufschritt!« Dufficey Kriel kam außer Atem in die Stube gerannt.

»Es sind alle da, Herr Untersuchungsführer«, meldete Ola Harsheim.

»Lasst das Fenster offen. Hier stinkt es nach Knoblauch, dass man ersticken könnte. Die Tür lasst auch offen, dass Durchzug ist.«

Brigden und Kriel öffneten gehorsam Fenster und Tür. Kenna aber stellte zum wiederholten Male fest, dass der Uhu einen wirklich erstklassigen Schauspieler abgegeben hätte.

»Näher, näher heran, die Herren. Ich habe vom Kaiser dieses Dokument erhalten, es ist geheim und außerordentlich bedeutsam. Ich bitte um Aufmerksamkeit...«

»Jetzt!«, schrie Kenna und sandte einen starken gerichteten Impuls aus, der in seiner Wirkung auf den Verstand einem nahen Blitzschlag gleichkam.

Ola Harsheim und Dacre Silifant griffen nach den Melkeimern und schütteten die Sahne gleichzeitig in die von Kenna gewiesene Richtung. Til Echrade schüttete mit Schwung den unter dem Tisch verborgenen Scheffel Mehl aus. Auf dem Fußboden der Stube materialisierte sich eine Sahne-Mehl-Gestalt, zunächst noch formlos. Aber Bert Brigden hatte aufgepasst. Er kalkulierte fehlerlos, wo der Kopf der Torte sein müsste, und schlug mit ganzer Kraft eine gusseiserne Pfanne auf diesen Kopf.

Dann stürzten sich alle auf den mit Sahne und Mehl garnierten Spion, rissen ihm die Tarnkappe vom Kopf, packten ihn an Händen und Füßen. Sie drehten den Tisch um, mit der Platte nach unten, und fesselten den Gefangenen an die Tischbeine. Sie zogen ihm Stiefel und Socken aus, eine von den Socken stopften sie ihm in den zum Schrei geöffneten Mund.

Um die Sache zu krönen, trat Dufficey Kriel dem Gefangenen mit Wucht in die Rippen; die Umstehenden sahen mit Befriedigung zu, wie ihm die Augen hervorquollen.

»Eine schöne Arbeit«, schätzte der Uhu ein, der sich während der ganzen, unglaublich kurzen Zeit des Vorganges nicht gerührt hatte, sondern mit vor der Brust verschränkten Armen dastand. »Bravo. Ich gratuliere. Vor allem Euch, Frau Seiborne.«

Verdammt, dachte Kenna. Wenn das so weitergeht, werde ich wirklich noch Offizier.

»Herr Brigden«, sagte Stefan Skellen kalt, während er vor dem zwischen den Tischbeinen gekreuzigten Gefangenen stand, »legt bitte das Eisen in die Kohlen. Herr Echrade, sorgt bitte dafür, dass sich in der Nähe der Bauernstube keine Kinder herumtreiben.«

Er beugte sich herab, schaute dem Gefesselten in die Augen. »Du hast dich lange nicht blicken lassen, Rience«, sagte er. »Ich habe mir schon Sorgen gemacht, dir könnte etwas zugestoßen sein.«

Die Glocke aus der Wachstube erklang, das Signal für die Wachablösung. Die Scarra-Schwestern schnarchten melodisch. Kohut murmelte im Schlaf, den Hocker in den Armen.

Er hat den starken Mann markiert, erinnerte sich Kenna, den Tapferen gespielt, dieser Rience. Der Zauberer Rience, den man zur Torte gemacht und an den Tischbeinen festgebunden hatte, die bloßen Füße nach oben. Er markierte den starken Mann, aber er täuschte niemanden, mich am allerwenigsten. Der Uhu hatte gewarnt, dass das ein Zauberer war, also rührte ich ihm in den Gedanken herum, damit er weder zaubern noch magische Hilfe herbeirufen konnte. Bei der Gelegenheit las ich ihn. Er verwehrte mir den Zutritt, doch als er den Rauch der Kohlen in der Feuerstelle roch, in der die Eisen glühend gemacht wurden, platzten seine magischen Schirme und Blockaden an allen Nähten wie eine alte Hose, und ich konnte ihn nach Belieben lesen. Seine Gedanken unterschieden sich in nichts von den Gedanken anderer Leute, die ich in ebensolchen Situationen gelesen hatte. Den Gedanken von Menschen, die man gleich foltern wird. Zerfahrene, bebende Gedanken voller Angst und Verzweiflung. Kalte Gedanken, glitschig, nass und stinkend. Wie die Eingeweide eines Leichnams.

Und trotzdem versuchte der Zauberer Rience, als man ihm den Knebel aus dem Munde zog, den starken Mann zu markieren.

»Na schön, Skellen. Ihr habt mich erwischt, habt es geschafft! Ich gratuliere. Meine Hochachtung vor Technik, Können und Professionalismus. Hervorragend geschulte Leute, man könnte neidisch werden. Und jetzt bitte ich, mich aus dieser ungünstigen Position zu befreien.«

Der Uhu zog sich einen Stuhl heran, setzte sich rittlings darauf, die gefalteten Hände und das Kinn auf die Lehne gestützt. Er schaute auf den Gefangenen herab. Und schwieg.

»Befiehl, mich freizulassen, Skellen«, wiederholte Rience. »Und dann schicke deine Untergebenen hinaus. Was ich dir zu sagen habe, ist ausschließlich für deine Ohren bestimmt.«

»Herr Brigden«, fragte der Uhu, ohne den Kopf zu wenden, »welche Farbe hat das Eisen?«

»Noch einen Moment, Herr Untersuchungsführer.«

»Frau Seiborne?«

»Es ist mühsam, ihn jetzt zu lesen.« Sie zuckte mit den Schultern. »Er fürchtet sich zu sehr, die Angst übertönt alle anderen Gedanken. Aber was er da so an Gedanken hat – oho! Darunter ein paar, die er zu verbergen versucht. Aber das ist für mich nicht schwer, ich kann ...«

»Das wird nicht nötig sein. Wir versuchen es auf klassische Weise, mit rotglühendem Eisen.«

»Zum Teufel!«, heulte der Spion auf. »Skellen! Du hast doch nicht etwa vor...«

Der Uhu beugte sich vor, sein Gesicht veränderte sich ein wenig. »Erstens: *>Herr* Skellen<«, sagte er langsam und mit Nachdruck. »Zweitens: Ja, unbedingt, ich gedenke dir die Sohlen anbraten zu lassen, Rience. Das wird mir unbeschreibliche Befriedigung verschaffen. Ich betrachte das nämlich als Ausdruck der historischen Gerechtigkeit. Ich wette, du verstehst nicht.«

Rience schwieg, also fuhr Skellen fort. »Siehst du, Rience, ich habe Vattier de Rideaux schon damals vor sieben Jahren geraten, dir Feuer unter die Sohlen zu machen, als du beim kaiserlichen Aufklärungsdienst angekrochen kamst wie ein Hund, um Gnade betteltest und um das Privileg, ein Verräter und Doppelagent sein zu dürfen. Ich habe meinen Ratschlag vor vier Jahren erneuert, als du ohne Schmiere Emhyr in den Arsch gekrochen bist, als Vermittler der Kontakte zu Vilgefortz. Als du bei Gelegenheit der Jagd auf die Cintrierin vom gewöhnlichen kleinen käuflichen Subjekt nahezu zum ersten Residenten aufgestiegen bist. Ich habe mit Vattier gewettet, dass du, wenn man dich ordentlich ansengt, sagen wirst, wem du dienst ... Nein, falsch ausgedrückt. Dass du alle nennen wirst, denen du dienst. Und alle, die du verrätst. Und dann, habe ich gesagt, wirst du dich wundern, Vattier, in wie vielen Punkten beide Listen übereinstimmen. Aber nun ja, Vattier de Rideaux hat nicht auf mich gehört. Und jetzt tut es ihm zweifellos leid. Aber noch ist nichts verloren. Ich werde dir nur ein wenig einheizen, und sobald ich weiß, was ich wissen will, überlasse ich dich Vattier. Und der wird dir die Haut abziehen, nach und nach, in kleinen Stückchen.«

Der Uhu nahm ein Tuch und ein Fläschchen Parfüm aus der Tasche. Er ließ reichlich Parfüm auf das Tuch tropfen und hielt es sich an die Nase. Das Parfüm roch angenehm nach Moschus, trotzdem war es Kenna, als müsse sie sich gleich übergeben. »Das Eisen, Herr Brigden.«

»Ich folge Euch auf Befehl von Vilgefortz!«, schrie Rience. »Es geht um das Mädchen! Indem ich Eurer Abteilung folgte, hoffte ich, Euch zuvorzukommen und vor Euch bei diesem Kopfgeldjäger zu sein! Ich sollte versuchen, ihm dieses Mädchen abzuhandeln! Ihm, nicht Euch! Denn Ihr wollt sie umbringen, aber Vilgefortz braucht sie lebendig! Was wollt Ihr noch wissen? Ich sage es! Alles sage ich!«

»Hoppla, hoppla!«, rief der Uhu. »Gemach! Man bekommt ja Kopfschmerzen von so viel Lärm und so einem Andrang von Informationen. Könnt ihr euch vorstellen, meine Herren, was passiert, wenn er ein bisschen angesengt wird? Er schreit uns in Grund und Boden!«

Kriel und Silifant lachten laut auf. Kenna und Neratin Ceka schlossen sich der Fröhlichkeit nicht an. Auch Bert Brigden tat das nicht, der gerade die Eisenstange aus dem Feuer nahm und sie kritisch musterte. Das Eisen war so heiß, dass es transparent wirkte, als sei es kein Eisen, sondern eine mit flüssigem Feuer gefüllte Glasröhre.

Rience sah das und begann zu krächzen. »Ich weiß, wie man den Kopfgeldjäger und das Mädchen findet!«, schrie er. »Ich weiß es! Ich sage es Euch!«

»Klar doch.«

Kenna, die immer noch versuchte, seine Gedanken zu lesen, verzog geradezu das Gesicht, als sie die Woge verzweifelter, machtloser Wut empfing. In Riences Gehirn brach wieder etwas, die nächste Barriere. Vor Angst wird er etwas sagen, dachte Kenna, was er bis zum Ende aufsparen wollte, als Trumpfkarte, die andere Trümpfe bei der letzten, entscheidenden Runde um den höchsten Einsatz überstechen könnte. Jetzt, vor gewöhnlicher abscheulicher Angst vor dem Schmerz, würde er dieses Ass auf den Tisch werfen.

Plötzlich blitzte etwas in ihrem Kopfe auf, sie fühlte Hitze in den Schläfen, dann plötzlich Kälte. Und schon wusste sie es, kannte Riences verborgenen Gedanken.

Götter, dachte sie. Da bin ich vielleicht in einen Schlamassel geraten ...

»Ich sage es!«, heulte der Zauberer auf, rot angelaufen und die hervorquellenden Augen auf das Gesicht des Untersuchungsführers gerichtet. »Ich sage dir etwas wirklich Wichtiges, Skellen! Vattier de Rideaux ...«

Kenna hörte plötzlich einen anderen, fremden Gedanken. Sie sah, wie sich Neratin Ceka, die Hand am Stilett, zur Tür schob.

Stiefel dröhnten, in die Bauernstube stürmte Boreas Mun. »Herr Untersuchungsführer! Schnell, Herr Untersuchungsführer! Sie sind gekommen ... Ihr werdet nicht glauben, wer!«

Skellen hielt mit einer Handbewegung Brigden zurück, der sich mit dem Eisen zu den Füßen des Spions hinbeugte.

»Du solltest Lotterie spielen, Rience«, sagte er, während er zum Fenster hinausschaute. »Ich habe mein Lebtag noch keinen getroffen, der so einen Dusel hatte.«

Durchs Fenster war ein Menschenauflauf zu sehen und inmitten des Auflaufs ein Paar zu Pferde. Kenna wusste sofort, wer das war. Sie wusste, wer der hagere Riese mit den blassen Fischaugen war, der auf einem großen Schwarzbraunen ritt.

Und wer das aschblonde Mädchen auf der schönen Rappstute war. Mit gefesselten Händen und einem Halsband mit Leine. Mit einem blauen Fleck auf der geschwollenen Wange.

Als Vysogota in die Hütte zurückkam, war er bei miserabler Laune, niedergedrückt, schweigsam, sogar wütend. Das hatte ein Gespräch mit einem Dörfler bewirkt, der mit einem Boot gekommen war, um Felle zu holen. Vielleicht zum letzten Mal vor dem Frühling, hatte der Dörfler gesagt. Das Wetter wird von Tag zu Tag schlechter, es gießt und stürmt, dass man Angst hat, ins Boot zu steigen. Frühmorgens ist Eis auf den Pfützen, jeden Tag kann der erste Schnee fallen, und dann kommt der Frost, ehe man sich's versieht, sind der Fluss, die Altwässer und Seen zugefroren, dann kann man das Boot in den Schuppen stellen und den Schlitten hervorholen. Aber auf dem Pereplut kann man ja nicht einmal Schlitten fahren, ein Moor am anderen ...

Der Bauer hatte recht. Gegen Abend zogen Wolken auf, vom tiefblauen Himmel rieselten weiße Flocken. Ein böiger Ostwind drückte das trockene Schilf nieder, trieb weiße Schaumkronen über die Wasserfläche. Es wurde spürbar, durchdringend kalt.

Übermorgen, dachte Vysogota, ist das Saovine-Fest. Nach dem Elfenkalender haben wir in drei Tagen schon das neue Jahr. Nach dem Kalender der Menschen müssen wir darauf noch zwei Monate warten.

Kelpie, Ciris Rappstute, stampfte und schnaubte im Stall.

Als er in die Hütte kam, sah er Ciri in den Truhen kramen. Er hatte ihr das erlaubt, sie sogar dazu ermuntert. Erstens war das eine völlig neue Beschäftigung – nach den Ritten auf Kelpie und dem Blättern in Büchern. Zweitens befanden sich in den Truhen viele Sachen seiner Töchter, und das Mädchen brauchte wärmere Kleidung zum Wechseln, denn bei Kälte und Feuchtigkeit dauerte es viele Tage, ehe die gewaschenen Klamotten endlich trocken waren.

Ciri suchte aus, probierte an, verwarf, legte beiseite. Vysogota setzte sich an den Tisch. Er aß zwei gekochte Kartoffeln und einen Hühnerflügel. Er schwieg.

»Eine hübsche Arbeit.« Sie zeigte ihm Dinge, die er seit Jahren nicht mehr gesehen und von denen er sogar vergessen hatte, dass er sie besaß. »Haben die auch deiner Tochter gehört? Ist sie gern gelaufen?«

»Mit Begeisterung. Sie konnte nicht erwarten, dass es Winter wurde.«

»Kann ich sie haben?«

»Nimm, was du willst.« Er zuckte mit den Schultern. »Ich habe dafür keinerlei Verwendung mehr. Wenn sie dir gefallen und wenn die Stiefel passen ... Aber packst du, Ciri? Machst du dich zur Abreise fertig?«

Sie wandte den Blick zu dem Haufen Kleidung hin. »Ja, Vysogota«, sagte sie nach kurzem Schweigen. »So habe ich es beschlossen. Denn siehst du ... Ich habe keine Zeit zu verlieren.«

»Deine Träume.«

»Ja«, gestand sie nach einem Augenblick. »Ich habe im Traum sehr unschöne Dinge gesehen. Ich bin mir nicht sicher, ob sie sich schon ereignet haben oder ob das noch Zukunft ist. Ich habe keine Ahnung, ob ich es noch verhindern kann ... Aber ich muss reiten. Siehst du, ich habe es seinerzeit meinen Nächsten übelgenommen, dass sie mir nicht zu Hilfe gekommen sind. Dass sie mich der Gnade des Schicksals überlassen haben ... Aber jetzt denke ich, dass vielleicht sie es sind, die meine Hilfe brauchen. Ich muss reiten.«

»Der Winter steht vor der Tür.«

»Ebendarum muss ich reiten. Wenn ich bleibe, sitze ich hier bis zum Frühling fest... Bis zum Frühling werde ich mich mit Untätigkeit und Unsicherheit quälen, von Albträumen gepeinigt. Ich muss reiten, jetzt gleich, versuchen, diesen Schwalbenturm zu finden. Diesen Teleport. Du hast selber ausgerechnet, dass es zu dem See fünfzehn Tagesreisen sind. Ich wäre vor dem Novembervollmond dort...«

»Du kannst jetzt nicht das Versteck verlassen«, brachte er mit Mühe hervor. »Nicht jetzt. Sie werden dich fangen. Ciri... Deine Verfolger ... sind sehr nahe. Du kannst jetzt nicht...«

Sie warf eine Bluse auf den Fußboden, stand auf, wie von einer Sprungfeder getrieben. »Du hast etwas erfahren.« Sie stellte scharf die Tatsache fest. »Von dem Dörfler, der die Felle geholt hat. Rede.«

»Ciri...«

»Rede bitte!«

Er sagte es ihr. Später bereute er es.

»Die hat wohl der Teufel geschickt, lieber Herr Einsiedler«, murmelte der Bauer, wobei er für einen Moment das Zählen der Felle unterbrach. »Wohl der Teufel. Seit der Tagundnachtgleiche stöbern die in den Wäldern herum, haben irgend 'n Mädchen gesucht. Haben den Leuten Angst gemacht, geschrien, gedroht, aber die sind immer gleich weitergeritten, haben nirgends zu viel Zusammenschrein können. Aber jetzt haben die sich was anderes ausgedacht: Haben in manchen Dörfern und Siedlungen so, wie heißt das ... einen Korntrollposten oder so ähnlich. Das sind überhaupt keine Trolle, lieber Herr, weder mit Korn noch ohne, sondern einfach drei oder vier Galgenstricke, die reinste Plage. Die werden den ganzen Winter dort auf der Lauer liegen, ob das Mädchen, wo sie verfolgen, nicht irgendwo aus dem Versteck kommt und sich im Dorf blicken lässt. Dann soll dieser Trollposten sie fangen.«

»Sind sie bei euch auch?«

Die Miene des Bauern verfinsterte sich, er knirschte mit den Zähnen. »Bei uns nicht. Wir hatten Glück. Aber in Dun Dâre, einen halben Tag von uns weg, sitzen vier. Haben sich in der Schenke im Weiler einquartiert. Lumpen, lieber Herr Einsiedler, ausgemachte Lumpen, Taugenichtse. Haben sich an die Mädels 'rangemacht, und wie sich die Burschen ihnen entgegengestellt haben, da haben sie sie umgebracht, lieber Herr, ohne Erbarmen. Totgeschlagen ...«

»Sie haben Menschen getötet?«

»Zwei. Den Schultheiß und noch einen. Und kriegen solche ihre Strafe, lieber Herr, solche Halunken? Gibt es ein Recht? Nichts ist es mit Strafe, nichts mit Recht! Ein Stellmacher, der mit Frau und Tochter aus Dun Dâre zu uns geflohen ist, der hat gesagt, ja früher, da gab's auf der Welt Hexer ... Die haben mit dem ganzen Gesindel aufgeräumt. Man müsste einen Hexer nach Dun Dâre holen, dass er diese Schurken erledigt ...«

»Die Hexer haben Ungeheuer getötet, keine Menschen.«

»Das sind Lumpen, lieber Herr Einsiedler, überhaupt keine Menschen, nichts wie Lumpen, Höllenbrut. Einen Hexer braucht's gegen die, ganz genau einen Hexer ... Na, aber ich muss jetzt los, lieber Herr Einsiedler ... Huch, wird das kalt! Bald heißt's weg mit dem Boot, 'raus mit dem Schlitten ... Und gegen die Lumpen in Dun Dâre, lieber Herr, da braucht's einen Hexer ...«

»Recht hatte er«, wiederholte Ciri zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch. »Nur allzu recht. Da wird ein Hexer gebraucht... Oder eine Hexerin. Vier, ja? In Dun Dâre, ja? Und wo ist dieses Dun Dâre? Flussaufwärts? Ich könnte über die Werder hinreiten?«

»Bei den Göttern, Ciri«, sagte Vysogota entsetzt. »Du denkst doch nicht etwa im Ernst...«

»Ruf nicht die Götter an, wenn du nicht an sie glaubst. Und ich weiß, dass du nicht an sie glaubst.«

»Lassen wir meine Weltanschauung aus dem Spiel! Ciri, was für teuflische Gedanken gehen dir im Kopf um? Wie kannst du überhaupt...«

»Jetzt lass du meine Weltanschauung aus dem Spiel, Vysogota! Ich weiß, was mir zusteht! Ich bin Hexerin!«

»Du bist eine junge und unausgeglichene Person!«, explodierte er. »Du bist ein Kind, das traumatische Erlebnisse durchgemacht hat, ein verletztes, neurotisches Kind und nahe an einem Nervenzusammenbruch. Und obendrein bist du krank vor Rachedurst! Geblendet vom Verlangen nach Vergeltung! Verstehst du das nicht?«

»Ich verstehe es besser als du!«, schrie sie. »Denn du hast keine Ahnung, was es heißt, verletzt zu werden! Du hast keine Ahnung von Rache, weil dir niemals jemand etwas wirklich Böses zugefügt hat!«

Sie lief aus der Hütte, knallte die Tür, durch die einen Moment lang der schneidend kalte Wind in Flur und Stube drang. Kurz darauf hörte er Wiehern und Hufgetrappel.

Aufgebracht schlug er einen Teller auf den Tisch. Soll sie doch reiten, dachte er wütend, soll sie die Bosheit aus sich herausschütteln. Angst hatte er um sie nicht, sie ritt oft inmitten der Sümpfe, bei Tage und nachts, sie kannte die Pfade, Dämme, Werder und Auwälder. Und selbst wenn sie sich verirrte, brauchte sie nur ihrem Reittier die Zügel locker zu lassen – die schwarze Kelpie kannte den Weg nach Hause, zum Ziegenstall.

Nach einiger Zeit, als es schon mit Macht dunkelte, ging er hinaus, hängte eine Laterne an den Pfosten. Er blieb an der Hecke stehen, lauschte auf Hufschlag, auf das Plätschern von Wasser. Der Wind und das Rauschen des Schilfs überdeckten jedoch alle Geräusche, die Laterne am Pfosten schaukelte wie von Sinnen, schließlich erlosch sie.

Und da hörte er es. Von weitem. Nein, nicht aus der Richtung, in die Ciri geritten war. Aus der entgegengesetzten. Von den Sümpfen her.

Ein wilder, unmenschlicher, gedehnter, klagender Schrei. Ein Geheul. Ein Augenblick Stille.

Und wieder. Eine Beann'shie.

Ein Elfengespenst. Eine Todesbotin.

Vysogota erschauderte, vor Kälte und vor Furcht. Rasch ging er zur Hütte zurück, murmelte vor sich hin, um es nicht zu hören, um das nicht zu hören, denn das durfte man nicht hören.

Noch ehe er die Laterne wieder anzünden konnte, trat Kelpie aus dem Dunkel hervor.

»Geh in die Hütte«, sagte Ciri, freundlich und sanft. »Und geh nicht hinaus. Eine widerwärtige Nacht.« Beim Abendessen stritten sie sich wieder.

»Du scheinst viel über die Fragen von Gut und Böse zu wissen!«

»Weiß ich auch! Und nicht aus gelehrten Büchern!«

»Nein, natürlich nicht. Du weißt alles aus eigener Erfahrung. Aus der Praxis. Du hast nämlich eine Menge Erfahrungen gesammelt in deinem langen, sechzehnjährigen Leben.«

»Eine Menge. Ausreichend viele!«

»Ich gratuliere, gelehrte Kollegin.«

»Du machst dich lustig« – sie biss die Zähne zusammen –»und hast dabei keine Ahnung, wie viel Schlechtes ihr vergreisten Gelehrten der Welt zugefügt habt, ihr Theoretiker mit euren Büchern, mit hundertjähriger Erfahrung im Lesen von Moraltraktaten, so gewissenhaft, dass ihr nicht einmal Zeit hattet, mit einem Blick aus dem Fenster zu sehen, wie die Welt wirklich aussieht. Ihr Philosophen, die ihr künstlich eine künstliche Philosophie unterhaltet, um an den Universitäten Pensionen zu beziehen. Und weil kein Hund euch für die hässliche Wahrheit über die Welt bezahlen würde, habt ihr Ethik und Morallehre erfunden, schöne und optimistische Wissenschaften. So schön und optimistisch, dass sie erlogen und erstunken sind!«

»Nicht mehr erlogen als ein unüberlegtes Urteil, du Rotznase! Als ein voreiliger und unausgewogener Schuldspruch!«

»Ihr habt kein Mittel gegen das Böse gefunden! Aber ich, die rotznasige Hexerin, habe eins gefunden! Ein unfehlbares Mittel!«

Er antwortete nicht, doch sein Gesicht musste ihn verraten haben, denn Ciri stand abrupt vom Tisch auf. »Du glaubst, ich rede dummes Zeug? Ich rede in den Wind?«

»Ich glaube«, erwiderte er ruhig, »dass du vor Erregung so sprichst. Ich glaube, dass du vor Erregung Rache planst. Und ich beschwöre dich inständig, dich zu beruhigen.«

»Ich bin ruhig. Und die Rache? Antworte mir: Warum nicht? Warum soll ich auf die Rache verzichten? In wessen Namen? Im Namen höherer Erwägungen? Aber was könnte über eine Ordnung der Dinge gehen, in der böse Taten bestraft werden? Für dich, den Philosophen und Ethiker, ist Rache eine hässliche Tat, tadelnswert, unethisch, letzten Endes unrechtmäßig. Ich aber frage: Wo ist die Strafe für das Böse? Wer soll sie festlegen, verkünden und vollstrecken? Wer? Die Götter, an die du nicht glaubst? Der große Weltenschöpfer, den du beschlossen hast, an die Stelle der Götter zu setzen? Oder vielleicht das Gesetz? Vielleicht die Nilfgaarder Gerechtigkeit, die kaiserlichen Gerichte, Präfekturen? Du naiver Alter!«

»Also Auge um Auge, Zahn um Zahn? Blut um Blut? Und für dieses Blut abermals Blut? Ein Meer von Blut? Willst du die Welt im Blute ertränken? Du naives, verletztes Mädchen? So willst du mit dem Bösen kämpfen, Hexerin?«

»Ja. Genau so! Denn ich weiß, was das Böse fürchtet. Nicht deine Ethik, Vysogota, keine Predigten, keine Moraltraktate über das rechte Leben. Das Böse fürchtet den Schmerz, es fürchtet Verkrüppelung, Qual, den Tod schließlich! Das verwundete Böse heult vor Schmerz wie ein Hund! Es wälzt sich am Boden und quiekt, während es zusieht, wie ihm das Blut aus Venen und Arterien spritzt, wenn es die aus den Stümpfen hervorragenden Knochen sieht, wenn es die Därme sieht, die ihm aus dem Bauch quellen, wenn es fühlt, wie mit der Kälte der Tod kommt. Dann und nur dann stehen dem Bösen die Haare zu Berge, und dann schreit das Böse: >Erbarmen! Ich bereue meine Sünden! Ich will gut sein und anständig, ich schwör's! Aber rettet mich, lasst mich nicht verbluten, nicht elend verrecken !<

Ja, Einsiedler. So kämpft man mit dem Bösen! Wenn das Böse dir schaden, dir Schmerz zufügen will – komm ihm zuvor, am besten, wenn das Böse nicht damit rechnet. Wenn es dir aber nicht gelungen ist, dem Bösen zuvorzukommen, wenn das Böse dir Leid zugefügt hat, dann zahl es ihm heim! Greif es an, am besten, wenn es die Sache schon vergessen hat, wenn es sich sicher fühlt. Zahl es ihm zweifach heim. Dreifach. Auge um Auge? Nein! Beide Augen für eins! Zahn um Zahn? Nein! Alle Zähne für einen! Zahl es dem Bösen heim! Sorge dafür, dass es vor Schmerz heult, dass ihm von diesem Heulen die Augäpfel bersten. Und dann, wenn du auf den Boden herabblickst, kannst du ruhig und sicher sagen: Das, was dort liegt, wird niemandem mehr schaden, bedroht nie – manden. Denn wie kann es jemandem schaden, wenn es keine Augen hat? Keine Hände mehr? Wie kann es jemandem schaden, wenn seine Eingeweide übers Geröll schleifen und sein Blut in den Sand sickert?«

»Und du«, sagte der Einsiedler langsam, »stehst da, das blutige Schwert in der Hand, und siehst zu, wie das Blut in den Sand sickert. Und du hast die Stirn, zu glauben, dass so das ewige Dilemma gelöst ist, der Traum der Philosophen erfüllt. Du glaubst, das Wesen des Bösen sei verändert worden?«

»Ja doch«, sagte sie herausfordernd. »Denn was da am Boden liegt und verblutet, ist nicht mehr das Böse. Vielleicht ist es noch nicht das Gute, aber das Böse ist es jedenfalls nicht mehr!«

»Es heißt«, sagte Vysogota langsam, »dass die Natur keine Leere duldet. Das, was am Boden liegt, was verblutet, was durch dein Schwert gefallen ist, ist nicht mehr das Böse. Was also ist dann das Böse? Hast du darüber schon einmal nachgedacht?«

»Nein. Ich bin Hexerin. Als ich ausgebildet wurde, habe ich mir geschworen, dass ich mich dem Bösen entgegenstellen werde. Immer. Und ohne nachzudenken.

Denn wenn man nachzudenken beginnt«, fügte sie tonlos hinzu, »hat das Töten keinen Sinn mehr. Die Rache hat keinen Sinn mehr. Und das darf man nicht zulassen.«

Er schüttelte den Kopf, doch sie kam seinen Einwänden mit einer Handbewegung zuvor.

»Es ist Zeit, dass ich meine Erzählung zu Ende bringe, Vysogota. Ich habe dir über dreißig Nächte lang erzählt, vom Äquinoktium bis Saovine. Aber ich habe dir ja nicht alles erzählt. Ehe ich fortreite, musst du erfahren, was am Tage des Äquinoktiums in dem Dorf namens Einhürne geschehen ist.«

Sie stöhnte, als er sie vom Sattel zog. Die Hüfte, in die er sie tags zuvor getreten hatte, schmerzte. Er riss an der Kette ihres Halsbandes, zerrte sie zu dem hellen Gebäude hin.

In der Tür des Gebäudes standen schon etliche bewaffnete Männer. Und eine hochgewachsene Frau.

»Bonhart«, sagte einer von den Männern, ein feingliedriger, schmalgesichtiger Brünetter, der eine messingbeschlagene Reitpeitsche in der Hand hielt. »Das muss man dir lassen, du verstehst es, Leute zu überraschen.«

»Grüß dich, Skellen.«

Der, den er Skellen genannt hatte, schaute ihr eine Zeitlang direkt in die Augen. Sie erzitterte unter diesem Blick.

»Und?«, wandte er sich wieder an Bonhart. »Erklärst du dich gleich oder vielleicht Stück für Stück?«

»Ich mag keine Erklärungen auf dem Dorfplatz, da können einem Fliegen in den Mund geraten. Kann ich in die Stube kommen?«

»Bitte sehr.«

In der Stube wartete noch ein Mann, zerzaust und bleich, wohl ein Koch, denn er war damit beschäftigt, seine Kleidung von Mehl und Sahne zu säubern. Beim Anblick Ciris blitzten seine Augen auf. Er kam näher.

Das war kein Koch.

Sie erkannte ihn sofort, erinnerte sich an die widerwärtigen Augen und den Fleck am Munde. Es war der, der sie zusammen mit den Eichhörnchen auf Thanedd verfolgt hatte; ihm war sie entkommen, indem sie zum Fenster hinaussprang, und er hatte den Elfen befohlen, ihr nachzuspringen. Wie hatte der Elf ihn genannt? Rens?

»Bitte, bitte!«, sagte er ätzend und stieß ihr kräftig und schmerzhaft den Finger gegen die Brust. »Fräulein Ciri! Wir haben uns seit Thanedd nicht gesehen. Lange, lange habe ich das Fräuleinchen gesucht. Und endlich gefunden!«

»Ich weiß nicht, werter Herr, wer Ihr seid«, sagte Bonhart kalt. »Aber das, was Ihr angeblich gefunden habt, gehört mir, also bleibt mit Euren Pfoten weg davon, wenn Euch Eure Fingerchen lieb sind.«

»Ich heiße Rience.« Die Augen des Zauberers blitzten ungut. »Wollt Euch das freundlichst merken, Herr Kopfgeldjäger. Und wer ich bin, wird sich sogleich zeigen. Es wird sich auch gleich zeigen, wem dieses Fräulein gehören wird. Aber wir wollen nicht vorauseilen. Zunächst möchte ich ihr nur Grüße überbringen und ein gewisses Versprechen ablegen. Ihr habt doch nichts dagegen, nehme ich an?«

»Annehmen dürft Ihr.«

Rience näherte sich Ciri, schaute ihr von nahem in die Augen. »Deine Beschützerin, die Hexe Yennefer«, sagte er mit beißendem Nachdruck, »hat mich einmal verletzt. Als sie mir danach in die Hände gefallen ist, habe ich, Rience, sie gelehrt, was Schmerz ist. Mit diesen Händen, diesen Fingern. Und ich habe ihr das Versprechen gegeben, dass, wenn du mir in die Hände fällst, Königin, ich dich lehren werde, was Schmerz ist. Mit diesen Händen, diesen Fingern ...«

»Riskant«, sagte Bonhart leise. »Das ist sehr riskant, Herr Rience oder wie Ihr heißt, mein Mädchen zu reizen und ihr zu drohen. Sie ist rachsüchtig, wird Euch das nicht vergessen. Ich sage es noch einmal: Haltet Eure Hände, Finger und alle sonstigen Körperteile fern von ihr.«

»Genug«, schnitt ihm Skellen das Wort ab, ohne den neugierigen Blick von Ciri zu wenden. »Hör auf, Bonhart. Du, Rience, beherrsch dich ebenfalls. Ich habe dir Gnade zuteilwerden lassen, aber ich kann es mir anders überlegen und dich wieder an den Tischbeinen festbinden lassen. Setzt euch, beide. Reden wir miteinander wie zivilisierte Menschen. Wir drei, unter drei Paar Augen. Denn wie mir scheint, gibt es etwas zu besprechen. Und den Gegenstand des Gesprächs geben wir vorübergehend unter Bewachung. Herr Silifant!«

»Aber passt mir nur gut auf sie auf.« Bonhart reichte Silifant das Ende der Kette. »Wie auf Euren Augapfel.«

Kenna hielt sich abseits. Freilich, sie wollte sich das Mädchen ansehen, von dem in letzter Zeit so viel die Rede war, doch sie empfand einen sonderbaren Widerwillen dagegen, sich in die Menge zu drängen, die Harsheim und Silifant umgab, welche die geheimnisvolle Gefangene zu einem Pfosten auf dem Dorfplatz führten.

Alle drängten sich, drängelten, gafften. Sie versuchten sogar, sie anzufassen, zu stoßen, zu kratzen. Das Mädchen ging steif, sie hinkte leicht, doch den Kopf hielt sie hoch erhoben. Er hat sie geschlagen, dachte Kenna. Aber er hat sie nicht gebrochen.

»Das ist also diese Falka ...«

»Das Mädchen ist ja kaum erwachsen!«

»Mädchen, pah! Eine Schlächterin!«

»Sechs Burschen soll sie erledigt haben, die Bestie, in der Arena in Claremont...«

»Und wie viele wohl vorher ... Die Teuflin ...«

»Eine Wölfin!«

»Aber die Stute, was für eine Stute, schaut nur. So ein Rassepferd ... Und hier, an Bonharts Sattelzier, was für ein Schwert... Ha ... Ein Wunder!«

»Hände weg!«, rief Dacre Silifant. »Nicht anfassen! Was wollt ihr mit den Pfoten an fremden Sachen? Das Mädchen wird auch nicht angerührt, nicht betatscht, keine Beschimpfungen und Beleidigungen! Zeigt ein bisschen Mitleid. Man weiß nicht, ob wir sie nicht vor Tagesanbruch hinrichten müssen. Soll sie wenigstens bis dahin ihre Ruhe haben.«

»Wenn die Dirne sterben soll« – Cyprian Fripp der Jüngere bleckte die Zähne –, »dann sollte man ihr vielleicht den Rest des Lebens versüßen und es ihr tüchtig besorgen? Sie ins Heu nehmen und durchbumsen?«

»Na!« Kabernik Turrent lachte brüllend. »Das w ä r was! Fragen wir den Uhu, ob wir dürfen ...«

»Ich sage euch, dass ihr's nicht dürft!«, schnitt ihm Dacre das Wort ab. »Ihr habt weiter nichts im Kopf, Ficker, verdammte! Ich habe gesagt: das Mädchen in Ruhe lassen. Andres, Stigward, stellt euch hier neben sie. Nicht aus den Augen lassen, keinen Schritt beiseite. Und wer sich nähert, kriegt eins mit dem Knüppel!«

»Oha!«, sagte Fripp. »Dann eben nicht, uns ist es egal. Kommt, Jungs, zum Schober, zu den Hiesigen, die braten da einen Hammel und ein Ferkel zum Fest. Heute ist ja die Tagundnachtgleiche, ein Feiertag. Während die Herren Rat halten, können wir ein bisschen feiern.«

»Gehen wir! Hol irgendein Fläschchen aus den Satteltaschen, Dede. Trinken wir was! Dürfen wir, Herr Silifant? Herr Harsheim? Heute ist Feiertag, und über Nacht reiten wir sowieso nirgendwo hin.«

»Das sind ja wieder klasse Einfälle!« Silifant runzelte die Stirn. »Fressen und Saufen haben sie im Kopf! Und wer bleibt hier, um bei der Bewachung des Mädchens zu helfen und Herrn Stefan zur Verfügung zu stehen?«

»Ich bleibe«, sagte Neratin Ceka.

»Und ich«, sagte Kenna.

Dacre Silifant sah die beiden aufmerksam an. Schließlich winkte er ab, was Zustimmung bedeutete. Fripp und die anderen dankten mit Grölen.

»Aber passt mir dort auf, bei dieser Feier!«, warnte Ola Harsheim. »Nicht an die Mädels 'ranmachen, dass die Bauern nicht einem eins mit der Heugabel verpassen!«

»Oha! Kommst du mit, Chloe? Und du, Kenna? Hast du es dir nicht überlegt?«

»Nein. Ich bleibe.«

»Sie ließen mich bei dem Pfosten, angekettet, mit gefesselten Händen. Es bewachten mich zwei. Und zwei, die weiter weg standen, musterten mich unablässig, beobachteten mich. Eine hochgewachsene Frau, nicht hässlich. Und ein Mann, dessen Erscheinungsbild und Bewegungen irgendwie weiblich wirkten. Ein sonderbarer Typ.« Der Kater, der in der Mitte der Stube saß, gähnte ausgiebig, gelangweilt, weil die zu Tode gequälte Maus nicht mehr interessant war. Vysogota schwieg.

»Bonhart, Rience und dieser Skellen-Uhu berieten immer noch in der Bauernstube. Ich wusste nicht, worüber. Zu erwarten hatte ich das Schlimmste, doch ich hatte resigniert. Noch eine Arena? Oder würden sie mich einfach ermorden? Nur zu, dachte ich, soll das endlich aufhören.«

Vysogota schwieg.

Bonhart seufzte. »Zieh nicht so ein Gesicht, Skellen«, wiederholte er. »Ich wollte einfach nur Geld verdienen. Für mich wird es nämlich Zeit, mich zur Ruhe zu setzen, auf der Veranda zu sitzen, die Tauben zu beobachten. Du hast mir für die Ratte hundert Florin gegeben, wolltest unbedingt, dass sie tot ist. Das gab mir zu denken. Wie viel mag dieses Fräulein wohl wirklich wert sein, dachte ich mir. Und ich habe kombiniert, dass sie, wenn sie getötet oder weggegeben wird, mit Sicherheit weniger wert sein dürfte, als wenn man sie behält. Ein alter Grundsatz von Ökonomie und Handel. Eine Ware wie sie steigt ständig im Preis. Man kann verhandeln ...«

Der Uhu rümpfte die Nase, als habe in der Umgebung etwas zu stinken begonnen. »Du bist dermaßen offen, Bonhart, es tut geradezu weh. Aber komm zur Sache. Zu den Erklärungen. Du fliehst mit dem Mädchen durch ganz Ebbing, und plötzlich findest du dich ein und entschuldigst dich mit ökonomischen Prinzipien. Erkläre, was passiert ist.«

»Was gibt es da zu erklären.« Rience lächelte schmierig. »Herrn Bonhart ist einfach endlich aufgegangen, wer das Mädchen wirklich ist. Und wie viel sie wert ist.«

Skellen würdigte ihn keines Blickes. Er schaute auf Bonhart, in dessen ausdruckslose Fischaugen. »Und dieses teure Mädchen«, sagte er mit Nachdruck, »diese wertvolle Beute, die den Ruhestand sichern soll, wird in Claremont in die Arena gestoßen und gezwungen, auf Leben und Tod zu kämp fen. Ihr Leben wird aufs Spiel gesetzt, obwohl sie angeblich so viel wert ist. Was ist damit, Bonhart? Irgend etwas stimmt hier nicht.«

»Wenn sie in jener Arena umgekommen wäre« – Bonhart senkte den Blick nicht –, »hätte das bedeutet, dass sie nichts wert war.«

»Verstehe.« Der Uhu zog leicht die Brauen zusammen. »Aber statt sie in die nächste Arena zu schaffen, bringst du sie zu mir. Warum, wenn man fragen darf?«

Rience verzog das Gesicht. »Ich wiederhole: Ihm ist aufgegangen, wer sie ist.«

»Scharfsinnig seid Ihr, Herr Rience.« Bonhart dehnte sich, dass die Gelenke knackten. »Ihr habt es erraten. Ja, es ist wahr, dass mit der in Kaer Morhen ausgebildeten Hexerin noch ein Geheimnis verbunden war. In Geso, während des Überfalls auf eine Adlige, hat sich die Kleine verplappert. Sie sei angeblich so wichtig und hochgeboren, dass eine Baronesse für sie nichts als Kroppzeug sei und sich tief zu verbeugen habe. Dann ist diese Falka, denke ich mir, mindestens eine Gräfin. Merkwürdig. Eine Hexerin: das zum Ersten. Sieht man oft Hexerinnen? Bei der Rattenbande: zum Zweiten. Ein kaiserlicher Untersuchungsführer setzt ihr in höchsteigener Person von Korath bis nach Ebbing nach, gibt den Auftrag, sie zu Tode zu bringen: zum Dritten. Und zu alledem ... eine Adlige von angeblich hoher Geburt. Ha, denke ich mir, ich muss das Mädchen endlich fragen, wer sie wirklich ist.« Er verstummte für einen Augenblick.

»Anfangs« – er wischte sich die Nase an der Manschette ab – »wollte sie nicht reden. Obwohl ich sie gebeten habe. Mit Händen, Füßen und Knüppel gebeten. Verkrüppeln wollte ich sie nicht... Aber wie es der Zufall will, kam gerade ein Barbier vorbei. Mit Gerätschaften zum Zähneziehen. Ich habe sie am Stuhl festgebunden ...«

Skellen schluckte hörbar. Rience lächelte. Bonhart betrachtete seine Manschette.

»Sie hat mir alles gesagt, noch ehe ... sobald sie die Instrumente sah. Diese Zahnzangen und –heber. Sie wurde sofort gesprächiger. Wie sich zeigte, ist das ...«

»Die Prinzessin von Cintra«, sagte Rience, den Blick auf den Uhu gerichtet. »Die Thronerbin. Die Anwärterin auf die Hand von Kaiser Emhyr.«

»Was mir mitzuteilen Herr Skellen nicht geruht hatte.« Der Kopfgeldjäger verzog den Mund. »Er verlangte, sie einfach kaltzumachen, er hat das mehrfach hervorgehoben. An Ort und Stelle und ohne Erbarmen umbringen. Wie das, Herr Skellen? Eine Königin umbringen? Die künftige Gemahlin Eures Kaisers? Die, wenn man dem Gerücht glaubt, der Kaiser jeden Moment heiraten wird, worauf es eine große Amnestie gibt?«

Während er diese Rede hielt, durchbohrte Bonhart Skellen mit Blicken. Doch der kaiserliche Untersuchungsführer hielt den Blicken stand.

»Da«, fuhr der Jäger fort, »haben wir also eine Bredouille. So dass ich, wenn auch mit Bedauern, auf meine Pläne hinsichtlich dieser Hexerin-Prinzessin verzichtet habe. Ich habe die ganze Bredouille hierher gebracht, zu Herrn Skellen. Um zu reden, sich zu arrangieren ... Denn diese Bredouille scheint mir für Bonhart allein ein wenig zu groß zu sein ...«

»Eine sehr richtige Schlussfolgerung«, sagte schrill etwas unter Riences Kleidung hervor. »Eine sehr richtige Schlussfolgerung, Herr Bonhart. Was Ihr gefangen habt, meine Herren, ist ein bisschen zu groß für Euch beide. Zu Eurem Glück habt Ihr noch mich.«

»Was ist das?« Skellen sprang auf. »Was, zum Teufel, ist das?«

»Mein Meister, der Zauberer Vilgefortz.« Rience holte unter dem Hemd ein kleines silbernes Kästchen hervor.

»Genauer gesagt, die Stimme meines Meisters. Die aus dieser magischen Vorrichtung namens Xenogloss dringt.«

»Ich grüße alle Herren«, sagte das Kästchen. »Schade, dass ich Euch nur hören kann, aber an einer Teleprojektion oder Teleportation hindern mich dringliche Beschäftigungen.«

»Das, verdammt, hat gerade noch gefehlt«, knurrte der Uhu. »Aber ich hätte es mir denken können. Rience ist zu dumm, um allein und auf eigene Faust zu handeln. Ich hätte mir denken können, dass du die ganze Zeit über irgendwo im Finsteren lauerst, Vilgefortz. Wie eine fette alte Spinne lauerst du im Dunkeln und wartest, dass das Netz zuckt.«

»Was für ein bildhafter Vergleich.«

Skellen knurrte. »Und spiel uns nichts vor, Vilgefortz. Du bedienst dich Riences und seiner Schatulle nicht aus einem Andrang von Beschäftigungen, sondern aus Angst vor der Armee von Zauberern, deiner früheren Freunde aus dem Kapitel, die auf der Suche nach Magiespuren mit deinem Algorithmus die ganze Welt durchforschen. Wenn du eine Teleportation versuchen würdest, fänden sie dich im Handumdrehen.«

»Was für ein imponierendes Wissen.«

»Wir sind einander nicht vorgestellt worden.« Bonhart verbeugte sich ziemlich theatralisch vor dem silbernen Kästchen.

»Aber es geschieht also auf Eure Veranlassung und mit Eurer Vollmacht, Herr Hexenmeister, dass der werte Herr Rience dem Mädchen die Folter in Aussicht stellt? Ich irre mich nicht? Mein Wort, das Mädchen wird mit jedem Augenblick immer wichtiger. Wie sich zeigt, brauchen sie alle.«

»Wir sind einander nicht vorgestellt worden«, sagte Vilgefortz aus dem Kästchen. »Aber ich kenne Euch, Herr Bonhart; Ihr würdet Euch wundern, wie gut. Und das Mädchen, ja doch, ist wichtig. Das ist ja das Löwenjunge von Cintra, das Ältere Blut. Der Weissagung von Itlina zufolge werden ihre Nachkommen in Zukunft die Welt beherrschen.«

»Darum braucht Ihr sie so sehr?«

»Ich brauche nur ihre Plazenta. Den Mutterkuchen. Wenn ich ihr den Mutterkuchen entnommen habe, könnt Ihr Euch den Rest nehmen. Was höre ich da, irgendein Murren? Irgendwelches von Abscheu erfüllte Seufzen und Schnaufen? Von wem? Von Bonhart, der das Mädchen Tag für Tag mit ausgesuchten Methoden foltert, körperlich und seelisch? Von Stefan Skellen, der das Mädchen im Auftrag von Verrätern und Ver schwörern ermorden will? He?«

Ich habe sie belauscht, erinnerte sich Kenna, die auf der Pritsche lag, die Hände unterm Nacken. Ich habe an der Ecke gestanden und gespürt. Und die Haare standen mir zu Berge. Am ganzen Körper. Auf einen Schlag begriff ich das ganze Ausmaß des Schlamassels, in den ich geraten war.

»Ja, ja«, klang es aus dem Xenogloss, »du hast deinen Kaiser verraten, Skellen. Ohne zu zögern, bei der ersten Gelegenheit.«

Der Uhu knurrte wegwerfend. »Der Vorwurf des Verrats aus dem Munde solch eines Erzverräters wie du, Vilgefortz, das ist schon etwas. Ich würde mich geehrt fühlen. Wenn es nicht nach einem billigen Jahrmarktscherz aussähe.«

»Ich werfe dir keinen Verrat vor, Skellen, ich spotte über deine Naivität und Ungeschicklichkeit beim Verrat. Denn für wen verrätst du deinen Herrscher? Für Ardal aep Dahy und für de Wette, Fürsten, die in ihrem krankhaften Ehrgeiz getroffen worden sind, dadurch herabgesetzt, dass der Kaiser ihre Töchterchen verworfen hat, indem er die Heirat mit der Cintrierin plante. Sie aber hatten geglaubt, aus ihren Geschlechtern würde eine neue Dynastie hervorgehen, ihre Geschlechter würden die ersten im Kaiserreich sein, dass sie schon bald sogar über den Thron hinauswachsen würden! Emhyr hat sie mit einem einzigen Zug dieser Hoffnungen beraubt, und da haben sie beschlossen, den Lauf der Geschichte zu korrigieren. Zum bewaffneten Aufruhr sind sie noch nicht bereit, aber man kann ja das Mädchen vernichten, das Emhyr ihren Töchtern vorgezogen hat. Die eigenen aristokratischen Händchen wollten sie sich natürlich nicht schmutzig machen, also haben sie einen gedungenen Schergen gefunden, Stefan Skellen, der an einem Übermaß an Ambitionen leidet. Wie war das, Skellen? Willst du es uns nicht erzählen?«

»Wozu?«, schrie der Uhu. »Und wem? Denn du weißt ja wie üblich alles, großer Magier! Rience weiß wie üblich nichts, und so soll es sein, und Bonhart geht das nichts an ...«

»Du hingegen hast, wie ich schon sagte, nicht viel, dessen du dich rühmen könntest. Die Fürsten haben dich mit Versprechungen gekauft, aber du bist doch zu intelligent, um nicht zu verstehen, dass dein Weg nicht der dieser kleinen Herren ist. Heute brauchen sie dich als Werkzeug zur Vernichtung der Cintrierin, morgen werden sie sich deiner entledigen, weil du ein niedriggeborener Emporkömmling bist. Sie haben dir im neuen Kaiserreich die Stelle von Vattier de Rideaux versprochen? Das glaubst du doch wohl selber nicht, Skellen. Vattier brauchen sie nötiger, denn Umsturz hin, Umsturz her, aber die Geheimdienste bleiben immer dieselben. Mit deinen Händen wollen sie nur morden; Vattier brauchen sie, um den Sicherheitsapparat unter ihre Kontrolle zu bringen. Außer- dem ist Vattier Vicomte, und du bist ein Niemand.«

»Tatsache.« Der Uhu schürzte die Lippen. »Ich bin zu intelligent, um das nicht zu bemerken. Also soll ich jetzt wiederum Ardal aep Dahy verraten, um mich dir anzuschließen, Vilgefortz? Bist du darauf aus? Aber ich hänge meinen Mantel nicht nach dem Winde! Wenn ich die Sache der Revolution unterstütze, dann aus Überzeugung und um der Idee willen. Man muss Schluss machen mit der selbstherrlichen Tyrannei, die konstitutionelle Monarchie einführen und danach die Demokratie ...«

»Was?«

»Die Volksherrschaft. Eine Ordnung, in der das Volk herrschen wird. Die Gesamtheit der Einwohner aller Stände, vertreten durch die Würdigsten und Ehrlichsten, die in ehrlichen Wahlen ermittelt werden ...«

Rience brach in brüllendes Gelächter aus. Bonhart lachte wie wild. Herzlich, wenn auch ein wenig schrill, lachte aus dem Xenogloss der Zauberer Vilgefortz. Alle drei lachten sie so lange, dass ihnen die Tränen kamen.

»Gut«, unterbrach Bonhart den Frohsinn. »Wir sind hier nicht zu Jux und Tollerei zusammengekommen, sondern zum Handel. Das Mädchen gehört vorerst nicht der Gesamtheit der ehrlichen Einwohner aller Stände, sondern mir. Aber ich kann sie verkaufen. Was hat der Herr Zauberer anzubieten?«

»Die Weltherrschaft interessiert dich?«

»Nein.«

»Also werde ich«, sagte Vilgefortz langsam, »dir erlauben, bei dem anwesend zu sein, was ich mit dem Mädchen machen werde. Du wirst zuschauen können. Ich weiß, dass du derlei Anblicke allen anderen Annehmlichkeiten vorziehst.«

In Bonharts Augen glomm weißes Feuer auf. Doch er blieb ruhig. »Und konkreter?«

»Und konkreter bin ich bereit, das Zwanzigfache deines Honorars zu zahlen. Zweitausend Florin. Bedenke, Bonhart, dass das ein Haufen Geld ist, den du nicht forttragen kannst, du wirst dafür einen Maulesel brauchen. Das reicht dir für den Ruhestand, für die Veranda, die Tauben und sogar für Schnaps und Mädchen, wenn du in vernünftigem Rahmen bleibst.«

»Einverstanden, Herr Magier.« Der Kopfgeldjäger lachte scheinbar sorglos. »Mit diesem Schnaps und diesen Mädchen habt Ihr mir wahrlich das Herz ergriffen. Schließen wir den Handel ab. Aber auf dieses Angebot mit dem Zuschauen würde ich auch reflektieren. Zugegeben, ich würde lieber sehen, wie sie in der Arena verreckt, doch auf Eure Arbeit mit dem Messer werde ich auch gern einen Blick werfen. Fügt das als Draufgabe hinzu.«

»Abgemacht.«

»Das ging ja schnell«, konstatierte der Uhu säuerlich. »In der Tat, schnell und glatt hast du mit Bonhart eine Gesellschaft gegründet. Eine Gesellschaft, die freilich ein für alle Mal eine *societas leonina* ist. Aber habt ihr nicht vielleicht etwas vergessen? Die Bauernstube, in der ihr sitzt, und die Cintrierin, die ihr verkauft, sind von zwei Dutzend bewaffneten Leuten umgeben. *Meinen* Leuten.«

»Lieber Untersuchungsführer Skellen«, erklang aus dem Kästchen die Stimme von Vilgefortz. »Ihr kränkt mich mit der Annahme, ich wollte Euch bei dem Handel zu kurz kommen lassen. Ganz im Gegenteil. Ich gedenke außerordentlich großzügig zu sein. Ich kann Euch diese, wie Ihr es zu nennen beliebtet, Demokratie nicht zusichern. Aber ich garantiere Euch materielle Hilfe, logistische Unterstützung und den Zugang zu Informationen, dank denen Ihr aufhört, für die Verschwörer ein Werkzeug und Dienstbote zu sein, und zu ihrem Partner werdet. Einer, dessen Person und Meinung für Fürst Joachim de Wette, Herzog Ardal aep Dahy, Graf Broinne, Graf d'Arvy und all die anderen blaublütigen Verschwörer Gewicht haben werden. Was tut es, dass es eine *societas leonina* ist? Freilich, wenn die Beute Cirilla ist, nehme ich mir den Löwenanteil der Beute, übrigens, wie mir scheint, verdientermaßen. Stört dich das so sehr? Du wirst ja auch große Vorteile davon haben. Wenn du mir die Cintrierin überlässt, hast du den Posten von Vattier de Rideaux schon in der Tasche. Und als Chef der Geheimdienste, Stefan Skellen, wirst du allerlei Utopien verwirklichen können, womöglich sogar Demokratie und ehrliche Wahlen. Wie du also siehst, gebe ich dir für eine dünne Fünfzehnjährige die Erfüllung deiner Lebensträume und Ambitionen. Siehst du das?«

»Nein.« Der Uhu schüttelte den Kopf. »Ich höre es nur.«

»Rience.«

»Ich höre, Meister.«

»Gib Herrn Skellen eine Probe von der Qualität unserer Informationen. Sag ihm, was du von Vattier erfahren hast.«

»In dieser Abteilung«, sagte Rience, »ist ein Spion.«

»Was?«

»Das, was du hörst. Vattier de Rideaux hat hier einen Spitzel. Er weiß von allem, was du tust. Warum du es tust und für wen. Vattier hat einen Agenten bei euch eingeschleust.«

Er trat leise an sie heran. Sie hatte ihn nicht einmal gehört. »Kenna.«

»Neratin.«

»Du hast meine Gedanken gespürt. Dort in der Bauernstube. Du weißt, woran ich gedacht habe. Also weißt du, wer ich bin.«

»Höre, Neratin ...«

»Nein. Höre du, Joanna Seiborne. Stefan Skellen verrät das Land und den Kaiser. Er ist ein Verschwörer. Alle, die zu ihm halten, werden auf dem Schafott enden. Sie werden auf dem Platz der Tausend Jahre von Pferden zerrissen.«

»Ich weiß von nichts, Neratin. Ich führe Befehle aus ... Was willst du von mir? Ich diene dem Untersuchungsführer ... Und wem dienst du?«

»Dem Kaiserreich. Herrn de Rideaux.«

»Was willst du von mir?«

»Dass du vernünftig bist.«

»Geh weg. Ich werde dich nicht verraten, werde nichts sagen ... Aber geh weg, bitte. Ich kann nicht, Neratin. Ich bin eine einfache Frau. Das ist mir zu hoch ...«

Ich weiß nicht, was ich tun soll. Skellen hat gesagt: »Frau Seiborne«. Wie zu einem Offizier. Wem diene ich? Ihm? Dem Kaiser? Dem Reich?

Und woher soll ich das wissen?

Kenna stieß sich mit den Schultern von der Ecke der Hütte ab, wedelte mit einer Gerte und schaute finster drein, um die Kinder zu verscheuchen, die sich neugierig die am Pfosten sitzende Falka ansahen.

Oh, in einen schönen Schlamassel bin ich geraten. Oh, das riecht nach dem Galgenstrick. Und nach Pferdescheiße auf dem Platz der Tausend Jahre.

Ich weiß nicht, wie das enden wird, dachte Kenna. Aber ich muss mich in sie hineinversetzen. In diese Falka. Wenigstens einen Augenblick lang ihre Gedanken spüren. Wissen, was sie weiß.

Verstehen.

»Sie kam näher«, sagte Ciri, während sie den Kater streichelte. »Sie war groß, gepflegt, sehr verschieden vom Rest dieser Meute ... Auf ihre Art sogar hübsch. Und sie erweckte Achtung. Die beiden, die mich bewachten, vulgäre Einfaltspinsel, hörten zu fluchen auf, als sie herantrat.« Vysogota schwieg.

»Sie aber«, fuhr Ciri fort, »beugte sich herab, schaute mir in die Augen. Sofort fühlte ich etwas ... etwas Seltsames

... Es war, als ob mir etwas schmerzhaft im Hinterkopf knackte. In den Ohren begann es mir zu sausen. In den Augen wurde es mir für einen Moment sehr hell ... Etwas war in mich eingedrungen, widerlich und schlüpfrig ... Ich kannte das. Yennefer hatte es mir im Tempel gezeigt ... Aber dieser Frau wollte ich es nicht erlauben ... Also stieß ich dieses Etwas, womit sie in mich eindrang, einfach weg, stieß es weg und warf es aus mir heraus, mit aller Kraft, zu der ich fähig war. Und die hochgewachsene Frau richtete sich auf und begann zu wanken, als habe sie einen Faustschlag erhalten, machte zwei Schritte rückwärts ... Und Blut schoss ihr aus der Nase. Aus beiden Löchern.« Vysogota schwieg.

»Ich aber« – Ciri hob den Kopf – »begriff, was geschehen war. Plötzlich spürte ich in mir die *Kraft.* Ich hatte sie dort in der Wüste Korath verloren, hatte mich von ihr losgesagt. Danach konnte ich keine *Kraft* mehr schöpfen, sie nicht gebrauchen. Sie aber, diese Frau, hatte mir die *Kraft* gegeben, sie hatte mir geradezu eine Waffe in die Hand gedrückt. Das war meine Chance.«

Kenna begann zu torkeln und sackte schwer in den Sand, wackelte mit dem Kopf und scharrte über den Boden wie betrunken. Das Blut floss ihr aus der Nase auf Mund und Kinn.

»Was ist...« Andres Vierny sprang auf, griff sich aber plötzlich mit beiden Händen an den Kopf, öffnete den Mund, aus dem Mund kam ein Krächzen. Mit weit aufgerissenen Augen schaute er auf Stigward, doch aus Nase und Ohren des Piraten floss ebenfalls schon Blut, und sein Blick verschleierte sich. Andres fiel auf die Knie, sah zu Neratin Ceka hin, der abseits stand und ruhig zuschaute.

»Nera.. .tin ... Hilf ...«

Ceka rührte sich nicht. Er schaute auf das Mädchen. Sie wandte ihm den Blick zu, und er zuckte zusammen.

»Nicht nötig«, warnte er sie rasch. »Ich bin auf deiner Seite. Ich will dir helfen. Komm, ich schneide dir die Fesseln durch ... Da hast du das Messer, schneide das Halsband selber auf. Ich hole die Pferde.«

»Ceka ...«, presste Andres Vierny aus der zugeschnürten Kehle hervor. »Du Verrä...«

Das Mädchen stieß mit einem Blick auf ihn ein, und er fiel auf den reglos daliegenden Stigward und krümmte sich zur Embryonalhaltung zusammen. Kenna konnte noch immer nicht aufstehen. Das Blut tropfte ihr reichlich auf Brust und Bauch.

»Alarm!«, schrie plötzlich die hinter den Hütten hervorkommende Chloe Stitz und ließ eine Hammelrippe fallen.

»Alaaarm! Silifant! Skellen! Das Mädchen flieht!«

Ciri war schon im Sattel. In der Hand hielt sie das Schwert.

»Hüaaaa, Kelpie!«

»Alaaaarm!«

Kenna zerwühlte den Sand. Sie konnte nicht aufstehen. Die Beine gehorchten ihr überhaupt nicht, sie waren wie aus Holz. Eine Psionikerin, dachte sie. Ich bin an eine Superpsionikerin geraten. Das Mädchen ist zehnmal stärker als ich ... Gut, dass sie mich nicht umgebracht hat ... Wieso bin ich überhaupt noch bei Bewusstsein?

Von den Hütten her kamen sie schon zuhauf gerannt, voran Ola Harsheim, Bert Brigden und Til Echrade; auch die Wachposten vom Tor eilten herbei, Dacre Silifant, Boreas Mun. Ciri wendete, schrie, galoppierte zum Fluss hin.

Doch auch von dorther liefen schon Bewaffnete.

Skellen und Bonhart stürzten aus der Bauernstube. Bonhart hatte das Schwert in der Hand. Neratin Ceka schrie auf, trieb sein Pferd auf sie zu und ritt beide nieder. Dann stürzte er sich geradewegs aus dem Sattel auf Bonhart und drückte ihn zu Boden. Rience erschien auf der Schwelle und schaute verblüfft drein.

»Fangt sie!«, brüllte Skellen und sprang auf. »Fangen oder töten!«

»Lebendig!«, heulte Rience auf. »Lebeeendig!«

Kenna sah, wie Ciri von der Palisade am Fluss abgedrängt wurde, wie sie die Stute wendete und zum Tor galoppierte. Sie sah, wie Kabernik Turent hinzusprang und sie vom Sattel ziehen wollte, sie sah, wie das Schwert aufblitzte, sie sah, wie aus Turents Hals ein karminroter Strahl floss. Dede Vargas und Fripp der Jüngere sahen es auch. Sie rangen sich nicht durch, dem Mädchen in den Weg zu treten, verschwanden zwischen den Hütten.

Bonhart sprang auf, stieß mit einem Schlag des Schwertknaufs Neratin Ceka von sich weg und versetzte ihm einen schrecklichen Hieb quer über die Brust. Und sprang sofort auf Ciri zu. Der aufgeschlitzte und Blut verströmende Neratin konnte ihn noch bei den Füßen packen, er ließ erst los, als ein Schwertstich ihn auf den Sand nagelte. Doch diese wenigen Sekunden Verzögerung genügten.

Das Mädchen spornte die Stute an, von Silifant und Mun verfolgt. Skellen lief heimlich wie ein Wolf von links heran, holte mit der Hand aus. Kenna sah, wie etwas im Fluge aufblitzte, sie sah, wie das Mädchen zuckte und im Sattel wankte, sah aus ihrem Gesicht Blut hervorsprudeln. Das Mädchen lehnte sich so weit im Sattel zurück, dass sie für einen Moment mit dem Rücken auf dem Hinterteil der Stute lag. Doch sie fiel nicht, richtete sich wieder auf, hielt sich im Sattel, an den Pferdehals geschmiegt. Die Stute stieß Bewaffnete zur Seite und jagte geradewegs auf das Tor zu. Hinter ihr rannten Mun, Silifant und Chloe Stitz mit einer Armbrust.

»Sie kommt nicht drüber! Wir haben sie!«, schrie Mun triumphierend. »Sieben Fuß schafft kein Pferd!«

»Nicht schießen, Chloe!«

Chloe hörte es im allgemeinen Gebrüll nicht. Sie blieb stehen. Legte die Armbrust an die Wange. Es war allgemein bekannt, dass Chloe niemals fehlschoss. »Tot!«, schrie sie. »Tot!«

Kenna sah, wie ein ihr namentlich nicht bekannter untersetzter Mann herbeilief, eine Armbrust hob und aus der Nähe Chloe in den Rücken schoss. Der Bolzen ging mit einer Explosion von Blut glatt durch. Chloe fiel ohne einen Seufzer.

Die Rappstute war ans Tor herangaloppiert, zog leicht den Kopf zurück. Und sprang. Sie stieg empor, kletterte geradezu auf das Tor, glitt mit elegant angelegten Vorderbeinen darüber hinweg wie ein schwarzes Seidenband. Die Hinterhufe streiften den oberen Balken nicht einmal.

»Götter!«, schrie Dacre Silifant. »Götter, was ist das für ein Pferd! Mit Gold aufzuwiegen!«

»Die Stute dem, der sie fängt!«, rief Skellen. »Auf die Pferde! Auf die Pferde und hinterher!«

Durch das endlich geöffnete Tor galoppierten die Verfolger, dass es stiebte. Allen voran preschten Bonhart und Boreas Mun.

Kenna stand mit Mühe auf. Und sofort torkelte sie und sackte schwer auf den Sand. In den Beinen kribbelte es schmerzhaft.

Kabernik Turent bewegte sich nicht, er lag mit ausgebreiteten Armen und Beinen in einer roten Pfütze. Andres Vierny versuchte den noch immer bewusstlosen Stigward aufzuheben.

Die auf dem Sand zusammengekrümmte Chloe Stitz wirkte klein wie ein Kind.

Ola Harsheim und Bert Brigden schleppten den untersetzten Mann vor Skellen, denjenigen, der Chloe getötet hatte. Der Uhu atmete schwer. Und er zitterte geradezu vor Wut. Aus dem über die Brust laufenden Bandelier nahm er einen zweiten Stahlstern, genau so einen wie den, mit dem er eben noch das Gesicht des Mädchens verwundet hatte.

»Die Hölle soll dich verschlingen, Skellen«, sagte der untersetzte Mann. Kenna fiel sein Name wieder ein. Mekesser. Jediah Mekesser. Ein Gemmerer. Sie hatte ihn in Rocayne kennengelernt.

Der Uhu machte den Rücken krumm, dann eine heftige Handbewegung. Der sechszackige Stern heulte im Fluge auf und drang tief ins Gesicht von Mekesser ein, zwischen Auge und Nase. Der Getroffene schrie nicht einmal, er begann nur stark und krampfhaft im Griff von Harsheim und Brigden zu zucken. Er zuckte lange, und die Zähne bleckte er so gespenstisch, dass alle den Blick abwandten. Alle außer dem Uhu.

»ReißmeinenOrionausihmheraus,Ola«,sagteStefan Skellen, als der Leichnam endlich schlaff in den ihn haltenden Armenhing.»UndvergrabtdasAasimMist,zusammenmit diesemanderenAas,diesemZwitter.Dassvonbeidenräu- digen Verrätern keine Spur bleibt.«»

Plötzlich kam stürmischer Wind auf, zogen Wolken herauf. Plötzlich wurde es finster.

Die Wachposten riefen auf den Mauern der Zitadelle. Die Scarra-Schwestern schnarchten im Duett. Kohut pinkelte geräuschvoll in den leeren Kübel.

Kenna zog die Decke ans Kinn. Sie hing den Erinnerungen nach.

Sie hatten das Mädchen nicht eingeholt. Es war verschwunden. Einfach verschwunden. Boreas Mun – ein unerhörter Vorfall – verlor die Spur der schwarzen Stute schon nach rund drei Meilen. Plötzlich, ohne Vorwarnung, wurde es dunkel, der Sturmwind drückte die Bäume fast zu Boden. Es goss, ha, es donnerte sogar, es zuckten Blitze.

Bonhart war unerbittlich. Sie kehrten nach Einhürne zurück. Sie schrien sich an, jeder jeden, und überschrien ein- ander: Bonhart, der Uhu, Rience und jene vierte, rätselhafte, unmenschliche, schrille Stimme. Dann setzten sie die ganze Hanse in Marsch, ausgenommen diejenigen, die – wie ich außerstande waren zu reiten. Sie trommelten Bauern mit Fackeln zusammen, preschten in die Wälder. Sie kehrten gegen Morgen zurück.

Sie kehrten mit leeren Händen zurück. Abgesehen von dem Entsetzen, das in ihren Augen stand.

Das Gerede, erinnerte sich Kenna, begann erst nach ein paar Tagen. Anfangs fürchteten alle den Uhu und Bonhart zu sehr. Die waren so wütend, dass man ihnen lieber nicht unter die Augen kam. Für irgendein unbedachtes Wort bekam sogar Bert Brigden, ein Offizier, eins mit der Reitpeitsche vor den Kopf.

Doch dann wurde darüber geredet, was seinerzeit während der Verfolgung geschehen war. Von dem kleinen Einhorn von Stroh in dem Schrein, das plötzlich zur Größe eines Drachen anwuchs und die Pferde derart scheu machte, dass die Reiter herabfielen und sich nur durch ein Wunder nicht die Hälse brachen. Von der am Himmel entlanggaloppierenden Kavalkade feueräugiger Gespenster auf Pferdeskeletten, angeführt von einem schrecklichen Gerippe als König, der den ihm dienstbaren Geistern befahl, mit ausgebreiteten Mänteln die Hufspuren der schwarzen Stute auszuwischen. Vom makabren Chor der Ziegenmelker und vom entsetzlich gespenstischen Heulen einer Beann'shie, einer Todesbotin ...

Wind, Regen, Wolken, Sträucher und Bäume von phantastischen Gestalten, dazu die Angst, die große Augen hat, kommentierte Boreas Mun, der ja dort war. Das sei auch schon die ganze Erklärung. Und die Ziegenmelker? Wie die eben so sind; Ziegenmelker schreien immer.

Und die Fährte, die Hufspuren, die plötzlich aufhörten, als ob das Pferd in den Himmel geflogen sei?

Das Gesicht des Boreas Mun, des Fährtensuchers, der einen Fisch im Wasser aufspüren konnte, verspannte sich bei dieser Frage. Der Wind, antwortete er, der Wind hat die Spuren mit Sand und Laub zugeweht. Eine andere Erklärung gibt es nicht.

Manche haben es sogar geglaubt, erinnerte sich Kenna.

Manche haben sogar geglaubt, das alles seien natürliche Erscheinungen oder Sinnestäuschungen. Und sie haben sogar darüber gelacht.

Aber sie hörten auf zu lachen. Nach Dun Dâre. Nach Dun Dâre lachte niemand mehr.

Als er sie erblickte, wich er instinktiv zurück, holte tief Luft.

Sie hatte Gänseschmalz mit Ruß aus dem Kamin vermischt, mit der entstandenen fetten Farbe hatte sie sich Augenhöhlen und Lider geschwärzt, sie mit langen Linien bis an die Schläfen und Ohren verlängert.

Sie sah wie ein Dämon aus.

»Vom vierten Werder zum Hochwald, am äußersten Rand entlang«, wiederholte er die Wegbeschreibung. »Dann am Fluss bis zu den drei vertrockneten Bäumen, von dort aus im Weißbuchenwald schnurgerade nach Westen. Wenn Kiefern auftauchen, reite am Rande und zähle die Waldwege. Du biegst in den neunten ab, und danach biegst du nirgends mehr ab. Dann kommt schon die Siedlung Dun Dâre, an ihrer nörd lichen Seite liegt ein Weiler. Ein paar Hütten. Und dahinter, an der Weggabelung, die Schenke.«

»Ich habe es mir gemerkt. Ich finde es, keine Angst.«

»Am besten musst du bei den Flussbiegungen aufpassen. Hüte dich vor Stellen, wo das Schilf spärlicher wächst. Vor Stellen, die mit Knöterich bewachsen sind. Und wenn dich vor dem Kiefernwald doch die Dunkelheit überfällt, halte an und warte bis zum Morgen. Reite auf gar keinen Fall nachts durch die Sümpfe. Es ist schon fast Nacht, dazu noch die Wolken ...«

»Ich weiß.«

»Was das Seenland angeht ... Reite nach Norden, über die Anhöhen. Meide die Hauptstraßen, auf den Hauptstraßen wimmelt es von Militär. Wenn du an einen Fluss kommst, einen großen Fluss, der Syke heißt, dann hast du über die Hälfte des Weges hinter dir.«

»Ich weiß. Ich habe die Karte, die du mir gezeichnet hast.«

»Ach ja, Stimmt.«

Ciri überprüfte zum wiederholten Male Zaumzeug und Satteltaschen. Mechanisch. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie zögerte hinaus, was sie schließlich sagen musste.

»Es war schön, dich zu Gast zu haben«, kam er ihr zuvor. »Wirklich. Leb wohl, Hexerin.«

»Leb wohl, Einsiedler. Ich danke dir für alles.«

Sie war schon im Sattel, schon drauf und dran, Kelpie einen Klaps zu geben, als er herantrat und sie bei der Hand fasste. »Ciri. Bleib. Den Winter über ...«

»Ich werde vor dem Frost zu den Seen kommen. Und dann, wenn es so ist, wie du gesagt hast, wird alles keine Bedeutung mehr haben. Ich kehre mit dem Teleport nach Thanedd zurück. Zu der Schule in Aretusa. Zu Frau Rita

... Vysogota ... Wie lange das her ist...«

»Der Schwalbenturm ist eine Legende. Vergiss nicht, nur eine Legende.«

»Ich bin auch nur eine Legende«, sagte sie bitter. »Seit meiner Geburt. Zireael, die Schwalbe, das Überraschungs – kind. Die Auserwählte. Das Kind der Vorsehung. Das Kind vom Älteren Blute. Ich reite, Vysogota. Bleib gesund.«

»Bleib gesund, Ciri.«

Die Schenke an der Weggabelung hinter dem Weiler war leer; Cyprian Fripp der Jüngere und seine drei Kameraden hatten den Einheimischen den Zutritt verboten und jagten Durchreisende weg. Sie selbst aber prassten und tranken tagelang, saßen in dem verrauchten und finsteren Lokal, das so stank, wie eine Schenke im Winter für gewöhnlich stinkt, wenn weder Türen noch Fenster geöffnet werden – nach Schweiß, Kater, Mäusen, Socken, Kiefernholz, Furzen, Fett, Verbranntem und nach nasser, dampfender Kleidung.

»So ein beschissenes Pech«, wiederholte wohl schon zum hundertsten Mal Yuz Jannowitz, ein Gemmerer, und winkte den Dienstmädchen, dass sie Schnaps bringen sollten. »Den Uhu soll der Schlag treffen. Uns in so einem lausigen Nest sitzenzulassen! Da würde ich schon lieber mit den Patrouillen durch die Wälder reiten!«

»So ein Blödsinn aber auch!«, erwiderte Dede Vargas. »Draußen ist 'ne bärenmäßige Kälte! Da sitze ich lieber im Warmen. Und bei 'nem Fräulein!«

Er haute mit Schwung dem Dienstmädchen auf den Hintern. Das Mädchen quiekte, nicht besonders überzeugend und mit merklicher Abstumpfung. Sie war, ehrlich gesagt, nicht die Hellste. Die Arbeit in der Schenke hatte sie nur gelehrt, dass man, wenn man auf den Hintern gehauen oder gezwickt wird, quieken muss.

Cyprian Fripp und seine Kumpane hatten sich schon am zweiten Tag nach der Ankunft an die beiden Dienstmädchen herangemacht. Der Wirt wagte nicht zu protestieren, und die Mädchen waren nicht gescheit genug, um an Protest zu denken. Das Leben hatte sie schon gelehrt, dass ein Mädchen, wenn es protestiert, geschlagen wird. Es war also vernünftiger, abzuwarten, bis es den Männern langweilig wurde.

»Diese ganze Falka«, nahm der gelangweilte Rispat La Pointe das nächste Standardthema der gelangweilten Abendgespräche wieder auf, »hat irgendwo in den Wäldern den Löffel abgegeben, sage ich euch. Ich habe gesehen, wie Skellen ihr die Fresse mit dem Orion aufgeschlazt hat, wie die Brühe aus ihr 'raus gespritzt ist! Davon, sage ich euch, hat die sich nicht erholen können!«

»Der Uhu hat sie verfehlt«, widersprach Yuz Jannowitz. »Er hat sie mit dem Orion nur gestreift. Die Fresse, ja, die hat er ihr ordentlich zerfetzt, habe ich selber gesehen. Aber hat das das Mädel gehindert, über das Tor zu setzen? Ist sie vom Pferd gefallen? Von wegen! Und den Torbogen haben wir dann ausgemessen: sieben Fuß und zwei Zoll, kannst Gift drauf nehmen. Und was? Gesprungen ist sie. Und wie! Zwischen Sattel und Hintern hätte keine Messerklinge gepasst.«

»Sie hat geblutet wie ein Schwein«, protestierte Rispat La Pointe. »Sie ist geritten, sage ich euch, ist geritten und dann 'runtergefallen und in irgendeiner Erdhöhle krepiert, Wölfe und Vögel haben das Aas gefressen, die Marder die Reste, und die Ameisen haben die letzten Spuren weggeputzt. Ende, *deireddhl* Deswegen sitzen wir, sage ich euch, umsonst hier und versaufen das Geld. Und zwar unser eigenes, denn Sold ist irgendwie nicht in Sicht!«

»Es kann nicht sein, dass von einer Leiche keine Spur, kein Anzeichen übrigbleibt«, sagte Dede Vargas überzeugt.

»Es bleibt immer etwas übrig, der Schädel, das Becken, irgendein dicker Knochen. Rience, dieser Zauberer, wird Falkas Überreste schließlich finden. Dann ist die Sache erledigt.«

»Und dann werden sie uns vielleicht so antreiben, dass wir uns gern an diese Untätigkeit und diesen mistigen Schweinestall erinnern werden.« Cyprian Fripp der Jüngere ließ den gelangweilten Blick über die Wände der Schenke schweifen, wo er schon jeden Nagel und jeden Wasserfleck kannte. »Und an diesen elenden Schnaps. Und an die beiden da, die nach Zwiebel stinken, und wenn du sie bumst, liegen sie da wie die Kälber, gucken zur Decke und puhlen sich in den Zähnen.«

»Alles wäre besser als diese Langeweile!«, beschied Yuz Jannowitz. »Man möchte am liebsten heulen! Lasst uns, verdammich, was machen! Irgendwas! Zünden wir das Dorf an, oder was?«

Die Tür knarrte. Das Geräusch war so ungewöhnlich, dass alle vier aufsprangen.

»Raus!«, brüllte Dede Vargas auf. »Verpiss dich, Alter! Bettler! Stinker! Raus hier!«

»Lass ihn.« Der gelangweilte Fripp winkte ab. »Du siehst doch, er verkauft Sackpfeifen. Das ist bloß ein armer Schlucker, bestimmt ein alter Soldat, der sich in den Herbergen mit Spielen und Singen den Lebensunterhalt verdient. Draußen gießt es und ist kalt. Soll er sitzen ...«

»Aber möglichst weit weg von uns.« Yuz Jannowitz zeigte dem Greis, wo er sich hinsetzen sollte. »Sonst kommen die Läuse zu uns 'rüber. Ich sehe von hier aus, wie verlaust der ist. Man könnte meinen, keine Läuse, sondern Schildkröten.«

»Gib ihm«, sagte Fripp der Jüngere mit herrischem Nicken, »was zu futtern, Wirt! Und uns Schnaps!«

Der Alte setzte eine große Pelzmütze ab und verströmte würdevoll rings um sich Gestank. »Habt Dank, edle Herren«, sagte er. »Heut ist ja der Abend von Saovine, ein Feiertag. Am Feiertag soll man niemanden hinausjagen in Regen und Kälte. Am Feiertag soll man feiern ...«

»Richtig!« Rispat La Pointe schlug sich vor die Stirn. »Heute ist ja der Saovine-Abend! Ende Oktober!«

»Die Nacht der Zauber.« Der Alte schlürfte die ihm gebrachte wässrige Suppe. »Die Nacht der Geister und der Schrecken!«

»Oho!«, sagte Yuz Jannowitz. »Der Alte, passt auf, wird uns hier gleich eine Bettlergeschichte auftischen!«

»Soll er doch.« Dede Vargas gähnte. »Alles besser als diese Langeweile!«

»Saovine«, wiederholte Cyprian Fripp der Jüngere missmutig. »Schon fünf Wochen seit Einhürne. Und schon zwei Wochen, dass wir hier sitzen. Zwei geschlagene Wochen! Saovine, ha!«

»Die Nacht der Wunder.« Der Alte leckte den Löffel ab, klaubte mit dem Finger etwas vom Boden der Schüssel und aß dieses Etwas. »Die Nacht der Schrecken und Zauber!«

»Hab ich's nicht gesagt?« Yuz Jannowitz bleckte die Zähne. »Wir kriegen ein Bettlermärchen!«

Der Alte richtete sich auf, kratzte und räusperte sich. »Die Nacht auf Saovine«, begann er mit Nachdruck, »die letzte Nacht vor dem Erscheinen des November-Neumonds, ist bei den Elfen die letzte Nacht des alten Jahres. Wenn der neue Tag beginnt, ist bei den Elfen schon das neue Jahr. Daher ist es bei den Elfen Brauch, in der Nacht auf Saovine alle Feuer im Hause und in der Wirtschaft mit einem Pech-Fidibus anzuzünden und den Rest von dem Fidibus gut aufzuheben, bis zum Mai, und dann mit ihm das Belleteyn-Feuer zu entfachen; dann, sagen sie, geht alles glatt und glücklich. Und nicht nur die Elfen, auch manche von unseren Leuten tun das. Um sich vor den bösen Geistern zu schützen ...«

»Geistern!«, schnaubte Yuz. »Hört nur, was dieser alte Knacker redet!«

»Das ist die Nacht auf Saovine!«, verkündete der Alte mit ergriffener Stimme. »In so einer Nacht gehen die Geister um! Die Geister der Toten klopfen an die Fenster, lasst uns ein, ächzen sie, lasst uns ein. Dann muss man ihnen Honig und Brei geben, und das alles mit Schnaps beträufeln ...«

»Mit Schnaps beträufle ich mir lieber die eigene Gurgel!« Rispat La Pointe lachte brüllend. »Und deine Geister, Alter, die können mich« – er zeigte – »da lecken!«

»Oi, ihr Herren, treibt keinen Scherz mit den Geistern, sie könnten es hören, und sie sind rachsüchtig! Heute ist der Abend vor Saovine, die Nacht der Schrecken und Zauber! Lauscht doch, hört ihr, wie ringsum etwas raschelt und pocht? Das sind die Toten, die aus dem Jenseits kommen, sie wollen sich in die Häuser schleichen, um sich am Feuer zu wärmen und sich sattzuessen. Dort, durch die kahlen Stoppelfelder und die laublosen Wälder toben Sturm und Frost, die armen Geister frieren, also zieht es sie zu den Behausungen, wo es Feuer und Wärme gibt. Darum vergesst nicht, ihnen ein Schüsselchen mit Essen auf die Schwelle zu stellen, oder auch auf die Tenne, denn wenn die Albe dort nichts finden, kommen sie nach Mitternacht selber in die Hütten, um zu suchen ...«

»Ach du meine Güte!«, flüsterte laut eins von den Dienstmädchen und quiekte sogleich, denn Fripp hatte sie in den Hintern gekniffen.

»Kein schlechtes Märchen!«, sagte er. »Aber noch lange kein gutes! Wirt, schenkt dem Alten einen Humpen Warmes ein, vielleicht erzählt er dann ein gutes! Eine gute Geistergeschichte, Jungs, erkennt man daran, dass die Weiber vom Zuhören ganz weg sind und man sie kneifen kann, ohne dass sie es merken!«

Die Männer brüllten vor Lachen, es ertönte das Quieken der beiden Mädchen, bei denen überprüft wurde, ob sie schon ganz weg waren. Der Alte nahm einen Zug von dem angewärmten Bier, schlürfte und rülpste laut.

»Dass du dich ja nicht besäufst und einpennst!«, warnte Dede Vargas drohend. »Umsonst geben wir dir nichts zu trinken! Erzähl und sing und mach Musik! Es soll lustig sein!«

Der Alte öffnete den Mund, in dem weiß ein einsamer Zahn stand wie eine Meilensäule in der dunklen Steppe.

»Aber das ist, ihr Herren, doch Saovine! Wie kann man da spielen, Musik machen? Man darf's nicht! Die Musik von Saovine ist der Sturmwind vorm Fenster! Da heulen die Werwölfe und Fangpire, die Blender tanzen und seufzen, die Ghule knirschen mit den Zähnen! Die Beann'shie wimmert und schreit, und wer ihren Schrei hört, dem ist unfehlbar das nahe Ende bestimmt. Ein jeglicher böser Geist verlässt sein Versteck, die Hexen fliegen zu ihrer letzten Zusammenkunft vor dem Winter! Saovine ist die Nacht der Schrecken, Wunder und Gesichte! In den Wald soll man nicht gehen, sonst frisst einen der Schrat! Über den Friedhof auch nicht, sonst packt einen der Leichner! Am besten überhaupt nicht aus der Hütte gehen, und zur Sicherheit ein neues Eisenmesser in die Schwelle stoßen, über so eins wagt das Böse nicht zu treten. Die Weiber aber sollen gut auf die Kinder aufpassen, denn in der Nacht von Saovine kann eine Nixe oder ein Kobold das Kind stehlen und dafür einen abscheulichen Wechselbalg unterschieben. Und wenn ein Weib schwanger ist, soll es lieber drin bleiben, denn die Nächtin kann es ihr im Leibe verhexen! Anstatt eines Kindes bringt sie eine Striege mit eisernen Zähnen zur Welt...«

»Ach du meine Güte!«

»Mit eisernen Zähnen. Erst beißt sie der Mutter die Brust ab. Dann die Hände. Dann das Gesicht ... Och, ich bin vielleichthungrig ...«

»Da hast du einen Knochen, da ist noch Fleisch dran. Mehr zu essen, ist für Alte ungesund, sie könnten sich verschlucken und den Löffel abgeben, ha-ha! Ach, was soll's, bring ihm noch Bier, Mädel. Also, Alter, erzähl uns noch mehr von den Geistern!«

»Saovine, ihr Herren, ist für die Gespenster die letzte Nacht, in der sie sich austoben können. Später nimmt ihnen der Frost die Kräfte, also gehen sie in die Tiefe, unter die Erde, wo sie den ganzen Winter über die Nase nicht mehr hervorstecken. Darum ist von Saovine bis zum Februar, zum Fest Imbaelk, die beste Zeit, um an verwunschenen Orten nach Schätzen zu suchen. Wenn man zur warmen Zeit, als Beispiel genommen, bei einem Vichthügel gräbt, dann wird der Vicht, so gut zwei mal zwei vier ist, erwachen, erbost hervorspringen und den Schatzgräber auffressen. Aber von Saovine bis Imbaelk kann man suchen und graben, was das Zeug hält: Wie ein alter Bär schläft der Vicht fest.«

»Na, der denkt sich was aus, der Tattergreis!«

»Ich rede immer die Wahrheit, ihr Herren. Ja, ja. Eine zauberische Nacht ist Saovine, schrecklich, aber zugleich auch am besten zum Wahrsagen und Hellsehen. In so einer Nacht lohnt es sich, Karten zu legen und aus der Hand zu lesen, aus Knochen wahrzusagen, aus einem weißen Hahn, aus Zwiebeln, aus Käse, aus Kaninchendärmen, aus einer verfaulten Fledermaus ...«

»Pfui!«

»Die Nacht von Saovine, die Nacht der Schrecken und Gespenster ... Da sitzt man besser in der Hütte. Mit der ganzen Familie ... Am Feuer ...«

»Mit der ganzen Familie«, wiederholte Cyprian Fripp und bedachte seine Kameraden plötzlich mit einem breiten Grinsen. »Mit der ganzen Familie, habt ihr das geschnallt? Zusammen mit der, die seit einer Woche vor uns schlau irgendwo im Röhricht versteckt wird!«

»Die Frau vom Schmied!«, begriff Yuz Jannowitz augenblicklich. »Die goldhaarige Schönheit! Du hast Köpfchen, Fripp. Heute können wir sie in der Hütte festnageln! Was, Jungs? Springen wir mal zum Hof des Schmieds?«

»Uuch, von mir aus sofort.« Dede Vargas reckte sich kräftig. »Ich hab sie vor den Augen, sag ich euch, dieses Weib vom Schmied, wie sie durchs Dorf geht, die Titten wippen lässt, den Hintern schwenkt ... Wir hätten sie uns schon damals greifen sollen, aber Dacre Silifant, der dienstgeile Trottel ... Na, aber heute ist kein Silifant da, und das Weib vom Schmied ist in der Hütte! Und wartet!«

»Wir haben in diesem Dorf schon den Schultheiß mit der Spitzhacke erledigt.« Rispat runzelte die Stirn. »Wir haben den Rüpel aufgeschlitzt, der ihm zu Hilfe gekommen ist. Brauchen wir noch mehr Leichen? Der Schmied und sein Sohn sind Kerle wie Eichen. Die geben nicht klein bei. Also müssen wir sie ...«

»Verwunden«, beendete Fripp gelassen den Satz. »Nur ein bisschen verwunden, weiter nichts. Trinkt das Bier aus, wir machen uns fertig und reiten ins Dorf. Wir werden Saovine feiern! Wir ziehen die Mäntel mit dem Pelz nach außen an, werden brüllen und Radau machen; der Pöbel wird denken, das sind Teufel oder Vichte!«

»Nehmen wir das Weib vom Schmied mit hierher ins Quartier, oder vergnügen wir uns auf unsere Art, auf gemmerisch, vor den Augen der Familie?«

»Das eine schließt das andere nicht aus.« Fripp der Jüngere schaute durch die Fenstermembranen aus Fischblasen nach draußen. »Das ist vielleicht ein Sturm, zum Teufel! Dass sich geradezu die Pappeln neigen!«

»Oh, ho, ho«, sagte über seinen Humpen hinweg der Alte. »Das ist kein Wind, ihr Herren, kein Sturm! Das sind die Zauberinnen, die auf ihren Besen einherreiten, manche aber auch in Mörsern und Stampfen, die verwischen mit den Besen die Spuren hinter sich. Niemand weiß, wo so eine einem Menschen im Walde den Weg abschneidet und von hinten über ihn kommt. Niemand weiß, wann sie angreift. Und Zähne hat sie, *solche* Zähne!«

»Kinder kannst du mit den Zauberinnen schrecken, Alter!«

»Beschreit es nicht, Herr, zur Unzeit. Denn ich sage Euch noch, dass die schrecklichsten Hexen, die, die beim Hexenvolk Gräfinnen und Fürstinnen sind, oho, die reiten nicht auf Besen, nicht auf Schürhaken und nicht in Mörsern, nein! Die galoppieren auf ihren schwarzen Katern einher!«

»He, he, he, he!«

»Das ist wahr! Denn am Abend von Saovine, für diese einzige Nacht im Jahr, verwandeln sich die Kater in pechschwarze Stuten. Wer so einer Hexe begegnet, dem ist der Tod gewiss. Die Hexe wirbelt ihn herum wie ein Windstoß das Laub, reißt ihn ins Jenseits!«

»Wenn wir zurückkommen, erzählst du zu Ende! Und sieh zu, dass du dir eine gute Geschichte überlegst, sackermentischer Alter, und mach die Sackpfeife bereit! Wenn wir zurückkommen, gibt's hier eine Fete! Hier wird getanzt und die Frau Schmiedin angetatscht... Was ist, Rispat?«

Rispat La Pointe, der auf den Vorbau gegangen war, um seine Blase zu entleeren, kehrte im Laufschritt zurück, und sein Gesicht war kreideweiß. Er gestikulierte heftig, zeigte auf die Tür. Er brachte kein Wort hervor. Es war auch nicht nötig. Draußen wieherte vernehmlich ein Pferd.

»Eine schwarze Stute«, sagte Fripp, der mit dem Gesicht beinahe an den Fenstermembranen klebte. »Dieselbe schwarze Stute. Das ist sie.«

»Eine Zauberin?«

»Falka, du Dämlack.«

»Das ist ihr Geist!« Rispat holte krampfhaft Luft. »Ein Gespenst! Sie hat nicht überleben können! Sie ist gestorben und kommt als Gespenst zurück! In der Nacht von Saovine ...«

»Sie wird in grabesschwarzer Nacht kommen«, murmelte der Alte, den leeren Humpen an den Bauch gepresst.

»Und wer ihr begegnet, dem ist der Tod gewiss ...«

»Waffen, nehmt die Waffen«, sagte Fripp fieberhaft. »Schnell! Neben die Tür, auf beiden Seiten! Versteht ihr nicht? Wir haben Glück! Falka weiß nichts von uns, sie ist hierher geritten, um sich aufzuwärmen, Frost und Hunger haben sie aus dem Versteck getrieben! Geradezu uns in die Hände! Der Uhu und Rience werden uns mit Gold überhäufen! Nehmt die Waffen ...«

Die Tür knarrte.

Der Alte beugte sich über die Tischplatte, kniff die Augen zusammen. Er sah schlecht. Seine Augen waren alt, von grünem Star und chronischer Bindehautentzündung ruiniert. Zudem war es in der Schenke dunkel und verraucht. Der Alte sah also kaum die schmächtige Gestalt, die vom Flur in die Gaststube trat, in ein Wams aus Bisamrattenfellen gekleidet, mit einer Kapuze und einem Schal, der das Gesicht verhüllte. Das Gehör des Alten war dagegen gut. Er hörte den leisen Aufschrei eines der Dienstmädchen, das Klappern der Holz schuhe des anderen, den halblauten Fluch des Schankwirts. Er hörte das Schurren von Schwertern in den Scheiden. Und die leise, spöttische Stimme Cyprian Fripps: »Wir haben dich, Falka! Hier hast du nicht mit uns gerechnet, was?«

»Habe ich«, hörte der Alte. Und er erzitterte beim Klang dieser Stimme.

Er sah eine Bewegung der schmächtigen Gestalt. Und hörte einen Seufzer des Entsetzens. Den unterdrückten Schrei eines der Dienstmädchen. Er konnte nicht sehen, dass das Falka genannte Mädchen Kapuze und Schal abgenommen hatte. Er konnte das Gesicht mit der entstellenden Narbe nicht sehen. Und die Augen, die ringsum mit einer Farbe aus Fett und Ruß so angemalt waren, dass sie wie die Augen eines Dämons aussahen.

»Ich bin nicht Falka«, sagte das Mädchen. Wieder sah der Alte eine rasche, verschwommene Bewegung von ihr, sah, wie etwas hell im Licht der Öllampen aufblitzte.

»Ich bin Ciri von Kaer Morhen. Ich bin Hexerin. Ich bin gekommen, um zu töten.«

Der Alte, der in seinem Leben so manche Kneipenschlägerei erlebt hatte, wusste, wie man möglichst keinen Schaden nimmt: Er tauchte unter den Tisch ab, krümmte sich zusammen und umklammerte fest die Tischbeine. Aus dieser Position konnte er natürlich nichts mehr sehen. Und wollte es auch nicht. Er hielt sich krampfhaft am Tisch fest, der Tisch aber rutschte schon zusammen mit den anderen Möbeln durch die Stube, inmitten von Poltern, Schurren, Krachen, dem Stampfen von Füßen in schweren Stiefeln, Flüchen, Schreien, Stöhnen und dem Klirren von Stahl.

Ein Dienstmädchen schrie durchdringend, ununterbrochen.

Jemand krachte auf den Tisch, schob ihn mitsamt dem Alten ein Stück beiseite, stürzte daneben zu Boden. Der Alte schrie auf, als er fühlte, wie warmes Blut auf ihn spritzte. Dede Vargas, derjenige, der ihn gleich hatte hinausjagen wollen – der Alte erkannte ihn an den Messingnieten auf dem Wams – kreischte makaber, warf sich herum, verspritzte Blut, stieß mit den Armen um sich. Einer der ziellosen Stöße traf den Alten direkt ins Auge. Nun sah er gar nichts mehr. Das schreiende Dienstmädchen verschluckte sich, verstummte, holte Luft und begann wieder zu schreien, in etwas höherer Tonlage.

Jemand fiel mit dumpfem Poltern zu Boden, wieder spritzte Blut auf die frisch gescheuerten Dielenbretter aus Kiefernholz. Der Alte bekam nicht mit, dass derjenige, der da gerade starb, Rispat La Pointe war, von Ciri seitlich am Halse getroffen. Er sah nicht, wie Ciri direkt vor den Nasen von Fripp und Jannowitz eine Pirouette ausführte, wie ein Schatten durch ihre Deckung ging, wie grauer Rauch. Jannowitz folgte ihr mit einer schnellen, weichen, katzenhaften Drehung. Er war ein geübter Fechter. Aus dem sicheren Stand auf dem rechten Fuß schlug er eine lange, ausgestreckte Prim, zielte geradezu auf das Gesicht des Mädchens, auf ihre widerwärtige Narbe. Er musste treffen.

Er traf nicht.

Er schaffte es nicht, sich zu decken. Sie schlug aus dem Ausfall heraus zu, von nahem, mit beiden Händen, quer über Brust und Bauch. Und sprang sofort zurück, wirbelte herum, um dem Stoß Fripps zu entgehen, hieb dem zusammengekrümmten Jannowitz über den Hals. Jannowitz prallte mit der Stirn auf eine Bank. Fripp sprang über die Bank und den Leichnam, schlug weit ausholend zu. Ciri parierte schräg, vollführte eine Halbpirouette und versetzte ihm einen kurzen Schlag an die Seite oberhalb der Hüfte. Fripp strauchelte, stürzte auf den Tisch, streckte, um das Gleichgewicht zu finden, instinktiv die Hand aus. Als er die Hand auf die Tischplatte stützte, trennte Ciri sie ihm mit einem raschen Hieb ab.

Fripp hob den stark blutenden Stumpf hoch, schaute ihn konzentriert an, dann blickte er zu der auf dem Tisch liegenden Hand. Und plötzlich fiel er hin – setzte sich heftig, mit Schwung auf den Hintern, ganz als sei er auf Seife ausgerutscht. Im Sitzen begann er zu schreien, dann zu heulen, ein hohes, durchdringendes Wolfsgeheul.

Der unter dem Tisch zusammengekrümmte, blutüberströmte Alte hörte, wie einen Moment lang dieses gespenstische Duett andauerte – das monoton schreiende Dienstmädchen und der krampfhaft heulende Fripp.

Das Dienstmädchen verstummte als Erste, beendete den Schrei mit einem unmenschlichen, erstickten Kreischen. Fripp hörte einfach auf.

»Mama ...«, sagte er plötzlich, völlig deutlich und bei Bewusstsein. »Mamilein ... Warum ... Wie ... Was ... ist mit mir passiert? Was ... ist mit mir?«

»Du stirbst«, sagte das verunstaltete Mädchen.

Dem Alten standen die verbliebenen Haare zu Berge. Um sein Zähneklappern zu unterdrücken, biss er in den Ärmel seines Bauernkittels.

Cyprian Fripp der Jüngere gab ein Geräusch von sich, als schlucke er mit Mühe etwas hinunter. Weitere Geräusche machte er nicht mehr. Keine.

Es war völlig still.

»Was hast du getan ...«, stöhnte in der Stille der Schankwirt. »Was hast du getan, Mädchen ...«

»Ich bin Hexerin. Ich töte Ungeheuer.«

»Sie werden uns aufhängen ... Werden das Dorf und die Schenke niederbrennen!«

»Ich töte Ungeheuer«, wiederholte sie, doch in ihrer Stimme erschien plötzlich etwas wie Verwunderung. Eine Art Zögern. Unsicherheit.

Der Wirt seufzte, stöhnte. Und begann zu schluchzen.

Der Alte kroch langsam unter dem Tisch hervor, weg von der Leiche Dede Vargas', von seinem grässlich zerhauenen Gesicht.

»Auf einer schwarzen Stute reitest du ...«, murmelte er. »In grabesschwarzer Nacht... Verwischst die Spuren hinter dir...«

Das Mädchen drehte sich um, schaute ihn an. Sie hatte schon wieder den Schal ums Gesicht geschlungen, und über den Schal hinweg blickten die schwarz umrandeten Augen eines Gespenstes.

»Wer dir begegnet«, stotterte der Alte, »dem ist der Tod gewiss ... Denn du selbst bist der Tod.« Das Mädchen schaute ihn an. Lange. Und ziemlich gleichgültig.

»Du hast recht«, sagte sie schließlich.

Irgendwo in den Sümpfen, weit entfernt, aber viel näher als zuvor, ertönte zum zweiten Mal das klagende Geheul der Beann'shie.

Vysogota lag auf dem Fußboden, auf den er herabgesackt war, als er vom Bett aufstand. Mit Entsetzen stellte er fest, dass er nicht aufstehen konnte. Sein Herz krampfte sich zusammen, drängte zur Kehle hinauf, drückte.

Er wusste schon, wessen Tod der nächtliche Schrei des Elfengespenstes ankündigte. Das Leben war schön, dachte er. Trotz allem.

»Götter ...«, flüsterte er. »Ich glaube nicht an euch ... Aber wenn es euch doch gibt...«

Ein ungeheuerlicher Schmerz explodierte ihm plötzlich in der Brust, hinter dem Brustbein. Irgendwo in den Sümpfen, weit entfernt, aber viel näher als zuvor, stimmte die Beann'shie zum dritten Mal ihr wildes Geheul an.

»Wenn es euch gibt, beschützt die Hexerin auf ihrem Weg!«

11

*»Ich habe große Augen, damit ich dich gut sehen kann!«, knurrte der eiserne Wolf. »Ich habe große Pfoten, damit ich dich packen und umschlingen kann! Bei mir ist alles groß, alles, gleich wirst du dich davon eingehend überzeugen. Was schaust du mich so sonderbar an, kleines Mädchen? Warum antwortest du nicht?« Die Hexerin lächelte. »Ich habe eine Überraschung für dich.«*

Flourens Delannoy, »Die Überraschung«, aus dem Band *Märchen und Volkssagen*

Die Adeptinnen standen reglos vor der Erzpriesterin, kerzengerade, angespannt, stumm, ein wenig blass. Sie waren gerüstet für den Weg, bis in die kleinsten Einzelheiten vorbereitet. Graue Männerkleidung für die Reise, warme, aber nicht einengende Kurzmäntel, bequeme Elfenstiefel. Die Haare so geschnitten,

dass sie sich beim Lagern und Marschieren leicht in Ordnung halten ließen, bei der Arbeit nicht störten. Gepackte Tornister, klein, nur für Wegzehrung und die notwendige Ausrüstung. Alles Übrige sollte ihnen die Armee geben. Die Armee, zu der sie sich gemeldet hatten.

Die Gesichter der beiden Mädchen waren ruhig. Scheinbar. Triss Merigold sah, dass Hände und Lippen beiden leicht zitterten.

Der Wind fuhr durch die kahlen Äste der Bäume im Tempelpark, trieb verfaultes Laub über die Platten des Innenhofs. Der Himmel war indigoblau. Es lag Schnee in der Luft. Man konnte ihn riechen.

Nenneke brach das Schweigen. »Seid ihr schon eingeteilt?«

»Ich nicht«, murmelte Eurneid. »Vorerst werde ich in einem Lager bei Wyzima überwintern. Der Werbekommissar hat gesagt, dass im Frühjahr dort die Söldnereinheiten aus dem Norden aufgestellt werden ... Ich soll Feldscherin bei einer dieser Einheiten werden.«

»Aber ich« – Ida die Zweite lächelte blass – »bin schon eingeteilt. Zur Feldchirurgie, bei Herrn Milo Vanderbeck.«

»Dass ihr mir nur keine Schande macht.« Nenneke bedachte beide Adeptinnen mit einem strengen Blick. »Dass ihr mir, dem Tempel und dem Namen der Großen Melitele keine Schande macht.«

»Bestimmt nicht, Mutter.«

»Und dass ihr auf euch Acht gebt.«

»Ja, Mutter.«

»Ihr werdet bis zum Umfallen bei den Verwundeten sein, keinen Schlaf finden. Ihr werdet euch fürchten, werdet zweifeln, wenn ihr Schmerz und Tod mit anseht. Und dann greift man leicht zu einem Narkotikum oder einem Aufputschmittel. Vorsicht damit.«

»Wir wissen, Mutter.«

»Krieg, Furcht, Mord und Blut« – die Erzpriesterin durchbohrte die beiden mit Blicken – »bedeuten auch Sittenverfall, und für manche ist das obendrein ein starkes Aphrodisiakum. Wie es auf euch wirken wird, ihr Rotznasen, wisst ihr momentan nicht und könnt ihr nicht wissen. Bitte seid mir auch dabei vorsichtig. Und wenn es doch zu etwas kommen sollte, nehmt Verhütungsmittel. Wenn trotzdem eine von euch in Schwierigkeiten gerät, dann macht einen weiten Bogen um Kurpfuscher und Dorfweiber! Sucht einen Tempel, und am besten eine Zauberin.«

»Wir wissen, Mutter.«

»Das ist alles. Ihr könnt euch jetzt den Segen holen.«

Einer nach der anderen legte sie die Hand auf den Kopf, umarmte und küsste sie. Eurneid schniefte. Iola die Zweite flennte einfach los. Obwohl ihr selbst die Augen etwas mehr als üblich glänzten, schnaubte Nenneke.

»Keine Szenen, keine Szenen«, sagte sie zum Schein zornig und scharf. »Ihr geht in einen gewöhnlichen Krieg. Da kommt man zurück. Nehmt eure Siebensachen, und auf Wiedersehen.«

»Auf Wiedersehen, Mutter.«

Sie gingen forsch zum Tempeltor, schauten sich nicht um. Sie folgten ihnen mit den Blicken – die Erzpriesterin Nenneke, die Zauberin Triss Merigold und der Schreiber Jarre.

Letzterer machte mit einem kräftigen Räuspern auf sich aufmerksam.

»Was ist?« Nenneke schaute ihn von der Seite her an.

»Ihnen hast du es erlaubt!«, murmelte der junge Mann bitter. »Ihnen, den Mädchen, hast du erlaubt, sich zu melden! Und ich? Warum darf ich nicht? Soll ich weiter verstaubte Pergamente umblättern, hier in diesen Mauern? Ich bin weder ein Krüppel noch ein Feigling! Das ist eine Schande für mich, im Tempel zu sitzen, wenn sogar die Mädchen ...«

»Diese Mädchen«, unterbrach ihn die Erzpriesterin, »haben ihr ganzes junges Leben über gelernt, Menschen zu heilen und gesund zu machen, Kranke und Verwundete zu pflegen. Sie ziehen nicht aus Patriotismus oder aus Abenteuerlust in den Krieg, sondern weil es dort zahllose Verwundete und Kranke geben wird. Einen Berg Arbeit, Tag und Nacht! Eurneid und Iola, Myrrhe, Katje, Prune, Debora und die anderen Mädchen sind der Beitrag des Tempels zu diesem Krieg. Der Tempel als Teil der Gesellschaft zahlt der Gesellschaft eine Schuld zurück. Er gibt der Armee und dem Krieg seinen Beitrag: ausgebildete Spezialistinnen. Verstehst du das, Jarre? Spezialistinnen! Kein Schlachtvieh!«

»Alle treten in die Armee ein! Nur Feiglinge bleiben zu Hause!«

»Du redest Unsinn, Jarre«, sagte Triss scharf. »Du hast nichts verstanden.«

»Ich will in den Krieg ziehen ...« Dem Burschen brach die Stimme. »Ich will... Ciriretten ...«

»Bitte«, sagte Nenneke spöttisch. »Der fahrende Ritter will der Dame seines Herzens zu Hilfe eilen. Auf einem weißen Ross...«

Sie verstummte unter dem Blick der Zauberin.

»Im Übrigen habe ich genug davon, Jarre.« Ihr Blick zerschmetterte den jungen Mann geradezu. »Ich habe gesagt, ich erlaube es nicht! Zurück an die Bücher! Lerne. Deine Zukunft ist die Wissenschaft. Komm, Triss. Lass uns keine Zeit verlieren.«

Auf der vor dem Altar ausgebreiteten Leinwand lagen ein beinerner Kamm, ein billiges Ringlein, ein Buch mit abgewetztem Einband, eine verwaschene blaue Schärpe. Über die Gegenstände gebeugt kniete Iola die Erste davor, eine Priesterin mit dem Zweiten Gesicht.

»Beeil dich nicht, Iola«, warnte sie die neben ihr stehende Nenneke. »Konzentrier dich langsam. Wir wollen keine blitzartige Prophezeiung, kein Rätsel mit tausend Lösungen. Wir wollen ein Bild. Ein klares Bild. Nimm die Aura von diesen Dingen auf, sie haben Ciri gehört, Ciri hat sie berührt. Nimm die Aura auf. Langsam. Es ist keine Eile.«

Draußen heulte der Wind, und Schneegestöber ballte sich zusammen. Dächer und Hof des Tempels bedeckte rasch der Schnee. Es war der neunzehnte Tag im November. Vollmond.

»Ich bin bereit, Mutter«, sagte Iola die Erste mit ihrer melodischen Stimme.

»Fang an.«

»Einen Augenblick.« Triss stand wie eine Sprungfeder von der Bank auf, warf den Chinchillapelz von den Schultern. »Einen Augenblick, Nenneke. Ich will zusammen mit ihr in Trance gehen.«

»Das ist gefährlich.«

»Ich weiß. Aber ich will sehen. Mit eigenen Augen. Ich bin ihr das schuldig. Ciri ... Ich liebe dieses Mädchern wie eine kleine Schwester. In Kaedwen hat sie mir das Leben gerettet, dabei den eigenen Kopf riskiert...« Die Stimme der Zauberin brach plötzlich.

Die Erzpriesterin schüttelte den Kopf. »Genau wie Jarre. Zu Hilfe eilen, blindlings, Hals über Kopf, ohne zu wissen, wohin und wozu. Aber Jarre ist ein naives Bürschchen, du bist eine erwachsene und, wie man meinen sollte, kluge Magierin. Du solltest wissen, dass du Ciri nicht hilfst, indem du in Trance gehst. Und dass du dir selbst schaden kannst.«

»Ich will zusammen mit Iola in Trance gehen«, wiederholte Triss und biss sich auf die Lippen. »Erlaube es mir, Nenneke. Übrigens, was riskiere ich denn? Einen epileptischen Anfall? Selbst wenn, würdest du mich doch herausholen.«

»Du riskierst«, sagte Nenneke langsam, »etwas zu erblicken, was du nicht sehen darfst.«

Die Anhöhe, dachte Triss voller Entsetzen, die Anhöhe von Sodden. Auf der ich einst gestorben bin. Auf der ich begraben und mein Name in den Grabobelisken gehauen wurde. Die Anhöhe und das Grab, die sich eines Tages meiner erinnern werden.

Ich weiß das. Es ist mir schon einmal prophezeit worden.

»Ich habe meinen Entschluss gefasst«, sagte sie kalt und geduldig, während sie aufstand und mit beiden Händen ihre schönen Haare in den Nacken strich. »Beginnen wir.«

Nenneke kniete nieder, stützte die Stirn in die zusammengelegten Hände.

»Beginnen wir«, sagte sie leise. »Mach dich bereit, Iola. Knie dich neben mich, Triss. Nimm Iola bei der Hand.« Draußen war es Nacht. Der Wind heulte, der Schnee fiel.

Im Süden, noch hinter den Amellbergen, in Metinna, in einer Landschaft namens Hundertseen, an einem Ort, der von der Stadt Ellander und dem Tempel der Melitele fünfhundert Meilen in gerader Linie entfernt war, ließ ein Albtraum den Fischer Gosta aufschrecken. Erwacht, konnte sich Gosta partout nicht mehr an den Inhalt des Traumes erinnern, doch eine seltsame Unruhe ließ ihn keinen Schlaf mehr finden.

Jeder Angler, der sein Fach versteht, weiß, dass man einen Barsch nur auf dem ersten Eis fängt.

Der diesjährige Winter, wenngleich unerwartet früh, spielte Streiche und war launisch wie eine hübsche und erfolgreiche Dirne. Mit dem ersten Frost und Schneefall war er tückisch hereingebrochen wie ein Räuber aus dem Hinterhalt, Anfang November, gleich nach Saovine, als noch niemand mit Schnee und Frost gerechnet hatte und noch jede Menge Arbeit zu tun war. Bereits um Mitte November überzogen sich die Seen mit einer dünnen Eisschicht, die bald schon, schien es, das Gewicht eines Menschen tragen könnte, als der Winter plötzlich launisch zurückwich – es wurde wieder Herbst, der Regen strömte, und die von ihm aufgeweichte Eisdecke ließ ein warmer Südwind aufspringen, an die Ufer treiben und schmelzen. Ki diabel, wunderten sich die Landleute, wird es nun Winter oder nicht?

Es vergingen keine drei Tage, und der Winter kehrte zurück. Diesmal ging es ohne Schnee ab, dafür packte der Frost zu wie ein Schmied mit der Zange. Dass es knackte. Die wasser triefenden Ränder der Dächer bleckten über Nacht die scharfen Zähne der Eiszapfen, und die überraschten Enten wären um ein Haar in den Ententeichen festgefroren.

Und die Seen vom Mil Trachta seufzten und erstarrten im Eis.

Gosta wartete noch einen Tag ab, zur Sicherheit, dann holte er vom Dachboden die Kiste mit den Anglergerätschaften, die an einem Riemen über der Schulter zu tragen war. Er stopfte die Stiefel ordentlich mit Stroh aus, zog den Pelzmantel an, nahm die Eishacke, den Sack und eilte auf den See.

Wie man weiß, fängt man den Barsch am besten auf dem ersten Eis.

Das Eis war kräftig. Es bog sich ein wenig unter dem Mann durch, knackte ein wenig, hielt aber. Gosta ging auf die freie Fläche, schlug mit der Hacke ein Loch ins Eis, setzte sich auf die Kiste, wickelte die Schnur aus Pferdehaar ab, die an einer kurzen Lärchenrute befestigt war, knüpfte das Zinnfischchen mit dem Haken an, hing es ins Wasser. Der erste Barsch, eine halbe Elle lang, biss an, noch ehe der Haken abgesunken war und die Schnur gespannt hatte.

Es verging keine Stunde, und rings um das Eisloch lag gut ein halbes Hundert grüne, gestreifte Fische mit blutroten Flossen. Gosta hatte mehr Barsche, als er brauchte, doch das Anglerfieber ließ ihn nicht aufhören. Letzten Endes konnte er die Fische immer noch an die Nachbarn verteilen.

Er hörte ein langes Schnauben.

Er schaute vom Eisloch auf. Am Ufer des Sees stand ein schönes schwarzes Pferd, Dampf schlug ihm aus den Nüstern. Der Reiter trug einen Bisamrattenpelz und hatte das Gesicht mit einem Schal verdeckt.

Gosta schluckte. Zur Flucht war es zu spät. Im Stillen hoffte er jedoch, dass der Reiter es nicht wagen würde, das dünne Eis mit dem Pferd zu betreten.

Er bewegte noch immer mechanisch die Rute, der nächste Barsch ruckte an der Schnur. Der Fischer zog ihn heraus, löste ihn vom Haken, warf ihn aufs Eis. Aus dem Augenwinkel sah er, wie der Reiter aus dem Sattel sprang, die Zügel über einen kahlen Strauch warf und auf ihn zu kam, auf dem glatten Eis vorsichtig auftretend. Der Barsch zappelte auf dem Eis, spreizte die stachlige Schwanzflosse, bewegte die Kiemen. Gosta stand auf, bückte sich nach der Hacke, die bei Bedarf als Waffe dienen konnte.

»Keine Angst.«

Es war ein Mädchen. Jetzt, da sie den Schal abnahm, sah er ihr Gesicht, von einer hässlichen Narbe entstellt. Auf dem Rücken trug sie ein Schwert, er sah den schön gearbeiteten Griff, der über ihre Schulter ragte.

»Ich werde dir nichts Böses tun«, sagte sie leise. »Ich will nur nach dem Weg fragen.«

Von wegen, dachte Gosta. Ausgerechnet. Jetzt, im Winter. Bei Frost. Wer wandert oder reist da? Nur ein Räuber. Oder ein Geisterbeschwörer.

»Diese Gegend, ist das Mil Trachta?«

»Ja ...«, murmelte er, den Blick zum Eisloch gerichtet, in das schwarze Wasser. »Mil Trachta. Aber wir sagen: Hundertseen.«

»Und der See Tarn Mira? Weißt du von dem?«

»Von dem wissen alle.« Er schaute geängstigt auf das Mädchen. »Bloß, wir nennen ihn hier Bodenlos. Ein ver- wunschener See. Eine grässliche Untiefe ... Da hat's Fenetten, die ersäufen Menschen. Und Gespenster hausen in den alten, verfluchten Trümmern.«

Er sah, wie ihre grünen Augen aufblitzten.

»Es gibt dort Ruinen? Einen Turm vielleicht?«

»Was denn für 'n Turm.« Er konnte ein abfälliges Schnauben nicht unterdrücken. »Ein paar Steine übereinander, mit Grünzeug bewachsen. Ein Haufen Schutt...«

Der Barsch zappelte nicht mehr, er lag mit sich bewegenden Kiemen zwischen seiner bunt gestreiften Bruderschaft.

Das Mädchen schaute nachdenklich zu. »Der Tod auf dem Eis«, sagte sie, »hat etwas Bestrickendes.«

»Hä?«

»Wie weit ist es bis zu diesem See mit den Ruinen? Wohin muss ich reiten?«

Er sagte es. Zeigte es. Ritzte es sogar mit dem scharfen Ende der Hacke ins Eis. Sie nickte, prägte es sich ein. Die Stute am Seeufer schlug mit den Hufen aufs Eis, schnaubte, stieß Dampf aus den Nüstern.

Er sah zu, wie sie sich am westlichen Seeufer entlang entfernte, wie sie am Rande des Uferhanges entlanggaloppierte, vor dem Hintergrund laubloser Erlen und Birken, durch den schönen, märchenhaften Wald, den der Frost mit einem weißen Überzug von Reif geschmückt hatte. Die Rappstute lief mit unbeschreiblicher Eleganz, scharf, aber zugleich leicht, kaum war der Hufschlag auf dem gefrorenen Boden zu hören, kaum rieselte Schnee von den Zweigen, die sie streifte. Als laufe durch diesen reifbedeckten und froststarren Märchenwald kein gewöhnliches, sondern ein Zauberpferd, die Erscheinung eines Pferdes.

Aber vielleicht war es eine Erscheinung?

Ein Dämon auf einem Gespensterpferd, ein Dämon, der die Gestalt eines Mädchens mit großen grünen Augen und einem entstellten Gesicht angenommen hatte?

Wer, wenn nicht ein Dämon, reiste im Winter? Fragte nach dem Weg zu verwunschenen Ruinen?

Als sie weggeritten war, packte Gosta rasch seine Siebensachen zusammen. Nach Hause ging er durch den Wald. Das war ein Umweg, doch Verstand und Instinkt warnten ihn, nicht den Weg zu benutzen, sich nicht blicken zu lassen. Das Mädchen, sagte der Verstand, war trotz allem kein Gespenst, sondern ein Mensch. Die Rappstute war keine Erscheinung, sondern ein Pferd. Und solche, die allein zu Pferde durch die Einöde jagen, noch dazu im Winter, werden nur allzu oft verfolgt.

Eine Stunde später galoppierten die Verfolger den Waldweg entlang. Vierzehn Pferde.

Rience schüttelte die silberne Dose nochmals, fluchte, schlug vor Wut auf den Sattelknauf. Doch das Xenogloss schwieg. Wie verwunschen.

»Magischer Scheißdreck«, kommentierte Bonhart kalt. »Ist kaputt, das Jahrmarkts-Kunststückchen.«

»Oder Vilgefortz demonstriert uns, was wir ihn mal können«, fügte Stefan Skellen hinzu.

Rience hob den Kopf, maß beide mit bösen Blicken. »Dank diesem Jahrmarkts-Kunststückchen«, stellte er scharf fest, »sind wir auf der Fährte und werden sie nicht mehr verlieren. Dank Herrn Vilgefortz wissen wir, wo das Mädchen hinwill. Wir wissen, wohin wir reiten und was wir zu tun haben. Ich denke, das ist eine Menge. Im Vergleich zu dem, was ihr noch vor einem Monat unternommen habt.«

»Red nicht so viel. Na, Boreas? Was sagen die Spuren?«

Boreas Mun richtete sich auf, räusperte sich. »Sie war eine Stunde vor uns hier. Wo sie kann, versucht sie scharf zu reiten. Aber das ist schwieriges Gelände. Sogar auf dieser unglaublichen Stute ist sie nicht mehr als fünf, sechs Meilen vor uns.«

»Sie will also doch unbedingt zwischen diese Seen«, murmelte Skellen. »Vilgefortz hatte recht. Und ich habe ihm nicht geglaubt...«

»Ich auch nicht«, gestand Bonhart. »Aber nur bis zu dem Moment, als die Bauern gestern bestätigt haben, dass es am See Tarn Mira tatsächlich irgendein magisches Bauwerk gibt.«

Die Pferde schnaubten, stießen Dampf durch die Nüstern. Der Uhu warf einen Blick über die linke Schulter zu Joanna Seiborne. Seit ein paar Tagen gefiel ihm der Gesichtsausdruck der Telepathin nicht. Ich werde nervös, dachte er. Diese Verfolgung hat uns alle ermüdet, körperlich und psychisch. Es wird Zeit, dass das aufhört. Höchste Zeit.

Ein kalter Schauder lief ihm über den Rücken. Er erinnerte sich an den Traum, den er letzte Nacht gehabt hatte.

»Gut!« Er riss sich zusammen. »Genug meditiert. Zu den Pferden!«

Boreas Mun ließ sich vom Sattel herabhängen, hielt nach Spuren Ausschau. Es war nicht leicht. Der Erdboden war hartgefroren, der lockere, rasch vom Winde verwehte Schnee hielt sich nur in Furchen und Vertiefungen. In ihnen suchte Boreas nach Abdrücken von den Hufeisen der Rappstute. Er musste höllisch aufpassen, dass er die Fährte nicht verlor, zumal jetzt, da die aus dem silbernen Kästchen dringende magische Stimme verstummt war, keine Ratschläge und Hinweise mehr gab.

Er war unmenschlich erschöpft. Und beunruhigt. Sie verfolgten das Mädchen schon seit fast drei Wochen, seit Saovine, seit dem Massaker in Dun Dâre. Fast drei Wochen im Sattel, immer auf Verfolgungsjagd. Und die ganze Zeit hatten weder die Rappstute noch das Mädchen Schwäche gezeigt, waren nicht langsamer geworden.

Boreas Mun hielt nach Spuren Ausschau.

Er musste immerzu an den Traum denken, den er letzte Nacht gehabt hatte. In diesem Traum war er versunken, ertrunken. Eine schwarze Fläche hatte sich über seinem Kopf geschlossen, er aber war zum Grunde gesunken, in Kehle und Lunge war ihm kaltes Wasser gedrungen. Er war schweißnass erwacht, erhitzt – obwohl ringsum eine wahre Hundekälte herrschte.

Es reicht, dachte er, während er sich vom Sattel herabhängen ließ, nach Spuren Ausschau hielt. Höchste Zeit, dass das aufhört.

»Meister? Hört Ihr mich? Meister?«

Das Xenogloss schwieg wie verwunschen.

Rience bewegte heftig die Schultern, hauchte in die klammen Hände. In Nacken und Rücken biss die Kälte, Kreuz und Lenden schmerzten, jede stärkere Bewegung brachte diesen Schmerz in Erinnerung. Selbst zum Fluchen hatte er keine Lust mehr.

Fast drei Wochen im Sattel, auf unablässiger Verfolgungsjagd. In durchdringender Kälte und seit ein paar Tagen bei klirrendem Frost.

Und Vilgefortz schweigt.

Wir schweigen auch. Und sehen einander scheel an. Rience rieb sich die Hände, zog die Handschuhe an. Skellen, dachte er, wenn der mich anschaut, hat er einen seltsamen Blick. Ob er etwa Verrat plant? Etwas zu schnell und zu leicht hat er sich damals mit Vilgefortz geeinigt ... Aber diese Abteilung, diese Halsabschneider, die sind ihm ja treu, führen seine Befehle aus. Wenn wir das Mädchen zu fassen bekommen, ist er imstande, sie, ohne sich um die Abmachung zu kümmern, zu töten oder zu diesen seinen Verschwörern zu bringen, um die verrückten Ideen von Demokratie und Bürgerherrschaft zu verwirklichen.

Oder vielleicht hat Skellen die Verschwörung schon satt? Als geborener Konformist und Opportunist denkt er jetzt vielleicht daran, das Mädchen zu Kaiser Emhyr zu bringen?

Sonderbar schaut er mich an. Ein Uhu. Und diese ganze Bande ... Diese Kenna Seiborne ...

Und Bonhart? Bonhart ist ein unberechenbarer Sadist. Wenn er von Ciri spricht, zittert seine Stimme vor Wut. Je nach Gutdünken ist er imstande, das Mädchen hinzurichten oder zu entführen, um sie in der Arena kämpfen zu lassen. Die Abmachung mit Vilgefortz? Diese Abmachung wird ihm egal sein. Zumal jetzt, da Vilgefortz ...

Er nahm das Xenogloss hervor. »Meister? Hört Ihr mich? Hier ist Rience ...« Der Apparat schwieg. Rience hatte keine Lust mehr zu Verwünschungen.

Vilgefortz schweigt. Skellen und Bonhart haben mit ihm ein Abkommen geschlossen. Aber in ein, zwei Tagen, wenn wir das Mädchen eingeholt haben, kann sich erweisen, dass es kein Abkommen gibt. Und dann kann ich eins mit dem Messer in die Kehle kriegen. Oder in Fesseln nach Nilfgaard reiten, als Beweis und Unterpfand für die Loyalität des Uhus ...

Verdammt!

Vilgefortz schweigt. Er gibt keine Ratschläge. Weist nicht den Weg. Zerstreut nicht die Zweifel mit seiner ruhigen, logischen, in die Tiefen der Seele treffenden Stimme. Er schweigt.

Vielleicht hatte Skellen recht? Vielleicht hat sich Vilgefortz wirklich etwas anderem zugewandt und kümmert sich nicht um uns und unser Schicksal?

Bei allen Teufeln, ich hätte nicht gedacht, dass es so kommt. Wenn ich damit gerechnet hätte, hätte ich mich nicht so um diesen Auftrag gerissen ... Ich wäre anstelle von Schirrú losgeritten, um den Hexer umzubringen ... Verdammt! Ich friere mir hier einen ab, und Schirrú sitzt sicherlich im Warmen ...

Wenn ich dran denke, dass ich selber darauf gedrängt habe, dass mir Ciri übertragen wird und Schirrú der Hexer ... Ich habe selber drum gebeten.

Damals, Anfang September, als uns Yennefer in die Hände gefallen ist.

Die Welt, die eben noch eine unwirkliche, weiche und morastig klebrige Schwärze gewesen war, bekam auf einen Schlag feste Oberflächen und Konturen. Sie wurde hell. Wurde real.

Yennefer öffnete die Augen, von krampfhaftem Zittern geschüttelt. Sie lag auf Steinen, inmitten von Leichen und geteerten Brettern, von Resten der Takelage des Drachenboots »Alkyone« zu Boden gedrückt. Ringsum sah sie Füße. Füße in schweren Stiefeln. Einer dieser Stiefel hatte sie vor einem Moment mit einem Tritt zu Bewusstsein gebracht.

»Steh auf, Hexe!«

Wieder ein Fußtritt, von dem der Schmerz geradezu bis in die Zahnwurzeln drang. Sie erblickte ein über sie gebeugtes Gesicht.

»Steh auf, habe ich gesagt! Auf die Füße! Erkennst du mich?«

Sie blinzelte. Sie erkannte ihn. Das war der Typ, dem sie einmal das Gesicht versengt hatte, als er durch einen Teleport vor ihr geflohen war. Rience.

»Wir werden abrechnen«, versprach er. »Wir werden über alles abrechnen, du Nutte. Ich werde dich lehren, was Schmerz ist. Mit diesen Händen und diesen Fingern werde ich dich lehren, was Schmerz ist.«

Sie spannte sich an, ballte die Fäuste und öffnete sie wieder, im Begriff, einen Zauber zu wirken. Und sofort krümmte sie sich zusammen, würgte, röchelte und zitterte.

. Rience lachte brüllend. »Geht's nicht?«, hörte sie. »Du hast nicht die Spur Kraft! Mit Vilgefortz kannst du dich beim Zaubern nicht messen! Er hat aus dir alles bis zum letzten Tropfen herausgepresst wie die Molke aus dem Käse. Du kannst nicht einmal...«

Er sprach nicht zu Ende. Yennefer zog das Stilett aus der an der Innenseite des Schenkels befestigten Scheide, sprang wie eine Katze auf und stieß blindlings zu. Sie traf nicht, die Klinge streifte das Ziel nur, zerriss den Stoff der Hose. Rience sprang zurück und stürzte hin.

Sofort prasselte ein Hagel von Schlägen und Tritten auf sie ein. Sie heulte auf, als ihr ein schwerer Stiefel auf die Hand trat, den Dolch aus der zerquetschten Faust presste. Ein anderer Stiefel trat sie in den Unterleib. Die Zauberin krümmte sich, röchelte. Sie wurde vom Boden hochgerissen, die Arme wurden ihr auf den Rücken gedreht. Sie sah eine auf sie zufliegende Faust, die Welt flammte plötzlich in Funken auf, im Gesicht explodierte der Schmerz. Er floss als Welle hinab, in den Bauch und den Schoß, verwandelte die Knie in weiche Gallerte. Kraftlos hing sie in den Händen, die sie hielten. Jemand packte sie an den Haaren, riss ihr den Kopf hoch. Sie bekam noch einen Schlag, aufs Auge; wieder verschwand und verschwamm alles in dem blendenden Blitz.

Sie wurde nicht ohnmächtig. Sie fühlte. Sie wurde geschlagen. Heftig geschlagen, grausam, so, wie man einen Mann schlägt. Mit Hieben, die nicht nur schmerzen sollen, sondern brechen, die aus dem Geschlagenen jede Energie, jeden Willen zum Widerstand herausprügeln sollen. Sie wurde geschlagen, während sie im stählernen Griff vieler Hände zuckte.

Sie wollte ohnmächtig werden, konnte es aber nicht. Sie fühlte.

»Genug«, hörte sie plötzlich von weither, durch den Vorhang des Schmerzes hindurch. »Bist du wahnsinnig geworden, Rience? Wollt ihr sie umbringen? Ich brauche sie lebendig.«

»Ich habe es ihr versprochen, Meister«, knurrte der vor ihr schwankende Schatten, der allmählich Gestalt und Gesicht von Rience annahm. »Ich habe ihr versprochen, dass ich es ihr heimzahlen werde ... Mit diesen Händen ...«

»Es kümmert mich wenig, was du ihr versprochen hast. Ich wiederhole, ich brauche sie lebendig und fähig zu artikulierter Rede.«

»Aus einer Katze und einer Hexe«, sagte lachend der, der sie an den Haaren hielt, »schlägt man nicht so leicht das Leben heraus.«

»Schwing keine klugen Reden, Schirrú. Ich habe gesagt, genug geschlagen. Hebt sie hoch. Wie geht es dir, Yennefer?«

Die Zauberin spuckte Rotes aus, hob das anschwellende Gesicht. Im ersten Moment erkannte sie ihn nicht. Er trug eine Art Maske, die die ganze linke Seite des Kopfes verdeckte. Aber sie wusste ja, wer das war.

»Geh zum Teufel, Vilgefortz«, stammelte sie, während sie vorsichtig mit der Zunge die Vorderzähne und die zerschlagenen Lippen berührte.

»Wie findest du meinen Spruch? Hat es dir gefallen, wie ich dich mitsamt diesem Boot aus dem Meer gehoben habe? Hat dir der Flug gefallen? Mit welchen Sprüchen hast du dich abgesichert, dass es dir gelungen ist, den Fall zu überleben?«

»Geh zum Teufel.«

»Reißt ihr diesen Stern vom Halse. Und ins Laboratorium mit ihr. Wir wollen keine Zeit verlieren.«

Sie wurde geschleift, gezogen, manchmal getragen. Eine steinige Ebene, auf ihr lag die zerschellte »Alkyone«. Und viele andere Wracks, deren wie Rippen emporragende Spanten an die Skelette von Seeungeheuern erinnerten. Crach hatte recht, dachte sie. Die Schiffe, die spurlos über dem Sedna-Tief verschwunden sind, sind keinen Naturkatastrophen zum Opfer gefallen. Götter ... Pavetta und Duny ...

Über der Ebene ragten weit in der Ferne Berggipfel in den wolkenverhangenen Himmel.

Dann kamen Mauern, Tore, Kreuzgänge, Treppen. Alles irgendwie seltsam, unnatürlich groß ... Immer noch zu wenige Einzelheiten, als dass sie sich hätte orientieren können, wo sie sich befand, wohin sie geraten war, wohin der Zauberspruch sie gebracht hatte. Ihr Gesicht schwoll an und erschwerte die Beobachtung noch zusätzlich. Zum einzigen Sinn, der Informationen lieferte, war der Geruch geworden – sie roch sofort Formalin, Äther, Spiritus. Und Magie. Die Gerüche eines Laboratoriums.

Sie wurde brutal auf einen stählernen Sessel gesetzt, an Handgelenken und Fußknöcheln schlossen sich schmerzhaft kalte und enge Klammern. Ehe die stählernen Backen eines Schraubstocks ihr die Schläfen einklemmten und den Kopf fixierten, konnte sie sich in dem geräumigen und blendend hell erleuchteten Saal umschauen. Sie erblickte einen weiteren Sessel, eine sonderbare Stahlkonstruktion auf einem steinernen Podest.

»Gewiss doch«, hörte sie die Stimme des hinter ihr stehenden Vilgefortz. »Dieses Sesselchen ist für deine Ciri. Es wartet schon lange, kann es gar nicht mehr erwarten. Ich auch nicht.«

Sie hörte ihn in der Nähe, spürte geradezu seinen Atem. Er stieß ihr Nadeln in die Kopfhaut, klemmte etwas am Ohrläppchen fest. Dann stellte er sich vor sie und nahm die Maske ab. Yennefer seufzte unwillkürlich.

»Das ist das Werk ebendieser Ciri«, sagte er und zeigte auf das einst klassisch schöne, jetzt grässlich verwüstete Gesicht, das von goldenen Klammern eingerahmt war und von Halterungen, die einen facettenreichen Kristall in der linken Augenhöhle hielten. »Ich habe versucht, sie abzufangen, als sie den Teleport des Möwenturmes betrat«, erklärte der Zauberer ruhig. »Ich wollte ihr das Leben retten, war mir sicher, dass der Teleport sie töten würde. Naiv war ich! Sie ging glatt durch, mit solcher Kraft, dass das Portal zersprang, mir geradezu ins Gesicht explodierte. Ich habe ein Auge und die linke Wange verloren, auch eine Menge Haut im Gesicht, am Halse und auf der Brust. Ein sehr unangenehmes, sehr mühseliges, sehr kompliziertes Leben. Und sehr unschön, nicht wahr? Ha, du hättest mich sehen sollen, bevor ich begonnen habe, mich magisch zu regenerieren.

Wenn ich an derlei glauben würde«, fuhr er fort, während er ihr ein gekrümmtes Metallröhrchen in die Nase schob, »würde ich glauben, das sei die Rache der Lydia van Bredevoort. Aus dem Grabe heraus. Ich regeneriere das, aber langsam, zeitaufwendig und mühsam. Vor allem mit der Regeneration des Augapfels gibt es Probleme ... Der Kristall, den ich in der Augenhöhle habe, erfüllt seinen Zweck hervorragend, ich sehe dreidimensional, aber das Fehlen eines natürlichen Augapfels treibt mich manchmal wirklich zur Verzweiflung. Dann gelobe ich mir, von einer ja doch irrationalen Wut erfasst, dass ich, wenn ich Ciri ergreife, sofort danach Rience beauftrage, ihr eins von diesen großen grünen Augen auszustechen. Mit den Fingern. Mit diesen Fingern, wie er zu sagen pflegt. Du schweigst, Yennefer? Aber weißt du schon, dass ich Lust habe, auch dir ein Auge auszureißen? Oder beide Augen?«

Er stieß ihr dicke Nadeln in die Adern an der Oberseite der Hände. Manchmal traf er nicht, stach bis auf den Knochen. Yennefer biss die Zähne zusammen.

»Du hast mir Scherereien gemacht. Hast mich gezwungen, die Arbeit liegen zu lassen. Hast mich in Gefahr gebracht. Indem du dich mit diesem Boot auf das Sedna-Tief unter meinen Absauger gedrängelt hast ... Das Echo unseres kurzen Zweikampfs war stark und weitreichend, es kann in vorwitzige und ungebetene Ohren gelangt sein. Aber ich konnte es mir nicht verkneifen. Der Gedanke, dass ich dich hier haben, dich an meinen Orter anschließen kann, war zu verlockend.

Denn du glaubst doch nicht etwa« – er setzte die nächste Nadel –, »ich sei auf deine Provokation hereingefallen? Ich hätte den Köder geschluckt? Nein, Yennefer. Wenn du das glaubst, verwechselst du den Himmel mit den Sternen, die sich nachts im Teich spiegeln. Du hast mir nachgespürt, ich meinerseits dir. Indem du auf das Tief gefahren bist, hast du mir die Aufgabe einfach erleichtert. Denn ich selbst, siehst du, kann Ciri nicht orten, nicht einmal mit Hilfe dieser Vorrichtung hier, die nicht ihresgleichen hat. Das Mädchen hat starke angeborene Schutzmechanismen, eine starke eigene antimagische und abschirmende Aura: Immerhin ist das das Ältere Blut ... Trotzdem müssten meine Superorter sie entdecken. Doch sie tun es nicht.«

Yennefer war schon ganz in ein Netz von silbernen und kupfernen Drähten eingesponnen, von einem Gerüst von Röhrchen aus Silber und Porzellan umgeben. Auf den am Sessel befestigten Stativen schwankten Glasgefäße mit farblosen Flüssigkeiten.

»Ich habe mir also überlegt« – Vilgefortz schob ihr ein weiteres Röhrchen in die Nase, diesmal ein gläsernes –,

»dass die einzige Möglichkeit, Ciri zu orten, eine empathische Sonde ist. Dazu brauchte ich jedoch jemanden, der zu dem Mädchen einen hinreichend starken emotionalen Kontakt hatte und eine empathische Matrix entwickelt hat, so einen, um einen Neologismus zu gebrauchen, Algorithmus der Gefühle und gegenseitigen Sympathie. Ich dachte an den Hexer, aber der Hexer ist verschwunden, außerdem sind Hexer als Medium denkbar ungeeignet. Ich hatte vor, Triss Merigold entführen zu lassen, unsere Vierzehnte von der Anhöhe. Ich habe die Entführung von Nenneke aus Ellander erwogen ... Aber als sich zeigte, dass du, Yennefer von Vengerberg, dich geradezu von selbst aufdrängst... Wirklich, mit etwas Besserem konnte ich nicht rechnen ... An die Apparatur angeschlossen, wirst du für mich Ciri orten. Die Operation erfordert allerdings Kooperation deinerseits ... Aber es gibt, wie du weißt, Mittel, jemanden zur Kooperation zu zwingen.

Natürlich«, fuhr er fort, während er sich die Hände abwischte, »solltest du ein paar Erklärungen erhalten. Zum Beispiel – woher und wie habe ich vom Älteren Blut erfahren? Vom Erbe Lara Dorrens? Was genau ist dieses Gen? Wie kommt es, dass Ciri es besitzt? Wer hat es ihr vererbt? Auf welche Weise werde ich es von ihr erhalten, und wozu werde ich es benutzen? Wie funktioniert der Sedna-Absauger, wen habe ich damit abgesaugt, was habe ich mit den Abgesaugten gemacht und wozu? Eine Menge Fragen, nicht wahr? Aber leider fehlt mir die Zeit, dir von allem zu erzählen, alles zu erklären. Ha, dich in Erstaunen zu versetzen, denn ich bin mir sicher, dass du über etliche Tatsachen staunen würdest, Yennefer ... Aber, wie gesagt, es fehlt die Zeit. Die Elixiere beginnen zu wirken, es wird Zeit, dass du anfängst, dich zu konzentrieren.«

Die Zauberin biss die Zähne zusammen, stieß ein tiefes, ersticktes Stöhnen hervor.

»Ich weiß.« Vilgefortz nickte, rückte ein großes, professionelles Megaskop näher heran, einen Bildschirm und eine große Kristallkugel auf einem Dreibein, von einem Spinnengewebe silberner Drähtchen umgeben. »Ich weiß, das ist sehr bedauerlich. Und sehr schmerzhaft. Je schneller du mit dem Orten beginnst, umso schneller ist es vorbei. Na, Yennefer. Hier auf diesem Bildschirm will ich Ciri sehen. Wo sie ist, mit wem sie zusammen ist, was sie macht, mit wem und wo sie schläft.«

Yennefer schrie durchdringend, wild, verzweifelt.

»Es tut weh«, konnte sich Vilgefortz denken, der sie mit dem lebendigen Auge und dem toten Kristall fixierte.

»Klar doch, es tut weh. Orte, Yennefer. Sperr dich nicht. Spiel nicht die Heldin. Du weißt genau, dass man das nicht aushalten kann. Die Folge des Widerstandes kann betrüblich sein, es kann zu einer Hirnblutung kommen, du kriegst eine doppelseitige Lähmung oder wirst überhaupt zu einem Stück Gemüse. Orte!«

Sie presste die Kiefer zusammen, dass die Zähne zu knacken begannen.

»Na, Yennefer!«, sagte der Zauberer sanft. »Wenigstens aus Neugier! Du bist doch bestimmt neugierig, wie deine Schülerin zurechtkommt. Und vielleicht droht ihr eine Gefahr? Vielleicht ist sie in Not? Du weißt doch, wie viele Leute Ciri übelwollen und ihren Tod wünschen. Orte. Wenn ich weiß, wo das Mädchen ist, hole ich sie hierher. Hier wird sie in Sicherheit sein ... Hier wird niemand sie finden. Niemand.«

Seine Stimme war samtig und warm.

»Orte, Yennefer. Orte. Ich bitte dich. Ich gebe dir mein Wort: Ich werde von Ciri nur nehmen, was ich brauche. Und danach gebe ich euch beiden die Freiheit. Ich gelobe es.«

Yennefer biss noch stärker die Zähne zusammen. Ein Rinnsal Blut floss ihr übers Kinn. Vilgefortz stand abrupt auf, winkte mit der Hand. »Rience!«

Yennefer fühlte, wie an ihren Händen und Fingern eine Vorrichtung befestigt wurde.

»Manchmal«, sagte Vilgefortz über sie gebeugt, »wirkt dort, wo Magie, Elixiere und Narkotika versagen, auf Störrische gewöhnlicher, alter, guter, klassischer Schmerz. Zwing mich nicht dazu. Orte.«

»Geh zum Teufel, Vilgefortz!«

»Zieh die Schrauben an, Rience. Langsam.«

Vilgefortz betrachtete den ohnmächtigen Körper, der über den Fußboden zu der Treppe geschleift wurde, die ins Verlies führte. Dann hob er den Blick zu Rience und Schirrú.

»Es besteht immer ein Risiko«, sagte er, »dass einer von euch meinen Feinden in die Hände fällt und verhört wird. Ich würde gern glauben, dass ihr euch dann nicht weniger fest an Körper und Geist erweist. Ja, ich würde das gern glauben. Aber ich glaube es nicht.«

Rience und Schirrú schwiegen. Vilgefortz schaltete abermals das Megaskop an, ließ auf dem Schirm das von dem riesigen Kristall erzeugte Bild erscheinen.

»Das ist alles, was sie geortet hat«, sagte er und zeigte auf den Bildschirm. »Ich wollte Cirilla, sie hat mir den Hexer geliefert. Sie hat sich die empathische Matrix des Mädchens nicht entreißen lassen, aber bei Geralt ist sie schwach geworden. Dabei hätte ich überhaupt nicht vermutet, dass sie für diesen Geralt irgendwelche Gefühle empfindet... Nun ja, begnügen wir uns vorerst mit dem, was wir haben. Der Hexer, Cahir aep Ceallach, der Barde Rittersporn, irgendeine Frau? Hmmm ... Wer übernimmt diesen Auftrag? Die Endlösung der Hexerfrage?«

Es hatte sich Schirrú gemeldet, erinnerte sich Rience, der sich in den Steigbügeln aufstellte, um den vom Sattel schmerzenden Hinterbacken wenigstens etwas Erleichterung zu verschaffen. Schirrú hat sich gemeldet, den Hexer umzubringen. Er kannte die Gegend, in der Yennefer Geralt und seine Leute geortet hatte, er hatte dort Bekannte oder Verwandte. Mich aber hat Vilgefortz zu der Verhandlung mit Vattier de Rideaux geschickt, und dann hat er mich Skellen und Bonhart nachspüren lassen ...

Und ich Dummkopf habe mich damals gefreut, war mir sicher, mir sei die viel leichtere und angenehmere Aufgabe zuteilgeworden. Und eine, mit der ich schnell, leicht und angenehm fertig werden würde ...

»Wenn die Bauern nicht gelogen haben« – Stefan Skellen stellte sich in den Steigbügeln auf –, »dann muss der See dort hinter der Anhöhe liegen, in einem Talkessel.«

»Dorthin führt auch die Spur«, bestätigte Boreas Mun.

»Was stehen wir dann noch hier herum?« Rience rieb sich ein kältestarres Ohr. »Die Pferde angespornt, und los!«

»Nicht so schnell«, hielt ihn Bonhart zurück. »Wir sollten uns teilen. Den Talkessel einschließen. Wir wissen nicht, an welchem Ufer des Sees sie geritten ist. Wenn wir die falsche Seite wählen, kann sich plötzlich erweisen, dass uns der See von ihr trennt.«

»Nur zu wahr«, pflichtete ihm Boreas bei.

»Der See ist zugefroren.«

»Das Eis kann für Pferde zu schwach sein. Bonhart hat recht, wir müssen uns teilen.«

Rasch gab Skellen die Befehle. Die Gruppe unter der Führung von Bonhart, Rience und Ola Harsheim, insgesamt sieben Pferde, galoppierte am Ostufer entlang, verschwand bald im schwarzen Wald.

»Gut«, befahl der Uhu. »Reiten wir, Silifant.« Er merkte sofort, dass etwas nicht stimmte.

Er wendete das Pferd, trieb es mit einem Peitschenhieb voran, ritt auf Joanna Seiborne zu. Kenna nahm ihr Reittier zurück, doch ihr Gesicht war wie von Stein.

»Das nützt nichts, Herr Untersuchungsführer«, sagte sie heiser. »Versucht es gar nicht erst. Wir reiten nicht mit Euch. Wir kehren um. Wir haben genug.«

»Wir?«, schrie Dacre Silifant. »Wer ist >wir<? Was ist das, eine Meuterei?«

Skellen beugte sich im Sattel herüber, spuckte auf den gefrorenen Erdboden. Hinter Kenna stellten sich Andres Vierny und Til Echrade, der hellhaarige Elf.

»Frau Seiborne«, sagte der Uhu gedehnt und bissig. »Es geht nicht darum, dass Ihr eine vielversprechende Karriere ruiniert, dass Ihr die Chance Eures Lebens vergebt und zunichte macht. Es geht darum, dass man Euch dem Henker übergeben wird. Zusammen mit diesen Dummköpfen, die auf Euch gehört haben.«

»Wer hängen soll, wird nicht ertrinken«, erwiderte Kenna philosophisch. »Aber mit dem Henker solltet Ihr nicht drohen, Herr Untersuchungsführer. Denn man weiß nicht, wer es näher zum Schafott hat, Ihr oder wir.«

»Glaubst du?« Die Augen des Uhus blitzten. »Zu dieser Überzeugung bist du gekommen, indem du schlau irgendwo irgendjemandes Gedanken belauscht hast? Ich hatte dich für klüger gehalten. Aber du bist einfach nur dumm, Frau. Mit mir gewinnt man immer, gegen mich verliert man immer! Merke dir das. Und wenn du mich auch schon für erledigt hältst, werde ich noch Gelegenheit finden, dich aufs Schafott zu schicken. Hört ihr, ihr alle? Mit rotglühenden Haken lasse ich euch das Fleisch von den Knochen reißen!«

»Man stirbt nur einmal, Herr Untersuchungsführer«, sagte Til Echrade sacht. »Ihr habt Euren Weg gewählt, wir unseren. Beide Wege sind riskant und unsicher. Und man weiß nicht, wem das Schicksal was bestimmt hat.«

»Ihr werdet uns nicht« – Kenna holb stolz den Kopf – »wie Hunde auf dieses Mädchen hetzen, Herr Skellen. Und wir lassen uns nicht am Ende wie Hunde totschlagen, wie Neratin Ceka. Ach, genug geredet. Wir kehren um! Boreas! Komm mit uns.«

»Nein.« Der Fährtensucher schüttelte den Kopf, streifte mit der Pelzmütze über die Stirn. »Lebt wohl, ich wünsche euch nichts Schlechtes. Aber ich bleibe. Ich diene. Ich habe geschworen.«

»Wem?« Kenna runzelte die Brauen. »Dem Kaiser oder dem Uhu? Oder dem Zauberer, der aus der Schachtel spricht?«

»Ich bin Soldat. Ich diene.«

»Wartet«, rief Dufficey Kriel, der hinter Dacre Silifants Rücken hervorritt. »Ich komme mit euch. Ich habe auch genug davon! Gestern Nacht habe ich meinen eigenen Tod geträumt. Ich will nicht für diese lausige und verdächtige Sache krepieren!«

»Verräter!«, schrie Dacre, rot wie ein Radieschen, es sah aus, als werde ihm gleich das Blut aus dem Gesicht spritzen. »Treuloses Pack! Elende Hunde!«

»Halte den Mund.« Der Uhu schaute noch immer Kenna an, und seine Augen waren ebenso widerwärtig wie die des Vogels, von dem er den Spitznamen hatte. »Sie haben ihren Weg gewählt, du hörst doch. Da gibt es nichts zu schreien und Spucke zu vergeuden. Aber wir treffen uns noch eines Tages. Das verspreche ich euch.«

»Vielleicht sogar auf demselben Schafott«, sagte Kenna ohne Ironie. »Denn Euch, Skellen, werden sie nicht mit den edel-geborenen Fürsten hinrichten, sondern mit uns, dem Pöbel. Aber Ihr habt recht, da gibt's keine Spucke zu vergeuden. Wir reiten. Mach's gut, Boreas. Macht's gut, Herr Silifant.«

Dacre spuckte über den Pferdekopf hinweg.

»Und dem, was ich gesagt habe« – Joanna Seiborne hob stolz den Kopf, strich sich eine dunkle Locke aus der Stirn –, »habe ich nichts hinzuzufügen, hochwohlgeborenes Tribunal.«

Der Vorsitzende des Tribunals schaute von oben auf sie herab. Sein Gesichtsausdruck war undurchdringlich. Die Augen grau. Und gut.

Ach, was soll's, dachte Kenna, ich versuch's. Man stirbt nur einmal, alles oder nichts. Ich werde nicht in der Zitadelle verfaulen und auf den Tod warten. Der Uhu hat nicht in den Wind geredet, der kann sich sogar noch aus dem Grabe rächen ...

Was soll's! Vielleicht merken sie es nicht. Alles oder nichts!

Sie legte die Hand an die Nase, als wolle sie etwas wegwischen. Sie schaute dem Vorsitzenden des Tribunals geradezu in die grauen Augen.

»Wache!«, sagte der Vorsitzende des Tribunals. »Bitte die Zeugin Seiborne zurück in die ...« Er stockte, hustete. Plötzlich trat ihm Schweiß auf die Stirn.

»...in die Kanzlei zu führen«, schloss er und zog heftig Luft durch die Nase. »Die entsprechenden Dokumente ausstellen. Und freilassen. Die Zeugin Seiborne wird vom Gericht nicht mehr benötigt.«

Kenna wischte heimlich einen Tropfen Blut weg, der ihr aus der Nase rann. Sie lächelte zauberhaft und bedankte sich mit einer leichten Verbeugung.

»Sie sind desertiert?«, wiederholte Bonhart ungläubig. »Die nächsten sind desertiert? Einfach so davongeritten? Skellen? Du hast das zugelassen?«

»Wenn sie uns verpfeifen ...«, begann Rience, doch der Uhu unterbrach ihn sofort. »Werden sie nicht, weil ihnen selber ihre Köpfe lieb sind! Als sich Kriel ihnen angeschlossen hatte, blieben mir nur noch Dacre und Mun, und sie waren zu viert...«

»Vier«, sagte Bonhart böse, »sind gar nicht so viel. Sobald wir das Mädchen eingeholt haben, reite ich ihnen nach. Und füttere die Raben mit ihnen. Im Namen gewisser Prinzipien.«

»Erst einmal müssen wir das Mädchen einholen«, fiel ihm der Uhu ins Wort und trieb mit der Peitsche seinen Grauschimmel vorwärts. »Boreas! Achte auf die Fährte!«

Den Talkessel füllte eine dichte Nebelglocke, doch sie wussten, dass unten ein See lag, denn hier in Mil Trachta lag in jedem Tal ein See. Der aber, zu dem die Huf spur der Rappstute führte, war zweifellos der gesuchte, der, den zu suchen sie Vilgefortz geheißen hatte. Den er ihnen genau beschrieben hatte. Und dessen Namen er genannt hatte.

Tarn Mira.

Der See war schmal, nicht breiter als ein Pfeilschuss, als leicht gekrümmter Halbmond zwischen hohe, steile Hänge gezwängt, auf denen schwarzer Fichtenwald wuchs, schön mit weißem Schnee überpudert. Über den Hängen lag eine Stille, dass es schon in den Ohren klang. Selbst die Krähen waren verstummt, deren unheilverkündendes Gekrächz sie seit gut einem Dutzend Tage auf dem Wege begleitet hatte.

»Das ist das Südende«, stellte Bonhart fest. »Wenn der Zauberer die Sache nicht vermasselt und nichts verwechselt hat, befindet sich der magische Turm am Nordende. Achte auf die Fährte, Boreas! Wenn wir die Spur verlieren, trennt uns der See von ihr!«

»Die Fährte ist deutlich!«, rief von unten her Boreas Mun. »Und frisch! Sie führt zum See!«

»Vorwärts.« Skellen bekam den vor dem Steilhang scheuenden Grauschimmel wieder unter seine Gewalt. »Nach unten!«

Sie ritten den Hang hinab, vorsichtig, hielten die schnaubenden Pferde zurück. Sie drangen durch das schwarze, kahle, vereiste Gebüsch, das den Weg zum Ufer versperrte.

Bonharts Brauner trat vorsichtig auf das Eis, brach knirschend die aus der glasglatten Fläche hervorragenden Schilfhalme. Das Eis begann zu knistern, unter den Hufen des Pferdes liefen sternförmig lange Risse auseinander.

»Zurück!« Bonhart zog die Zügel an, wendete das schnaubende Tier zum Ufer. »Absitzen! Das Eis ist zu dünn.«

»Nur am Ufer, im Schilf«, schätzte Dacre Silifant ein, der mit dem Absatz auf die Eisdecke einschlug. »Und sogar hier hat es an die anderthalb Zoll. Das trägt die Pferde allemal, da ist nichts zu fürchten ...«

Die Worte wurden von einem Fluch und von Wiehern übertönt. Skellens Grauschimmel war ausgeglitten, auf die Hinterkeulen gefallen, die Beine rutschten ihm auseinander. Skellen fluchte abermals, gab ihm die Sporen, diesmal wurde der Fluch vom scharfen Knacken berstenden Eises begleitet. Der Grauschimmel begann mit den Vorderhufen zu stampfen, die hinteren, eingebrochenen, zappelten in dem Loch, zerschlugen die Eisdecke und wühlten das unter ihr hervorquellende dunkle Wasser auf. Der Uhu sprang aus dem Sattel, riss an den Zügeln, glitt aber aus, fiel der Länge nach hin und hatte Glück, dass er nicht unter die Hufe seines eigenen Pferdes geriet. Zwei Gemmerer, ebenfalls schon abgesessen, halfen ihm beim Aufstehen, Ola Harsheim und Bert Brigden zogen den wiehernden Grauschimmel ans Ufer.

»Absitzen, Jungs«, wiederholte Bonhart, den Blick in den Nebel gerichtet, der den See bedeckte. »Wir wollen kein Risiko eingehen. Wir werden das Mädchen zu Fuß einholen. Sie ist auch abgesessen, geht auch zu Fuß.«

»Nur zu wahr«, bestätigte Boreas Mun und zeigte auf den See. »Das sieht man.«

Nur direkt am Ufer, wo Äste überhingen, war die Eisdecke glatt und halb durchsichtig wie dunkles Flaschenglas, man sah darunter das Schilf und braun gewordene Wasserpflanzen. Weiter draußen lag auf dem Eis eine dünne Schicht nassen Schnees. Und darin sah man, soweit der Blick im Nebel reichte, dunkle Fußspuren.

»Wir haben sie!«, rief Rience eifrig und warf die Zügel über einen Strauch. »Sie ist doch nicht so schlau, wie es aussieht. Sie ist auf dem Eis gegangen, in der Mitte des Sees. Wenn sie eins von den Ufern gewählt hätte, den Wald, wäre es schwierig gewesen, sie einzuholen!«

»In der Mitte des Sees ...«, wiederholte Bonhart, der einen nachdenklichen Eindruck machte. »Gerade auf der Mitte des Sees führt der kürzeste und einfachste Weg zu diesem magischen Turm, von dem Vilgefortz gesprochen hat. Sie weiß davon. Mun? Wie viel Vorsprung hat sie?«

Boreas Mun, der schon auf dem See war, kniete bei einem Stiefelabdruck nieder, beugte sich tief hinab, schaute.

»Eine halbe Stunde«, schätzte er. »Nicht mehr. Es wird wärmer, aber die Spur ist nicht verwischt, man sieht jeden Nagel in der Sohle.«

»Der See«, murmelte Bonhart, der vergeblich versuchte, mit dem Blick den Nebel zu durchdringen, »zieht sich mehr als fünf Meilen nach Norden hin. Das hat Vilgefortz gesagt. Wenn das Mädchen eine halbe Stunde Vorsprung hat, ist sie ungefähr eine Meile vor uns.«

»Auf dem glatten Eis?« Mun schüttelte den Kopf. »Weniger. Eine halbe Meile, allerhöchstens.«

»Umso besser! Marsch!«

»Marsch«, wiederholte der Uhu. »Aufs Eis und vorwärts marsch, so schnell wie möglich!«

Sie gingen, atmeten heftig. Die Nähe des Opfers erregte sie, erfüllte sie mit Euphorie wie ein Narkotikum.

»Sie entgeht uns nicht!«

»Nur nicht die Spur verlieren ...«

»Und dass sie uns in diesem Nebel nicht in die Irre führt... Weiß wie Milch ... Keine zwanzig Schritte weit sieht man, verdammt...«

»Bewegt die Latschen«, knurrte Rience. »Schneller, schneller! Solange der Schnee auf dem Eis liegt, folgen wir den Spuren ...«

»Die Spuren sind frisch«, begann Boreas Mun plötzlich zu murmeln. »Ganz frisch ... Man sieht jeden Nagelabdruck ... Sie ist direkt vor uns ... Direkt vor uns! Warum sehen wir sie nicht?«

»Und warum hören wir sie nicht?«, wunderte sich Ola Harsheim. »Unsere Schritte dröhnen auf dem Eis, der Schnee knirscht! Warum hören wir sie dann nicht?«

»Weil ihr quasselt«, schnitt ihm Rience heftig das Wort ab. »Weiter, marsch!«

Boreas Mun nahm die Mütze ab, wischte sich damit über die schweißnasse Stirn. »Sie ist dort, im Nebel«, sagte er leise. »Irgendwo dort im Nebel ... Und man sieht nicht, wo. Man sieht nicht, woher sie zuschlägt... Wie dort... in Dun Dâre ... in der Nacht von Saovine ...« Mit zitternder Hand zog er das Schwert aus der Scheide.

Der Uhu sprang zu ihm hin, packte ihn bei den Schultern, schüttelte ihn kräftig. »Halt die Fressluke, alter Dummkopf«, zischte er.

Es war schon zu spät. Das Entsetzen hatte sich den anderen mitgeteilt. Sie zogen ebenfalls die Schwerter, stellten sich instinktiv so, dass sie einen Kameraden im Rücken hatten.

»Sie ist kein Gespenst!«, knurrte Rience laut. »Sie ist nicht einmal eine Magierin! Und wir sind zu zehnt! In Dun Dâre waren es vier, und alle betrunken!«

»Auseinander«, sagte Bonhart plötzlich, »nach links und rechts, eine Linie bilden. Und als Kette vorgehen! Aber so, dass ihr einander nicht aus den Augen verliert.«

»Du auch?«, spottete Rience. »Dich hat es auch erwischt, Bonhart? Ich habe dich für weniger abergläubisch gehalten.«

Der Kopfgeldjäger bedachte ihn mit einem Blick, kälter als Eis. »Zur Linie ausschwärmen«, wiederholte er, ohne den Zauberer zu beachten. »Abstände einhalten. Ich kehre um, das Pferd holen.«

»Was?«

Bonhart würdigte Rience abermals keiner Antwort. Rience fluchte, doch der Uhu legte ihm die Hand auf die Schulter. »Lass«, fauchte er. »Soll er gehen. Wir aber wollen keine Zeit verlieren! Eine Kette bilden! Bert und Stigward, nach links! Ola, nach rechts ...«

»Wozu das, Skellen?«

»Wenn alle im Haufen gehen«, murmelte Boreas Mun, »kann das Eis unter ihnen eher brechen als unter einer auseinandergezogenen Kette. Außerdem ist, wenn wir als Kette gehen, die Gefahr geringer, dass uns das Mädchen irgendwo seitlich entwischt.«

»Seitlich?«, sagte Rience abschätzig. »Wie denn? Die Spuren vor uns sind deutlich zu sehen. Das Mädchen geht pfeilgerade; wenn sie versuchen würde, einen Haken zu schlagen, würde die Fährte das verraten!«

»Genug geredet«, schnitt der Uhu die Diskussion ab, den Blick zurück gewandt, in den Nebel, in dem Bonhart verschwunden war. »Vorwärts!« Sie gingen.

»Es wird wärmer ...«, keuchte Boreas Mun. »Das Eis schmilzt von oben her, es bildet sich eine Wasserschicht...«

»Der Nebel wird dichter ...«

»Aber die Spuren sind immer noch zu sehen«, stellte Dacre Silifant fest. »Außerdem scheint mir das Mädchen langsamer zu gehen. Sie verliert Kraft.«

»Wie wir auch.« Rience riss sich die Mütze vom Kopf und fächerte sich damit Luft zu.

»Still.« Silifant blieb plötzlich stehen. »Habt ihr gehört? Was war das?«

»Ich habe nichts gehört.«

»Ich schon ... eine Art Knirschen ... Ein Knirschen auf dem Eis ... Aber nicht von dort.« Boreas Mun zeigte in den Nebel, in dem die Spuren verschwanden. »Irgendwie von links, von der Seite ...«

»Ich habe es auch gehört«, bestätigte der Uhu und blickte unruhig um sich. »Aber jetzt ist es still. Verdammt, das gefällt mir nicht. Das gefällt mir nicht!«

»Die Spuren!«, wiederholte mit gelangweiltem Nachdruck Rience. »Wir sehen immer noch ihre Spuren! Habt ihr keine Augen? Sie geht schnurstracks geradeaus! Wenn sie einen Schritt zur Seite abbiegen würde, auch nur einen halben Schritt, würden wir das an den Spuren sehen! Marsch, schneller, gleich haben wir sie! Ich verbürge mich dafür, gleich sehen wir ...«

Er brach ab. Boreas Mun stöhnte, dass es ihm in der Lunge vibrierte. Der Uhu fluchte.

Zehn Schritt vor ihnen, gerade an der von der Milchsuppe des Nebels gebildeten Sichtgrenze, hörten die Spuren auf. Sie verschwanden.

»Hölle und Pest!«

»Was ist?«

»Ist sie weggeflogen, oder was?«

»Nein.« Boreas Mun schüttelte den Kopf. »Sie ist nicht weggeflogen. Schlimmer.« Rience fluchte vulgär und zeigte auf die in die Eisdecke geschnittenen Rillen.

»Schlittschuhe«, knurrte er und ballte unwillkürlich die Fäuste. »Sie hatte Schlittschuhe und hat sie angezogen ... Jetzt wird sie wie der Wind übers Eis sausen ... Wir holen sie nicht ein! Wo, dass ihn der Teufel hole, bleibt Bonhart? Ohne Pferde holen wir das Mädchen nicht ein!«

Boreas Mun krächzte laut, stöhnte.

Skellen knöpfte sich langsam den Mantel auf, legte das quer über die Brust verlaufende Bandelier mit der Reihe der Orions frei. »Wir werden ihr nicht nachjagen müssen«, sagte er kalt. »Sie ist es, die uns einholen wird. Ich fürchte, wir brauchen nicht lange zu warten.«

»Hast du den Verstand verloren?«

»Bonhart hat das vorhergesehen. Darum ist er umgekehrt, um das Pferd zu holen. Er wusste, dass uns das Mädchen in eine Falle lockt. Achtung! Lauscht auf das Knirschen von Schlittschuhen auf dem Eis!«

Dacre Silifant erbleichte, man sah das sogar trotz der vom Frost roten Wangen.

»Jungs!«, rief er. »Achtung! Aufpassen! Und einen Haufen bilden, einen Haufen! Dass ihr euch nicht im Nebel verliert!«

»Halt den Mund!«, blaffte der Uhu. »Still sein! Absolute Stille, sonst hören wir nicht...«

Sie hörten es. Vom linken, weiter entfernten Rande der Kette her, aus dem Nebel, drang ein kurzer, abgehackter Schrei zu ihnen. Und das scharfe, schrille Quietschen von Schlittschuhen, das die Haare zu Berge stehen ließ, wie wenn man Eisen über Glas zieht.

»Bert!«, schrie der Uhu. »Bert! Was ist dort los?«

Sie hörten einen unverständlichen Aufschrei, und gleich darauf kam Hals über Kopf Bert Brigden aus dem Nebel gerannt. Als er schon nahe war, rutschte er aus, fiel hin, glitt auf dem Bauch übers Eis.

»Sie hat Stigward ... erwischt«, keuchte er, während er mit Mühe aufstand. »Hat ihn niedergehauen ... im Vorbeilaufen... So schnell ... dass ich sie kaum gesehn hab ... Eine Zauberin...«

Skellen fluchte. Silifant und Mun, beide mit dem Schwert in der Hand, drehten sich um, starrten in den Nebel. Knirsch. Knirsch. Knirsch. Schnell. Rhythmisch. Und immer deutlicher. Immer deutlicher ...

»Wo kommt das her?«, schrie Boreas Mun auf, während er sich umdrehte, mit der Klinge des beidhändig gehaltenen Schwertes durch die Luft fuhr. »Woher?«

»Still!«, rief der Uhu, einen Orion in der erhobenen Hand. »Wohl von rechts! Ja! Von rechts! Sie kommt von rechts! Vorsicht!«

Der am rechten Flügel gehende Gemmerer fluchte plötzlich, wandte sich um und rannte blindlings in den Nebel, patschte durch die schmelzende Eisschicht. Er kam nicht weit, nicht einmal außer Sichtweite. Sie hörten das scharfe Knirschen gleitender Schlittschuhe, erblickten einen verschwommenen, einherhuschenden Schatten. Und das Aufblitzen eines Schwertes. Der Gemmerer heulte auf. Sie sahen ihn fallen, sahen das Blut breit aufs Eis spritzen. Der Verwundete warf sich herum, wand sich, schrie, heulte. Dann verstummte er und lag still.

Doch während er heulte, übertönte er das sich nähernde Knirschen der Schlittschuhe. Sie hatten nicht damit gerechnet, dass das Mädchen so schnell wenden könnte.

Sie stieß zwischen sie hinein, genau in die Mitte. Ola Harsheim versetzte sie im Vorbeilaufen einen Hieb, flach, unters Knie, der ihn wie ein Taschenmesser zusammenklappen ließ. Sie wirbelte in einer Pirouette herum, überschüttete Boreas Mun mit einem Schauer stechender Eissplitter. Skellen sprang zurück, glitt aus, packte Rience am Ärmel. Beide fielen hin. Die Schlittschuhe knirschten direkt neben ihnen, spitze kalte Splitter bissen sie ins Gesicht. Einer der Gemmerer schrie auf, das Schreien brach mit einem wilden Kreischen ab. Der Uhu wusste, was geschehen war. Er hatte viele Leute gehört, denen die Kehle durchgeschnitten worden war.

Ola Harsheim schrie, wälzte sich auf dem Eis. Knirsch. Knirsch. Knirsch.

Stille.

»Herr Stefan«, stammelte Dacre Silifant. »Herr Stefan ... Du bist unsere Hoffnung ... Rette uns ... Lass uns nicht umkommen ...«

»Sie hat mich lahm gemacht, die Huräää!«, brüllte Ola Harsheim. »Helft mir, verflucht! Helft mir aufstehäään!«

»Bonhart!«, schrie Skellen in den Nebel. »Bonhaaart! Zu Hiiilfe! Wo bist du, du Hundesohn? Bonhaaart!«

»Sie umkreist uns«, keuchte Boreas Mun, während er sich drehte und lauschte. »Sie läuft im Nebel um uns herum ... Schlägt zu, und man weiß nicht woher ... Der Tod! Dieses Weibsstück ist der Tod! Es gibt ein Massaker, wie in Dun Dâre, in der Nacht von Saovine ...«

»Haltet euch beisammen«, ächzte Skellen. »Haltet euch beisammen, sie macht Jagd auf Einzelne ... Wenn ihr sie kommen seht, verliert nicht den Kopf ... Werft ihr Schwerter vor die Füße, Rucksäcke, Gürtel... Egal was, damit sie ...«

Er sprach nicht zu Ende. Diesmal hörten sie nicht einmal das Knirschen der Schlittschuhe. Dacre Silifant und Rience retteten ihr Leben, indem sie sich platt aufs Eis warfen. Boreas Mun konnte wegspringen, glitt aus, brachte Bert Brigden zu Fall. Als das Mädchen vorbeihuschte, holte Skellen aus und warf einen Orion. Er traf. Aber den Falschen. Ola Harsheim, dem es gerade gelungen war, sich zu erheben, stürzte zuckend auf das blutige Eis; seine weit aufgerissenen Augen schienen auf den Stahlstern zu schielen, der ihm in der Nasenwurzel steckte.

Der Letzte von den Gemmerern warf das Schwert fort und begann zu schluchzen, in kurzen, abgehackten Krämpfen.

Skellen stürzte zu ihm und schlug ihm mit ganzer Kraft ins Gesicht. »Nimm dich zusammen!«, schrie er. »Nimm dich zusammen, Kerl! Das ist nur ein Mädchen! Nur ein Mädchen!«

»Wie in Dun Dâre, in der Nacht von Saovine«, sagte Boreas Mun leise. »Wir werden dieses Eis, diesen See nicht mehr verlassen. Lauscht, lauscht! Und ihr hört, wie der Tod auf euch zueilt.«

Skellen hob das Schwert des Gemmerers auf und versuchte, es dem Schluchzenden in die Hand zu drücken, aber vergeblich. Der von Krämpfen geschüttelte Gemmerer schaute ihn mit stumpfem Blick an. Der Uhu ließ das Schwert los, sprang zu Rience.

»Mach was, Zauberer!«, brüllte er und schüttelte ihn an den Schultern. Das Entsetzen verdoppelte seine Kraft; obwohl Rience größer, schwerer und massiger war, zitterte er im Griff Skellens wie ein Lumpenpüppchen. »Mach was! Ruf deinen mächtigen Vilgefortz! Oder zaubre selber! Zaubre, sag Sprüche, rufe Geister, beschwöre Dämonen! Mach was, irgendwas, du dreckiger Abschaum, du Misthaufen! Mach was, ehe uns dieses Gespenst allesamt umbringt!«

Das Echo seines Schreis hallte von den bewaldeten Hängen zurück. Ehe es verklungen war, knirschten wieder Schlittschuhe. Der schluchzende Gemmerer fiel auf die Knie und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Bert Brigden heulte auf, warf das Schwert weg und wandte sich zur Flucht. Er rutschte aus, fiel hin, eine Zeitlang floh er auf allen vieren wie ein Hund.

»Rience!«

Der Zauberer fluchte, hob die Hand. Als er einen Spruch skandierte, zitterte die Hand, der Kopf ebenso. Doch es gelang ihm. Allerdings nicht vollständig.

Der aus seinen Fingern zuckende dünne Feuerstrahl durchpflügte das Eis, die Decke brach. Aber nicht quer, wie sie sollte, um dem herankommenden Mädchen den Weg zu versperren. Sie brach längs. Sie öffnete sich mit lautem Krachen, schwarzes Wasser sprudelte hervor, der sich rasch verbreiternde Spalt schoss auf den verblüfft zuschauenden Dacre Silifant zu.

»Hinlegen!«, schrie Skellen. »Fliehen!«

Es war zu spät. Der Spalt lief Silifant zwischen die Füße und dehnte sich heftig, das Eis zerbrach wie Glas in große Stücke. Dacre verlor das Gleichgewicht, das Wasser erstickte seinen Aufschrei. In das Loch fiel Boreas Mun, unter Wasser verschwand der kniende Gemmerer, es verschwand der Leichnam von Ola Harsheim. Nach ihnen plumpste Rience in das schwarze Nass, gleich darauf Skellen, dem es im letzten Moment gelang, sich am Rand festzuklammern. Das Mädchen aber stieß sich kräftig ab, sprang über den Spalt, landete, dass das tauende Eis spritzte, eilte dem fliehenden Brigden nach. Gleich darauf drang ein haarsträubender Schrei an die Ohren Skellens, der am Rande des Eisloches hing.

Sie hatte Brigden eingeholt.

»Herr ...«, ächzte Boreas Mun, dem es wer weiß wie gelungen war, aufs Eis zu kriechen. »Gebt die Hand ... Herr Untersuchungsführer ...«

Herausgezogen, lief Skellen blau an und begann schrecklich zu zittern. Unter Silifant, der herauszukriechen versuchte, brach der Eisrand ab. Er verschwand abermals unter Wasser. Doch er tauchte sofort wieder auf, hustend und spuckend, zog sich mit übermenschlicher Anstrengung aufs Eis. Er kroch heraus und blieb liegen, aufs Äußerste erschöpft. Rings um ihn bildete sich eine Pfütze.

Boreas stöhnte, schloss die Augen. Skellen zitterte.

»Rette mich ... Mun ... Hilfe ...«

Am Rande der Eistafel, bis zu den Achselhöhlen im Wasser, hing Rience. Die nassen Haare lagen eng am Schädel an. Die Zähne klapperten wie Kastagnetten, es klang wie die gespenstische Ouvertüre zu einem höllischen *Danse macabre.*

Schlittschuhe knirschten. Boreas bewegte sich nicht. Er wartete. Skellen zitterte.

Sie kam heran. Langsam. Von ihrem Schwert floss Blut, zeichnete eine Tropfenspur aufs Eis. Boreas schluckte. Obwohl er bis auf die Haut von eisigem Wasser durchnässt war, wurde ihm plötzlich schrecklich heiß.

Doch das Mädchen beachtete ihn nicht. Sie schaute Rience an, der vergeblich versuchte, aufs Eis zu gelangen.

»Hilf mir ...« Rience überwand das Zähneklappern. »Rette mich ...«

Das Mädchen bremste, drehte sich mit tänzerischer Grazie auf den Schlittschuhen herum. Sie stand leicht breitbeinig da, hielt das Schwert mit beiden Händen, tief, quer zu den Hüften.

»Rette mich ...«, stammelte Rience, die erstarrenden Finger ins Eis gekrallt. »Rette ... Und ich sage dir ... wo Yennefer ist... Ich schwör's ...«

Das Mädchen zog langsam den Schal vom Gesicht. Und lächelte. Boreas Mun erblickte die grässliche Narbe und unterdrückte mit Mühe einen Aufschrei.

»Rience«, sagte Ciri, noch immer lächelnd. »Du wolltest mich doch lehren, was Schmerz ist. Weißt du noch? Mit diesen Händen. Diesen Fingern. Mit diesen? Mit denen du dich jetzt am Eis festhältst?«

Rience antwortete, Boreas verstand es nicht, denn die Zähne des Zauberers klapperten derart, dass artikulierte Sprache unmöglich war. Ciri drehte sich auf den Schlittschuhen um und hob eine Hand mit dem Schwert. Boreas biss die Zähne zusammen, überzeugt, sie werde Rience einen Hieb versetzen, doch das Mädchen holte nur Schwung zum Laufen. Zur riesigen Verwunderung des Fährtensuchers lief sie weg, schnell, beschleunigte mit scharfen Armbewegungen. Sie verschwand im Nebel, für einen Augenblick verstummte auch das rhythmische Knirschen der Schlittschuhe.

»Mun ... Zzzieh ... mich ... raus ...«, brachte Rience durch das Zähneklappern hindurch hervor, das Kinn auf dem Eisrand. Er warf beide Arme aufs Eis, versuchte, sich mit den Fingernägeln festzukrallen, doch alle Nägel waren ihm schon abgebrochen. Er spreizte die Finger und versuchte, mit Handflächen und – gelenken auf der blutigen Eisdecke Halt zu finden. Boreas Mun betrachtete ihn und hatte Gewissheit, eine entsetzliche Gewissheit...

Das Knirschen der Schlittschuhe hörten sie im letzten Moment. Das Mädchen kam mit unheimlicher Geschwindigkeit, sie verschwamm geradezu vor den Augen. Sie lief nahe an dem Eisloch entlang, huschte dicht am Rande vorbei.

Rience schrie auf. Und verschluckte sich an dem dichten, eisigen Wasser. Und verschwand.

Am Eisloch, bei der schön glatten Spur der Schlittschuhe, war Blut zu sehen. Und Finger. Acht Finger. Boreas Mun übergab sich aufs Eis.

Bonhart galoppierte am Rande des Uferhangs entlang, in irrsinnigem Tempo, ohne sich darum zu kümmern, dass sich das Pferd jeden Augenblick in den schneebedeckten Löchern die Beine brechen konnte. Die vereisten Fichtenzweige schlugen ihm ins Gesicht, peitschten über die Arme, schütteten Eisstaub auf den Kragen.

Den See sah er nicht; der ganze Talkessel war wie ein kochender Hexenkessel von Nebel erfüllt. Doch Bonhart wusste, dass das Mädchen dort war.

Er spürte es.

Unter dem Eis, weit unten, folgte ein Schwärm gestreifter Barsche neugierig einem hinabsinkenden silbernen, faszinierend blinkenden Kästchen, das aus der Tasche eines im Wasser davontreibenden Leichnams geglitten war. Ehe das Kästchen den Grund erreichte und ein Wölkchen Schlamm aufwirbelte, versuchten die mutigsten Barsche sogar, es mit den Schnauzen zu berühren. Doch plötzlich stoben sie entsetzt auseinander.

Das Kästchen stieß seltsame, alarmierende Schwingungen aus.

»Rience? Hörst du mich? Was ist bei euch passiert? Warum antwortet ihr seit zwei Tagen nicht? Ich bitte um einen Bericht! Was ist mit dem Mädchen? Ihr dürft nicht zulassen, dass sie den Turm betritt! Hörst du? Lasst nicht zu, dass sie den Schwalbenturm betritt ... Rience! Antworte, zum Teufel! Rience!«

Rience war freilich außerstande zu antworten.

Der Abhang hörte auf, das Ufer wurde flach. Das Ende des Sees, dachte Bonhart, ich bin am Rande. Ich habe dem Mädchen den Weg abgeschnitten. Wo ist sie? Und wo ist dieser verdammte Turm?

Der Nebelvorhang riss plötzlich auf, verwehte. Und da erblickte er sie. Sie war direkt vor ihm, saß auf ihrer schwarzen Stute. Eine Zauberin, dachte er, sie steht in Verbindung mit diesem Tier. Sie hat es ans Ende des Sees geschickt und dort warten lassen.

Aber auch das wird ihr nichts nützen.

Ich muss sie töten. Zum Teufel mit Vilgefortz. Ich muss sie töten. Zuerst sorge ich dafür, dass sie um ihr Leben fleht ... Und dann töte ich sie.

Er schrie, gab dem Pferd die Sporen und ging zu einem halsbrecherischen Galopp über. Und plötzlich erkannte er, dass er verloren hatte. Dass sie ihn doch in die Irre geführt hatte.

Ihn trennten von ihr keine hundertfünfzig Schritte – aber auf dünnem Eis. Zudem krümmte sich die Wasserfläche jetzt nach der anderen Seite – das Mädchen, das entlang der Bogen sehne ritt, hatte es bis zum Ende wesentlich näher.

Bonhart fluchte, riss an den Zügeln und lenkte das Pferd aufs Eis.

»Lauf, Kelpie!«

Unter den Hufen der Rappstute spritzte der gefrorene Erdboden.

Ciri presste sich an den Hals des Pferdes. Der Anblick des sie verfolgenden Bonharts erfüllte sie mit Grauen. Sie fürchtete diesen Mann. Beim Gedanken, sich ihm zum Kampfe zu stellen, presste ihr eine unsichtbare Faust den Magen zusammen.

Nein, sie konnte nicht mit ihm kämpfen. Noch nicht.

Der Turm. Retten konnte sie nur der Turm. Und das Portal. So wie auf Thanedd, als der Zauberer Vilgefortz schon ganz nahe war, schon die Hand nach ihr ausstreckte ...

Die einzige Rettung war der Schwalbenturm. Der Nebel lichtete sich.

Ciri zog die Zügel an, sie fühlte, wie plötzlich ungeheuerliche Hitze sie überflutete. Sie konnte nicht glauben, was sie sah. Was sie vor sich hatte.

Bonhart sah es auch. Und schrie triumphierend auf.

Am Ende des Sees stand kein Turm. Da waren nicht einmal die Ruinen eines Turmes, da war einfach nichts. Nur ein kaum sichtbares, sich kaum abzeichnendes Hügelchen, nur ein von kahlen, vereisten Pflanzenstängeln bestandener Steinhaufen.

»Da hast du deinen Turm!«, schrie er. »Da hast du deinen magischen Turm! Da hast du deine Rettung! Ein Haufen Steine!«

Das Mädchen schien nichts zu hören und nichts zu sehen.

Sie lenkte die Stute in die Nähe des Hügelchens, zu dem Steinhaufen. Sie hob beide Hände gen Himmel, als verfluche sie den Himmel für das, was ihr widerfahren war.

»Ich habe dir gesagt«, brüllte Bonhart und gab seinem Braunen die Sporen, »dass du mir gehörst! Dass ich mit dir machen werde, was ich will! Dass niemand mich daran hindern wird! Weder Menschen noch Götter, weder Teufel noch Dämonen! Noch ein verwunschener Turm! Mir gehörst du, Hexerin!«

Die Hufe des Braunen klangen auf der Eisdecke.

Der Nebel ballte sich plötzlich zusammen, wirbelte unter den Schlägen eines Windes, der wer weiß woher kam. Der Braune begann zu wiehern und zu tänzeln, bleckte die Zähne an der Gebissstange. Bonhart neigte sich im Sattel herab, zog mit aller Kraft an den Trensen, denn das Pferd tobte, warf den Kopf hin und her, stampfte, glitt auf dem Eis aus.

Vor ihm – zwischen ihm und dem Ufer, auf dem Ciri stand – tanzte auf der Eisdecke ein schneeweißes Einhorn, bäumte sich auf, nahm die Haltung ein, die man von Wappenschilden kennt.

»Nicht mit mir solche Tricks!«, schrie der Jäger, während er das Pferd unter Kontrolle bekam. »Ich bin nicht mit Zauberei zu schrecken! Ich erwische dich, Ciri! Diesmal werde ich dich töten, Hexerin! Du gehörst mir!«

Wieder ballte sich Nebel zusammen, nahm seltsame Gestalten an. Die Gestalten wurden immer deutlicher. Es waren Reiter. Die albtraumhaften Silhouetten von Geisterreitern.

Bonhart glotzte.

Auf Pferdegerippen saßen die Skelette von Reitern, gekleidet in rostzerfressene Panzer und Kettenhemden, Fetzen von Mänteln, verbeulte und korrodierte Helme, die mit Büffelhörnern geschmückt waren, mit den Resten von Straußen- und Pfauenfederbüschen. Unter den Visieren der Helme hervor leuchteten die Augen der Gespenster mit bläulichem Schein. Es knatterten die zerrissenen Banner. An der Spitze der Kavalkade galoppierte ein Gewappneter mit einer Krone auf dem Helm, mit einer Halsberge auf der Brust, die auf den verrosteten Kürass schlug.

*Fort,* dröhnte es in Bonharts Kopf. *Fort, Sterblicher. Sie gehört nicht dir. Sie gehört uns. Fort!*

Eins konnte man Bonhart nicht absprechen: Mut. Die Gespenster vermochten ihn nicht zu ängstigen. Er bezwang das Grauen, gab sich nicht der Panik hin.

Doch sein Pferd erwies sich als weniger standhaft.

Der braune Hengst bäumte sich auf, begann ballettreif auf den Hinterbeinen zu tänzeln, wieherte wild und sprang. Unter dem Schlag der Hufeisen brach das Eis mit durchdringendem Knacken, die Schollen stellten sich senkrecht, das Wasser schoss empor. Das Pferd schrie auf, schlug mit den Hufen auf den vorderen Eisrand, zerschlug ihn. Bonhart riss die Füße aus den Steigbügeln, sprang ab. Zu spät.

Das Wasser schloss sich über seinem Kopf. In den Ohren begann es zu hämmern und zu dröhnen wie in einem Glockenturm. Die Lunge drohte zu bersten.

Er hatte Glück. Seine um sich tretenden Füße trafen auf etwas, sicherlich das versinkende Pferd. Er stieß sich ab, tauchte mit Schwung auf, spuckend und keuchend. Er packte den Rand des Eisloches. Ohne in Panik zu verfallen, zog er das Messer, hieb es ins Eis, zog sich hinaus. Schwer atmend lag er da, das Wasser rann plätschernd an ihm herab.

Der See, das Eis, die schneebedeckten Hänge, der schwarze, weiß überzogene Fichtenwald – alles war auf einen Schlag von einer unnatürlichen, leichenblassen Helligkeit erfüllt.

Mit riesiger Anstrengung erhob sich Bonhart auf die Knie.

Über dem Horizont flammte der tiefblaue Himmel in einer blendenden Korona von Helligkeit auf, in einer Lichtkuppel, aus der plötzlich feurige Säulen und Spiralen aufragten, tanzende Bündel und Wirbel von Licht schossen. Am Firmament schwebten die blinkenden, unsteten, sich rasch ändernden Gestalten von Bändern und Draperien.

Bonhart begann zu krächzen. Am Halse, schien ihm, hatte er den eisernen Reif einer Garotte.

An der Stelle, wo eben noch nichts als ein Hügelchen und ein Steinhaufen gewesen waren, erhob sich ein Turm. Majestätisch, gertenschlank, glatt, schimmernd, wie aus einem einzigen Basaltblock gehauen. In den wenigen Fenstern flackerte Feuer, in den gezähnten Zinnen der Spitze flammte die *Aurora borealis.*

Er sah das Mädchen, das sich im Sattel zu ihm umdrehte. Er sah ihre hellen Augen und die von der Linie einer hässlichen Narbe durchzogene Wange. Er sah, wie das Mädchen die schwarze Stute antrieb, wie sie ohne Eile in die Schwärze eintraten, unter den steinernen Bogen des Eingangs. Wie sie verschwanden.

Die *Aurora borealis* explodierte in blendend hellen Feuerwirbeln.

Als Bonhart wieder zu sehen begann, war da kein Turm mehr. Da waren ein verschneites Hügelchen, ein Haufen Steine, verdorrte schwarze Pfanzenstängel.

Auf dem Eis kniend, inmitten einer Pfütze des von ihm triefenden Wassers, brüllte der Kopfgeldjäger wild, grauenhaft auf. Auf Knien, die Hände zum Himmel gereckt, schrie er, heulte, fluchte und lästerte – Menschen, Götter und Dämonien.

Das Echo des Schreis rollte über die fichtenbestandenen Hänge, lief über die zugefrorene Fläche des Sees Tarn Mira.

Das Innere des Turmes erinnerte sie sofort an Kaer Morhen – ein ebenso langer schwarzer Korridor hinter dem Torbogen, ein ebenso endloser Abgrund in der Flucht der Säulen oder Statuen. Es war nicht zu verstehen, wie dieser Abgrund im schlanken Obelisken des Turmes Platz fand. Aber sie wusste ja, dass der Versuch, das zu analysieren, keinen Sinn hatte – nicht im Falle eines Turmes, der aus dem Nichts emporgewachsen, dort erschienen war, wo es ihn nicht gegeben hatte. In solch einem Turm war alles möglich, und man durfte sich über nichts wundern.

Sie schaute zurück. Sie glaubte nicht, dass Bonhart es gewagt hatte – und imstande gewesen war –, ihr hierher zu folgen. Doch sie vergewisserte sich lieber.

Der Torbogen, durch den sie hereingeritten war, strahlte in einem hellen, unnatürlichen Licht.

Kelpies Hufe klapperten über den Boden, unter den Hufeisen begann etwas zu knacken. Knochen. Schädel, Schienbeine, Rippen, Oberschenkel, Becken. Sie ritt inmitten eines gigantischen Beinhauses. Kaer Morhen, dachte sie und erinnerte sich. Tote sollen in der Erde begraben werden ... Wie lange das her ist ... Damals habe ich noch an so etwas geglaubt ... An die Majestät des Todes, an die Achtung vor den Toten ... Aber der Tod ist einfach der Tod. Und ein Toter ist einfach nur ein kalter Leichnam. Es ist nicht wichtig, wo er liegt, wo seine Knochen zerfallen.

Sie ritt in die Finsternis hinein, unter Bögen, zwischen Säulen und Statuen. Die Dunkelheit begann wie Rauch zu wogen, aufdringliches Flüstern, Seufzer, leise Beschwörungen drangen ihr in die Ohren. Vor ihr flammte plötzlich Helligkeit auf, öffneten sich riesige Türen. Sie öffneten sich eine nach der anderen. Türen. Unendlich viele Türen mit schweren Flügeln taten sich lautlos vor ihr auf.

Kelpie ging, klapperte mit den Hufen auf dem Boden.

Die Geometrie der sie umgebenden Wände, Arkaden und Säulen wurde plötzlich gestört, so heftig, dass Ciri ein Schwindel überkam. Es schien ihr, als befinde sie sich im Inneren irgendeines unmöglichen vielflächigen Körpers, einer Art riesigen Oktaeders.

Die Türen öffneten sich weiterhin. Aber sie gaben nicht mehr eine einzige Richtung an. Sie eröffneten unendlich viele Richtungen und Möglichkeiten.

Ciri aber begann zu sehen.

*Eine schwarzhaarige Frau, die ein aschblondes Mädchen an der Hand führt. Das Mädchen fürchtet sich, fürchtet die Dunkelheit, hat Angst vor dem aus der Finsternis her auf dringenden Flüstern, es entsetzt sie das Klappern von Hufeisen, das sie hört. Auch die schwarzhaarige Frau mit dem von Brillanten funkelnden Stern am Halse fürchtet sich. Doch sie lässt es sich nicht anmerken. Sie führt das Mädchen weiter. Zu seiner Vorherbestimmung.* Kelpie geht im Schritt. Die nächste Tür.

*Iola die Zweite und Eurneid, in Kurzmänteln, Tornister auf dem Rücken, marschieren auf einer gefrorenen, verschneiten Landstraße. Der Himmel ist tiefblau.*

Die nächste Tür.

*Iola die Erste kniet vor dem Altar. Neben ihr Mutter Nenneke. Beide schauen, ihre Gesichter sind zu einer Grimasse des Entsetzens verzerrt. Was sehen sie? Vergangenheit oder Zukunft? Wahrheit oder Unwahrheit?*

*Über ihnen beiden, Nenneke und Iola – Hände. Die zu einem Segen ausgestreckten Hände einer Frau mit goldenen Augen. Im Halsband der Frau ein Brillant, der wie der Morgenstern strahlt. Auf der Schulter der Frau eine Katze. Über ihrem Kopf ein Falke.*

Die nächste Tür.

*Triss Merigold hält ihre schönen kastanienbraunen Haare fest, die von Windstößen zerzaust werden. Vordem Wind gibt es kein Entkommen, nichts schützt vor dem Wind.*

Nicht hier. Nicht auf dem Gipfel der Anhöhe.

*Auf die Anhöhe schreitet eine lange, endlose Reihe von Schatten. Gestalten. Sie gehen langsam. Manche wenden ihr das Gesicht zu. Bekannte Gesichter. Vesemir. Eskel. Lambert. Coen. Yarpen Zigrin und Paulie Dahlberg. Fabio Sachs ... Jarre... Tissaia de Vries.*

*Mistle... Ger alt?*

Die nächste Tür.

*Yennefer, in Ketten geschlagen, an die vor Nässe triefende Wand eines Verlieses gefesselt. Ihre Hände sind eine einzige Masse geronnenen Blutes. Die schwarzen Haare sind verfilzt und beschmutzt... Die Lippen aufgeschlagen und geschwollen ... Doch in den veilchenblauen Augen ist der Wille zu Kampf und Widerstand noch immer nicht erloschen.*

»Mama! Halte durch! Halte aus! Ich komme dir zu Hilfe!«

Die nächste Tür. Ciri wendet den Kopf ab. Vor Bedauern. Und Peinlichkeit.

*Geralt. Und eine grünäugige Frau mit schwarzen, kurzgeschnittenen Haaren. Beide nackt. Miteinander beschäftigt, ineinander aufgehend. In der einander gespendeten Lust.*

Ciri gewinnt die Beherrschung über das die Kehle zusammenpressende Adrenalin, treibt Kelpie voran. Die Hufe trappeln. In der Dunkelheit vibriert das Flüstern.

Die nächste Tür.

*Sei gegrüßt, Ciri.*

»Vysogota?«

*Ich wusste, dass es dir gelingen wird, tüchtiges Fräulein. Meine tapfere Schwalbe. Hast du es ohne Schaden überstanden?*

»Ich habe sie besiegt. Auf dem Eis. Ich hatte eine Überraschung für sie. Die Schlittschuhe deiner Tochter ...« *Ich dachte an seelischen Schaden ...*

»Ich habe die Rache zurückgehalten ... Habe nicht alle getötet ... Ich habe den Uhu nicht getötet... Obwohl er es war, der mich verletzt und entstellt hat. Ich habe mich beherrscht.«

*Ich wusste, dass du siegen würdest, Zireael. Und dass du den Turm betrittst. Ich hatte ja davon gelesen. Denn das ist schon beschrieben worden ... Das alles ist schon beschrieben worden ... Weißt du, was ein Studium einbringt? Die Fähigkeit, sich der Quellen zu bedienen.*

»Wie kann das sein, dass wir miteinander sprechen ... Vysogota ... Bist du ...?«

*Ja, Ciri. Ich bin gestorben. Ach, unwichtig! Wichtiger ist, was ich erfahren, was ich herausgefunden habe ... Ich weiß schon, wo diese verlorenen Tage hingeraten sind, was in der Wüste Korath geschehen ist, auf welche Weise du den Verfolgern aus den Augen verschwunden bist...*

»Und auf welche Weise ich hier hereingekommen bin, in diesen Turm, ja?«

*Das Ältere Blut, das in deinen Adern fließt, gibt dir Macht über die Zeit. Und über den Raum. Über Dimensionen und Sphären. Du bist jetzt die Herrin der Welten, Ciri. Du hast eine mächtige* Kraft. *Erlaube nicht, dass Verbrecher und Nichtswürdige sie dir wegnehmen und für die eigenen Zwecke missbrauchen.*

»Ich werde es nicht erlauben.«

*Leb wohl, Ciri. Leb wohl, Schwalbe.*

»Leb wohl, Alter Rabe.«

Die nächste Tür. Helligkeit, blendende Helligkeit. Und der durchdringende Duft von Blumen.

Auf dem See lag Dunst, leicht wie Flaum, der rasch vom Winde verweht wurde. Die Oberfläche des Wassers war glatt wie ein Spiegel, auf den grünen Teppichen der flachen Seelilien prangten weiße Blüten.

Die Ufer versanken im Grün und in Blumen. Es war warm.

Es war Frühling.

Ciri wunderte sich nicht. Wie hätte sie sich wundern können? Denn jetzt war ja alles möglich. November, Eis, Schnee, gefrorener Boden, der Steinhaufen auf dem von kahlen Stängeln bestandenen Hügelchen – das war *dort.* Doch *hier* spiegelte sich der gertenschlanke Basaltturm mit den gezähnten Zinnen an der Spitze im grünen, von Seerosen übersäten Wasser des Sees. Hier war Mai, denn im Mai blühen ja die wilde Rose und die Traubenkirsche.

Jemand in der Nähe spielte auf einer Schalmei oder einer Flöte, eine lustige, hüpfende kleine Melodie.

Am Ufer des Sees standen, die Vorderfüße im Wasser, zwei schneeweiße Pferde. Kelpie schnaubte, schlug mit dem Huf auf den Felsen. Da hoben die Pferde die Köpfe und die von Wasser triefenden Nüstern, und Ciri seufzte laut.

Denn das waren keine Pferde, sondern Einhörner.

Ciri war nicht erstaunt. Sie hatte vor Bewunderung geseufzt, nicht vor Erstaunen.

Die Melodie war immer deutlicher zu hören, sie kam hinter den mit weißen Blüten besetzten Traubenkirschenbüschen hervor. Kelpie ging von selbst, ohne jede Aufforderung, in jene Richtung. Ciri schluckte. Beide Einhörner, reglos wie Statuen, schauten sie an. Sie spiegelten sich auf der glatten Wasserfläche.

Hinter den Traubenkirschen saß auf einem runden Stein ein hellhaariger Elf mit dreieckigem Gesicht und riesigen, mandelförmigen Augen. Er spielte, ließ die Finger geschickt über die Löcher der Flöte tanzen. Obwohl er Ciri und Kelpie sah, obwohl er sie anschaute, hörte er nicht auf zu spielen.

Die kleinen weißen Blüten dufteten; Traubenkirschen mit so intensivem Geruch waren Ciri im Leben noch nicht begegnet. Kein Wunder, dachte sie ganz nüchtern: In der Welt, in der ich bisher gelebt habe, riechen die Traubenkirschen einfach anders.

Denn in jener Welt ist alles anders.

Der Elf beendete die Melodie mit einem langen hohen Triller, setzte die Flöte ab, stand auf.

»Warum so lange?«, fragte er lächelnd. »Was hat dich aufgehalten?«